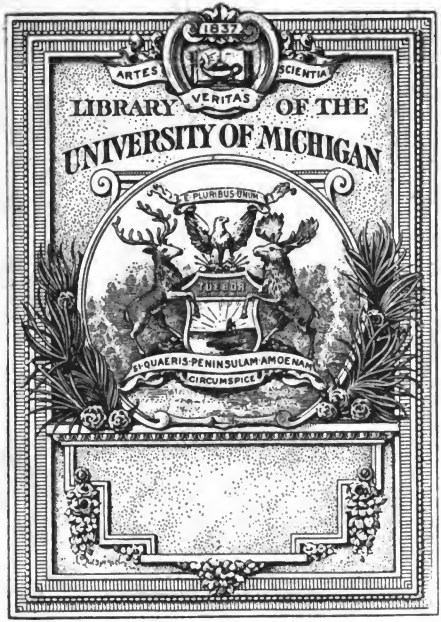

1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

830
M96
A

# Die Kunſt der deutſchen Proſa.

830
M96
A

# Die Kunst der deutschen Prosa.

Die

# Kunſt der deutſchen Proſa.

Aeſthetiſch, literargeſchichtlich, geſellſchaftlich.

Von

Theodor Mundt.

Zweite, umgearbeitete Auflage.

Verlegt
von
M. Simion in Berlin.
1843.

# Vorwort.

Diese Abhandlungen über deutsche Prosa, die bei ihrem ersten Erscheinen manche Gunst fanden und besonders das Glück hatten, eine ganze Reihe von Nachfolgern in der Bearbeitung dieses Gegenstandes zu erwecken, treten hier in einer zweiten Auflage theilweise verbessert und ergänzt hervor. Der Verfasser ist jedoch bei der Bestimmung stehen geblieben, die er seinem Buche bei der ersten Anlage gegeben, indem er dasselbe auch jetzt nicht zu theoretischen Ausführungen auf der einen und zu literargeschichtlicher Vollständigkeit auf der andern Seite hat ausdehnen wollen. Namentlich müssen die Anforderungen mancher Beurtheiler, die hier und da Namen und Bücher vermissen, damit zurückgewiesen werden,

172851

daß der Verfaſſer an dieſem Ort keine Literaturgeſchichte zu ſchreiben beabſichtigt hat.

Die Proſa als ein eigenthümliches Geiſteselement in der Sprache ſowohl wie in der Literaturentwickelung nachzuweiſen, ſie auf den verſchiedenen Stufen der Nationalbildung in ihrer höheren Verbindung mit der ganzen Geſinnung und Anſchauung der Zeit zu zeigen, und dadurch von innen heraus eine Norm für die Geſtaltung der wahren und ächten Schreibart hervortreten zu laſſen, war überall nur der Hauptzweck der Darſtellung. Bei einem mit der Lebenswirklichkeit ſelbſt ſo genau zuſammenhängenden Gebiet, wie das der Proſa, mußten daher die Anregungen vorzugsweiſe in dem Kreis der höheren Anſchauung von Welt und Zeit verweilen, und hierin bedacht ſein, auch dem größeren Publikum eine Orientirung in Literatur und Sprache von dieſer Seite aus zu gewähren.

Unter den Arbeiten, welche ich als durch meine

Darſtellung der deutſchen Proſa hervorgerufen betrachten darf, ſind mir die der Herren Küntzel und Rinne beſonders lehrreich geweſen, nur daß der letztere, der eine ſyſtematiſche Stillehre zu begründen verſucht hat, öfters die Taktik der ſpaniſchen Generäle an mir ausübt, indem er, unter dem Vorwand mich zu beſiegen, mich doch im Grunde nur ausbeutet.

Ein lediglich erfundener Vorwurf, als läge in dieſer Darſtellung der deutſchen Proſa ein der Entwickelung und Geltung der Poeſie und namentlich der Lyrik feindliches Element enthalten, wird jedem unbefangenen Leſer meines Buches ebenſo ungegründet erſcheinen, als mir ſelbſt ſolche Abſichten ewig fern ſtehen müſſen. Ich würde deſſen nicht erwähnen, wenn nicht ein mir ſehr verehrenswerther Schriftſteller, Alexander Jung, dieſen Vorwurf, der bei ihm nur aus einer Unkenntniß meines Buches hervorgegangen ſein kann, neulich wiederholt hätte.

Solche Dinge gehören zu dem literariſchen Aberglauben, der ſich über jeden Schriftſteller in irgend einer Beziehung feſtzuſetzen pflegt, und der in der Regel ebenſo ſchwer auszutreiben iſt, wie jeder andere Wahnglauben. Wenn es nach Hieronymus eine Gottloſigkeit iſt, einen ungerechten Tadel ſtillſchweigend über ſich ergehen zu laſſen, ſo habe ich ſolcher Sünden ſchon mehrere auf mein Haupt geladen, habe mich aber im Grunde ſtets ſehr wohl dabei befunden, da ich durch meine vielleicht allzu große Sorgloſigkeit auf der andern Seite immer ebenſo viel an Lebenskraft und Unverdroſſenheit der Arbeit wiedergewonnen habe. Deshalb möge es mir auch verziehen ſein, wenn ich eine ſeit mehreren Jahren gegen mich vorgebrachte Beſchuldigung erſt heut von mir abzuwehren ſuche.

Berlin, im December 1842.

# Inhalt.

## Erſter Theil.

## Theorie der deutſchen Proſa.


| | | Seite |
|---|---|---|
| I. | Deutſcher Geiſt und deutſche Sprache . . . . | 3 |
| II. | Die Individualität und die Sprache . . . . . | 6 |
| III. | Das Problem einer allgemeinen Sprache . . . | 13 |
| IV. | Verhältniß von Sprache und Gedanke . . . . . | 16 |
| V. | Poeſie und Proſa in der Sprache . . . . . | 20 |
| VI. | Wirkſamkeit der Akademieen für die Sprache . . | 25 |
| VII. | Entwickelung von Poeſie und Proſa . . . . . | 39 |
| VIII. | Allgemeiner Charakter der deutſchen Proſa . . . | 47 |
| IX. | Die Proſa des deutſchen Umgangslebens . . . . | 61 |
| X. | Die Satzbildung und der Gedanke . . . . . | 96 |
| XI. | Die Periodengliederung . . . . . | 183 |
| XII. | Die Schönheit des Stils . . . . . | 108 |
| XIII. | Numerus und Wohllaut der Proſa . . . . . | 113 |
| XIV. | Die Correctheit des Stils . . . . . | 121 |
| XV. | Verhältniß von Poeſie und Proſa in der heutigen modernen Literatur . . . . . | 132 |

## Zweiter Theil.

### Literarische Entwickelung der deutschen Prosa.


Seite

I. Die ursprünglichen Elemente der deutschen Sprachbildung und der Prosa . . . . . 139

II. Einfluß der Mystik und der Spekulation auf die Bildung der Prosa . . . . . 155

III. Ausdruck des städtischen und wirklichen Lebens im funfzehnten Jahrhundert . . . . . 168

IV. Bildung der neuhochdeutschen Gesammtsprache . . 184

V. Die deutschen Mundarten . . . . . 215

VI. Fernere Entwickelungen der neuhochdeutschen Sprache 224

VII. Die Sprachbildung des siebzehnten Jahrhunderts . 240

VIII. Die Sprachbildung des achtzehnten Jahrhunderts . 283

IX. Verhältniß von Poesie und Prosa im achtzehnten Jahrhundert . . . . . 308


## III.

### Die literarischen Gattungen der Prosa.


I. Die Prosa in der Poesie . . . . . 321

II. Verhältniß der Prosa zur Weltbildung und den gesellschaftlichen Bedürfnissen . . . . . 336

III. Verhältniß der Prosa zur Wissenschaft . . . . . 345

# Erſter Theil.

# Theorie der deutſchen Proſa.

## I. Deutscher Geist und deutsche Sprache.

Unsere „Haupt- und Heldensprache", wie Leibnitz die deutsche nennt, hatte außerordentliche Tapferkeit in ihrer Entwickelung zu beweisen viele Gelegenheit. Die umwandelnden Jahrhunderte haben an dem spröden Korn ihres Urgesteins fortwährend gerieben und zerbröckelt, und die seltensten grammatischen Vorzüge ihrer Jugend, wodurch sie mit den antiken Sprachen wetteifern konnte, sind an ihr verblichen. Ein ähnliches Bild grammatischer Zerstörung, die parallel läuft mit dem höchsten Drang geistiger Entfaltung, möchte nicht aufzufinden sein, denn nur die deutsche Sprach- und Culturgeschichte zeigt diesen Contrast einer umgekehrten Entwickelung, wonach die Sprache erst im Greisenalter ihrer Formen dem ausgebildetsten Inhalt dient und von diesem geistige Mittel der Darstellung, innere Plastik des Gedankens, empfängt: eine neue Epoche geistigen Reichthums, nach Untergang der Naturstufe, auf der sie einen

grammatiſchen Reichthum von Wendungen, Gefügen und organiſchen Eigenſchaften beſaß, die heut vergeblich zurückgewünſcht werden.

Deutſcher Geiſt und deutſche Sprache ſtanden immer in einer ſeltſamen Gegenwirkung, und haben noch nicht ſeit lange ein befriedigendes Wechſelverhältniß zu einander erreicht. Die deutſche Wiſſenſchaft, die ſich lateiniſch ausdrückte, das deutſche Geſellſchaftsleben, das italieniſch und franzöſiſch redete, das poetiſche deutſche Volksherz, das die heimathlichen Laute bald keck hervorquellen ließ, bald auch wieder wie ſtumm werdend verlernte, dies waren verlegene Zuſtände einer Nationalbildung, die nur ſo lange möglich ſind, als eine Nation noch nicht eine eigenthümliche Summe origineller Weltanſchauung in ihrem Vermögen hat. Iſt ſie aber einmal zu dieſer gelangt, ſo iſt auch eine ſcharf geprägte Individualität in ihr fertig, welche ſich jeder ſprachlichen Fremdherrſchaft von ſelbſt widerſetzt und einen eigenen Haushalt und Heimathsheerd ihrer Nationalſprache für alle Lebensbeziehungen verlangt und feſtſtellt.

Ob der Deutſche im Fortgang ſeiner Geſchichte an hiſtoriſcher Individualität verloren oder gewonnen habe, davon ſoll hier die Rede nicht ſein.

Aber in ſeiner Weltanſchauung hat ſich etwas entſchieden Deutſches immer reichhaltiger individualiſirt, wenn nicht durch hiſtoriſche, doch durch ſpeculative Elemente getragen, und dieſe in ihre Blüthe getretene innere Perſönlichkeit hat eine ſchon ergraute, in ihren Formen abgeplattete und ſo oft treulos preisgegebene Sprache wieder zu neuem Lebensgebrauch an ſich heraufgerankt. Die anerkannte und erwieſene Nothwendigkeit der deutſchen Sprache für den deutſchen Geiſt dauert noch nicht viel länger als ein Jahrhundert. So jung iſt das harmoniſche Bündniß zwiſchen unſerer Stammſprache und Nationalcultur, während noch die Lyriker des ſiebzehnten Jahrhunderts zur Abwechſelung auch als Nachtigallen Latiums ſich gebärdeten, und Leibnitz, der von der deutſchen Sprache groß dachte und ſchrieb, doch ſeine eigenſten und innerſten Gedanken größtentheils nur lateiniſch oder franzöſiſch ausdrückte.

## II. Die Individualität und die Sprache.

Alle Sprache, alle Fähigkeit der Darstellung, ist auf die Individualität zurückzuführen. Der Ursprung unserer Sprache hat dieselbe Geschichte, wie der Ursprung unserer Gedanken. Beide liegen im Individuum, und das Individuum selbst ist nichts und nichtexistirend ohne sie. Es wäre schwierig zu sagen, was das Individuum noch sei, außer seiner Sprache und seinen Gedanken, die, gegen einander selbst unzertrennlich, zusammen den Bast und das feste Gewebe der Persönlichkeit ausmachen. Bei den Stummen muß eine innere Sprache, die ihnen im Stillen die Seele bewegt, angenommen werden, weil ein menschliches Dasein ohne Sprache undenkbar ist. Die Sprache entsteht aus der Individualität, oder sie ist vielmehr diese selbst, und mit diesem Gesichtspunkt schließt man alle so vielfältig und wunderlich angestellten Untersuchungen über den Ursprung der Sprache. Süßmilch führte im vorigen Jahrhundert den Beweis, daß der Ursprung der menschlichen Sprache göttlich sei, und Herder widerlegte ihn in seiner berühmten Preisschrift, in der, neben vielen sentimentalen und declamatorischen Allgemeinheiten, worin so häufig

Herder's Unterſuchungen verſchwimmen, doch der ſchlagende Grundgedanke feſtgehalten iſt: daß menſchliche Vernunft und menſchliche Sprache etwas Identiſches und gleichzeitig miteinander Hervorgegangenes. Wird daher bei dem ſogenannten göttlichen Urſprung der Sprache Gott wie ein Schullehrer gedacht, der uns die Wörter erfunden und zuerſt Fibel und Grammatik verfertigt, ſo wäre dieſe Vorſtellung, obwohl ſonſtigem populairen Verhältniß zu Gott analog, doch eben ſo unſinnig, als wenn man behauptet hat: die Thiere würden Alles erreichen, was der Menſch iſt, wenn ſie nur die Sprache beſäßen. Das Thier kann eben, weil es kein Menſch iſt, die Sprache nicht beſitzen, und die Thierſubſtanz wird in den eigenthümlichen Lauten, die ihr vergönnt ſind, hinlänglich ſich und Andern klar, ohne noch etwas in ſich zu tragen, was nicht lautbar an ihr werden könnte. Die Stimme der Nachtigall iſt die Nachtigall ſelbſt. In den hellen Wirbeln der Frühe verhaucht das Morgengeſchöpf, die Lerche, ſeine ganze Exiſtenz. Sonſt wäre es mit der Schöpfung ſchlecht beſtellt, wenn die Thiere nur Thiere wären, weil der Schöpfer ſie bei der alſo mechaniſch gedachten Sprachvertheilung willkürlich übergangen.

Der göttliche Urſprung der Sprache hat in einem andern Sinne ſeine Wahrheit, in welchem er in den Urſprung der menſchlichen Individualität ſich verliert. Herder würde ſich mehrere Umwege erſpart haben, wenn er die Sprache ſogleich als die Auseinanderlegung der menſchlichen Perſönlichkeit ſelbſt aufgefaßt hätte. Bei aller zugegebenen Einheit und Unzertrennlichkeit von Vernunft und Sprache, Wort und Gedanke, iſt doch die menſchliche Sprache etwas Gemiſchtes, das nur nach der einen Seite in unſer rein Vernünftiges und Göttliches, nach der andern aber in unſer Seeliſches und in das Nervenleben hineinreicht. Dies iſt die ächte Miſchung des Individuellen, welches Sprache wird, und ſo gehen Temperament, Blut und Leidenſchaften der Völker in ihre Grammatik und Wörterbücher über. Die reine Vernunft, die alle Nationen zu einer gleichen intellectuellen Anſchauung führt, würde als Sprachbildnerin eine allgemeine Sprache erzeugt haben, die bis jetzt nur als künſtliches Problem erfindenden Köpfen vorgeſchwebt hat. Der Urſprung der Sprache als Auslautung und Wortwerdung der Individualität geſtaltet die volksthümliche Verſchiedenheit der Sprachen. Der verſchiedenartige Eindruck, den ein und

derſelbe Gegenſtand auf verſchieden erregte und nationell gefärbte Gemüther hervorbringt, giebt derſelben Sache die mannichfaltigſten Klangbezeichnungen und Lautfiguren, abhängig von Luft, Himmel, Waſſer und Erde.

Wilhelm von Humboldt ſagt ſehr treffend in der Einleitung zu ſeinem großen Werk über die Kawi-Sprache*): „Die Geiſteseigenthümlichkeit und die Sprachgeſtaltung eines Volkes ſtehen in ſolcher Innigkeit der Verſchmelzung in einander, daß, wenn die eine gegeben wäre, die andere müßte vollſtändig aus ihr abgeleitet werden können. Denn die Intellectualität und die Sprache geſtatten und befördern nur einander gegenſeitig zuſagende Formen. Die Sprache iſt gleichſam die äußerliche Erſcheinung des Geiſtes der Völker; ihre Sprache iſt ihr Geiſt, und ihr Geiſt ihre Sprache; man kann ſich beide nie identiſch genug denken. Wie ſie in Wahrheit mit

*) Ueber die Kawi-Sprache auf der Inſel Java, nebſt einer Einleitung über die Verſchiedenheit des menſchlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geiſtige Entwickelung des Menſchengeſchlechts. Erſter Band 1836, mit einer ſehr ſchön geſchriebenen Vorrede des Herausgebers, Alexander von Humboldt.

einander in einer und ebenderselben, unserem Begreifen unzugänglichen Quelle zusammenkommen, bleibt uns unerklärlich verborgen. Ohne aber über die Priorität der einen oder andern entscheiden zu wollen, müssen wir als das reale Erklärungsprinzip und als den wahren Bestimmungsgrund der Sprachverschiedenheit die geistige Kraft der Nationen ansehen, weil sie allein lebendig selbstständig vor uns steht, die Sprache dagegen nur an ihr haftet. Denn insofern sich auch diese uns in schöpferischer Selbstständigkeit offenbart, verliert sie sich über das Gebiet der Erscheinungen hinaus in ein ideales Wesen. Wir haben es historisch nur immer mit dem wirklich sprechenden Menschen zu thun, dürfen aber darum das wahre Verhältniß nicht aus den Augen lassen. Wenn wir Intellectualität und Sprache trennen, so existirt eine solche Scheidung in der Wahrheit nicht. Wenn uns die Sprache mit Recht als etwas Höheres erscheint, als daß sie für ein menschliches Werk, gleich andern Geisteserzeugnissen, gelten könnte, so würde sich dies anders verhalten, wenn uns die menschliche Geisteskraft nicht bloß in einzelnen Erscheinungen begegnete, sondern ihr Wesen selbst uns in seiner unergründlichen Tiefe entgegenstrahlte

und wir den Zusammenhang der menschlichen Individualität einzusehen vermöchten, da auch die Sprache über die Geschiedenheit der Individuen hinausgeht. Für die praktische Anwendung besonders wichtig ist es nur, bei keinem niedrigeren Erklärungsprinzipe der Sprachen stehen zu bleiben, sondern wirklich bis zu diesem höchsten und letzten hinaufzusteigen, und als den festen Punkt der ganzen geistigen Gestaltung den Satz anzusehen, daß der Bau der Sprachen im Menschengeschlechte darum und insofern verschieden ist, weil und als es die Geisteseigenthümlichkeit der Nationen selbst ist."

Die Einheit der Sprache mit der Individualität ist heut noch als das stärkste Band des Patriotismus übrig geblieben. Die tiefsten Bedürfnisse seines innern Menschen kann man doch nur in seiner Heimathsprache, die mit den eigensten Anschauungen zugleich aufgewachsen, ganz und gar ausklingen. Die kosmopolitischen Gränzaufhebungen, die weltliterarischen Constellationen, sind in unserer Zeit um so weniger als Auflösungssymptome des Individuellen zu fürchten, als vielmehr die Sprachen als individueller Einschlag in das allgemeine Gewebe der Völker-Association übrig bleiben werden, und dadurch die ganze Macht der Indivi-

dualität ſelbſt obenauf und gültig erhalten wird. Man kann in einer Sprache nicht dieſelben Gedanken haben und ausdrücken, wie in einer andern, und allen antipatriotiſchen Anwandelungen zum Trotz, macht das tägliche deutſche Gedankenbedürfniß Jeden wieder zum deutſchen Menſchen. Was ſoll man in fremder Zunge anfangen mit ſeinen geheimen Herzſchlägen, mit ſeinem metaphyſiſchen Dichten und Trachten, und mit all den ſkeptiſchen, ironiſchen und weltverlachenden Geheimniſſen des Gemüths, die zugleich Geheimniſſe des Stils werden, aber niemals fertiges Eigenthum der Wörterbücher? Der deutſche Gedanke wird mit dem Heimweh nach dem deutſchen Wort geboren, und durch alle von den Umſtänden irgendwie gegebene Nöthigungen in ein fremdes Kleid bricht, wie Schweizerthränen beim Alphornsruf, die Sehnſucht danach aus ihm hervor. Auch unſere modernen ſpeculativen Anſchauungen ſind bereits eben ſo feſt mit der deutſchen Sprache als mit unſerm täglichen Ideenkreis, dem wir geläufig alle Erſcheinungen unterordnen, verwoben. Was ſich uns in den Lebensgebilden nach Richtungen von Geiſt, Seele, Gemüth, Vernunft, Verſtand, Herz, abzutheilen und zu gliedern pflegt, iſt, ſeinem ganzen

speculativen Fächerwerk nach, so deutschthümlich, daß schon diese Wortunterschiede, geschweige denn die daran haftende bestimmte Gedankenreihe, in keinem fremden Stempel sich nachprägen lassen.

## III. Das Problem einer allgemeinen Sprache.

Eine allgemeine Völker-Association, wenn sie wirklich historisches Ziel ist, wird dennoch die Volkssprachen nicht verwischen. Noch weniger wird sie aber die allgemeine Sprache herstellen, die eine Zeitlang ebenfalls als höchstes Ziel und Ideal des Völkerverkehrs angesehen ward. Das bekannte Alphabet der menschlichen Gedanken, mit dem sich Leibnitz in seiner Analysis notionum in Alphabetum (ut appello) cogitationum humanarum beschäftigte, konnte ebenso wenig reale Erfolge haben, als die schon früher entwickelte, obwohl fast gänzlich unbekannt gebliebene Ideographie des Carteſius, die er in seinen Briefen (l. III. ad Mersennum) bei weitem klarer als Leibnitz auseinandersetzte und worauf Radlof (teutschkundliche Forschungen II. 70 fg.)

zuerst wieder aufmerksam machte. Die Hypothesen beider Philosophen trafen darin zusammen: einmal, daß es der Wissenschaft möglich werden müsse, alle menschlichen Gedanken aufzuzählen und in einer gesetzlichen Ordnung und Reihenfolge, die der Zahlenordnung gleich käme, darzustellen; und dann, daß eine allgemeine Sprachschrift erfindbar sei, um damit jeden Gedanken gewissermaßen so abzuschreiben, daß er, wie ein Rechenexempel, nicht nur in sich richtig und Ausdruck eines richtig Gedachten sei, sondern auch in dieser Abzeichnung in allen Sprachen ohne Uebersetzung verstanden werden könne. Leibnitz glaubte sogar, daß durch Erfindung eines solchen Organons fortan aller Irrthum im menschlichen Denken zu vermeiden sei. Man nehme dies für nichts Anderes als was es ist, für eine metaphysische Bizarrerie, die mit großen, unlösbaren Problemen zusammenhängt! Wie große Bewegungen auch zu verschiedenen Zeiten für diese Ideen gemacht wurden, alle Ausführungsversuche, darunter die wichtigsten von Wilkins, De Maimieur, Becher und Schmid, brachten nur Unsinn vor, und gelangten höchstens zu einer ganz gemeinen und mechanischen Dechiffrirung der Wörter, statt der Begriffe. Mit der allgemeinen Weltsprache würde

man bei seinem nächsten Wandnachbar kein Stück Brot fordern können, und wenn man noch weit mehr damit zu erreichen vermöchte, so würde es immer unnütz und wirkungslos sein. Denn da die einzelnen Gedankenverbindungen ebenso sehr etwas Individuelles und Nationales sind, als die Sprache, so würde mindestens jede Volksindividualität ein anders nüancirtes System der Pasigraphie haben, mithin diese widersinnig und unnöthig sein, da sie die volksthümlichen Trennungen doch nicht zu überwinden vermöchte. Das Problem einer allgemeinen Sprache bewies bei seiner Ausführung immer die nothwendige Individualität der Sprache.

Der Franzose wird daher fortfahren, französisch zu schreiben, der Engländer englisch, der Deutsche deutsch. Die bestimmteste und gebildetste Individualität, die sich mit Freiheit in der Sprache erschließt, wird zugleich die höchsten Erfordernisse in der Kunst der Darstellung von selbst befriedigen. —

## IV. Verhältniß von Sprache und Gedanke.

Die Sprache, als Offenbarung der ganzen menschlichen Individualität, hat ohne Zweifel auch großen Antheil an unsern Gedanken und deren Bildung. Darüber hat schon Wilhelm von Humboldt in seiner Abhandlung „über das Entstehen der grammatischen Formen und ihren Einfluß auf die Ideenentwickelung"*) einzelne treffende Andeutungen gegeben und besonders hervorgehoben, daß der Geist auch von der Sprache empfängt. Es tritt hier auch in der intellectuellen Welt das Verhältniß von Geist und Körper ein, das in seiner geheimnißvollen Wechselwirkung das eigenste Leben des Organismus darstellt. Wie sehr der Geist auch seine Unabhängigkeit behauptet, um sich lediglich aus sich selbst zu begründen, so kann doch auch dem Körper selbst in seiner ganz physischen Bedeutung nicht bestritten werden, daß er geisterzeugend und zum Geiste mitwirkend ist. So schießen auch aus der Sprache eigenthümliche Säfte zum Gedanken hin, die denselben befruchten und ausbilden helfen.

*) in den Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften 1822—23.

Die Sprache ist daher ebenso sehr Inhalt wie Mittel, und auf der vollendetsten Einheit und Verschmelzung beider beruht die Vollkommenheit aller Darstellung. Darstellung ist Bildung, und hat, wie diese, einestheils ein überliefertes und lehrbares, anderntheils ein productives Element an sich, deren eigenthümliche Verbindung Sache des Talents ist. Dem im Volksgeist arbeitenden Talent muß überhaupt überlassen bleiben, das Verhältniß von Sprache und Gedanke nach seiner freien Art zu organisiren, denn jede absichtliche und künstliche Ausbildung einer Sprache, abgetrennt von der geistigen Production, ist erfolglos für dieselbe. Der im Allgemeinen richtige Satz Humboldts: „daß nur die grammatisch gebildeten Sprachen vollkommene Angemessenheit zur Ideenentwickelung besitzen" (a. a. O. S. 427.), erleidet die vielfältigste Nüancirung in der Anwendung und der Geschichte der Sprachen. Grammatische Bildung einer Sprache ist überhaupt etwas sehr Relatives und einzeln schwer zu Fassendes, denn man gebe den Eskimo's eine Sprachakademie, welche ihnen die Sprache nach Gesetzen gliederte und ordnete, und man hätte vergeblich zu warten, ob eine Eskimo-Literatur danach entstände, wenn auch

das grammatiſche Kunſtſtück noch ſo glücklich gelingen ſollte.

Die Entwickelung der Sprachen iſt vielmehr die, daß ſie den grammatiſchen Naturzuſtand abſtreifen und ſich zu vergeiſtigen trachten. Eine gebildete Sprache heißt am Ende die für den weiteſten Gedankeninhalt am meiſten aufnahmefähige, und ſie kann das Paradies ihrer ſchönſten leiblichen Formenbildung längſt verloren haben. Was wir im vorigen Abſchnitt von der deutſchen Sprache bemerkten, daß die höchſte Stufe ihrer geiſtigen Entwickelung gerade mit ihrem grammatiſchen Verfall zuſammentrifft, hat Jacob Grimm*) noch allgemeiner zu der Behauptung ausgedehnt: daß die Bildung des menſchlichen Geſchlechts mit der Vollendung ſeiner Sprache in einem reinen Gegenſatz ſtehe, und, je mehr von der allgemeinen Cultur des menſchlichen Geiſtes in die Sprache übergehe, die letztere deſto mehr an der Größe und Originalität ihrer eigenſten grammatiſchen Natur verliere. Indeß darf man es, glaube ich, mit ſolchem Ver-

*) in der Einleitung zur erſten Ausgabe ſeiner deutſchen Grammatik (ſ. beſonders S. XXVII fg.), die leider in den folgenden Auflagen fortgeblieben.

luſt nicht allzu genau nehmen, da der Erſatz ihm hinlänglich die Wagſchale hält, und es mit dem grammatiſchen Paradies ohne Zweifel dieſelbe Bewandtniß hat, wie mit dem Unſchuldszuſtande der Menſchheit. Man beklagt ihn häufig, aber man vermißt ihn ſelten. Unſere Sprache hat allerdings außerordentliche Vortheile der Flexion, eine ganze volltönende Muſik runder und ausgeſchriebener Formen, eine ganze Plaſtik ſchwellender und von ſinnlichem Leben ſtrotzender Wortfiguren eingebüßt, die uns aus dem Gothiſchen und Althochdeutſchen wie Rieſen der Vorzeit entgegentreten. Grimm ſagt ſehr ſchön: „Man kann die innere Stärke der alten Sprache mit dem ſcharfen Geſicht, Gehör, Geruch der Wilden, ja unſerer Hirten und Jäger, die einfach in der Natur leben, vergleichen. Dafür werden die Verſtandesbegriffe der neueren Sprache zunehmend klarer und deutlicher. Die Poeſie vergeht, und die Proſa (nicht die gemeine, ſondern die geiſtige) wird uns angemeſſener.“

## V. Poeſie und Proſa in der Sprache.

Die Poeſie der Sprache iſt die noch unentfärbte Bildlichkeit, welche auf der Naturſtufe an ihr blüht. In dieſer Zeit giebt es überhaupt noch keine Proſa, weil jedes Wort ſchon durch ſeine Wurzel und Zuſammenſetzung einen poetiſchen Eindruck erregt, weil jede Bezeichnung ein Verſuch zu dichten iſt. Die Sprache wendet ſich den gedankenſchwereren und dem bloßen Inhalt dienenden Verknüpfungen der Proſa dann erſt mit Kunſt und Erfolg zu, nachdem die bildliche Bedeutung, die am Worte haftet und dabei verweilen macht, abgeblüht iſt. Dann werden die Wörter für ſich ſelbſt nicht mehr empfunden, ſie ſtehen mehr oder weniger als weſenloſe Zeichen da und haben ihr Leben nur in dem allgemeinen Inhalt des Gedankens, zu deſſen Chiffrirung ſie zuſammengeſtellt ſind. Wer denkt noch bei dem Worte Kind (chint, von der Wurzel chin, keimen) daran, daß er etwas Metaphoriſches: das Gekeimte, Erblühte, damit ausſpricht? Andere Ausdrücke, die beſonders durch ihre Zuſammenſetzung poetiſche Metaphern machen, z. B. halsſtarrig, widerſpänſtig, und unzählige ähnliche, ſind ebenfalls in dem Sinne

prosaisch oder vielmehr vergeistigt geworden, daß sie nur den Gedanken ausdrücken, ihr bildliches Gepräge aber sich gänzlich für uns verwischt hat; während noch Leibnitz das Bildliche solcher Wörter, wie einfließen, ausfließen, abhängen, haften, so lebhaft zu empfinden schien, daß er ihren Gebrauch, als für den philosophischen Stil zu tropisch, selbst in lateinischer Rede den Scholastikern zum Vorwurf machte und für Affectation anrechnete*). In der neuesten Zeit hat vornehmlich Graff bei Gelegenheit seines Althochdeutschen Sprachschatzes auf das bildliche Element der deutschen Wörter zurückgewiesen, denn bildlich muß man fast immer den Eindruck nennen, den man durch die Auseinanderlegungen der Etymologie empfängt. Aber dieser Sprachforscher, der damit seinem großartigen Werke ohne Zweifel nur eine populaire Seite der Nutzbarkeit nachweisen wollte, hat eine zu starke Wichtigkeit darauf gelegt, daß wir wieder in die ursprüngliche Bedeutung unserer Wörter zurückversetzt würden. Im Grunde werden wir doch für das Leben und die Production wenig damit anzufangen

*) in seiner Abhandlung de stilo philosophico p. 51. (Leibnitii Opera, ed. Lud. Dutens, Tom. VI.)

wiſſen, wenn es uns auch immer gegenwärtig bleibt, daß Kind von der alten Wurzel chin, daß Leichnam, aus lih, Körper, und ham, Bedeckung, Hülle, das fleiſchliche, leibliche Kleid bedeutet, daß Getraide in ſeiner alten Form gitragidi lautend, die Wurzel tragan, tragen, hat*) u. ſ. w. Das unbeſtreitbare Intereſſe hiebei iſt das der wiſſenſchaftlichen Forſchung ſelbſt, aber den Wörtern kann dadurch nicht, wie Graff begeiſtert träumt, „ihre Seele wieder zugeführt", noch „unſerer zu einer todten Zeichenmaſſe erſtarrten Sprache die Friſche ihrer jugendlichen Lebensfülle, die Kraft des lebendigen Eindrucks" von Neuem zurückgegeben werden. Dies beruht vielmehr auf einer unrichtigen oder widergeſchichtlichen Anſicht. Die Wörter können auf gebildeter Culturſtufe des Geſchlechts allerdings nur als Zeichen- und Mimenſpiel des Gedankens gelten. Die ſinnliche Malerei tritt aus dem einzelnen Wort in die Bedeutung des ganzen Satzes über, der ſolche Eindrücke, wenn ſie in der Intention liegen, darſtellbar zu machen hat, und in dieſer Periode erſt gliedert ſich eine Sprache am

*) Graff's Althochdeutſcher Sprachſchatz, Bd. I. S. III. IV. fg.

freieſten in kunſtvolle Darſtellung, vornehmlich in das dialektiſche Satzgefüge der Proſa. Wenn die Entwickelungsgeſchichte die Quellen der Sprache verſchüttet, ſo muß ſie ihren guten Grund dazu haben, und die gelehrten Wiederaufgrabungen müſſen, bei allen ruhmwürdigen Erfolgen, doch auf den verzichten, am Leben ſelbſt etwas durch ihre Reſultate zu ändern. Iſt die Bedeutſamkeit des Wortes untergegangen, ſo beginnt dafür die Bedeutſamkeit des Satzes. Bei allem etymologiſchen Gedächtniß, das uns doch am Ende mehr peinigen als begeiſtern möchte, würde es ſchlechterdings unmöglich fallen, uns redend und gedankenmittheilend bei der urſprünglichen Bedeutung der Wörter aufzuhalten, ſollten auch die ſinnreichſten Beziehungen dabei ins Spiel treten können. Niemand verdaut nach einem Handbuch der Phyſiologie, oder iſt, wenn er ſie auch noch ſo genau kennt, der Organe in dem Augenblick ſich bewußt, wo er ſie zur beſten Vollbringung dieſes Prozeſſes anwendet. So wird auch die organiſche Selbſtſtändigkeit der Wörter ignorirt, und kein etymologiſcher Geiſterbeſchwörer vermag ihnen die ſelbſteigene Seele zurückzugeben, die ſie an das Allgemeine des Satzes verloren haben. Leibnitz ſagt ſehr treffend in ſeinen

„Unvorgreiflichen Gedanken“ ꝛc. § 5 u. 6: — „Gleichwie man in großen Handelsſtädten, auch im Spiel und ſonſten, nicht allezeit Geld zahlet, ſondern ſich an deſſen Statt der Zeddel oder Marken bis zur letzten Abrechnung oder Zahlung bedienet; alſo thut auch der Verſtand mit den Bildniſſen der Dinge, zumal wenn er viel zu denken hat, daß er nehmlich Zeichen dafür brauchet, damit er nicht nöthig habe, die Sache jedesmal, ſo oft ſie vorkommt, von Neuem zu bedenken. — Und gleichwie ein Rechenmeiſter, der keine Zahl ſchreiben wollte, deren Halt er nicht zugleich bedächte, und gleichſam an den Fingern abzählte, wie man die Uhr zählet, nimmer mit der Rechnung fertig werden würde: Alſo wenn man im Reden und auch ſelbſt im Gedanken kein Wort ſprechen wollte, ohne ſich ein eigentliches Bildniß von deſſen Bedeutung zu machen, würde man überaus langſam ſprechen, oder vielmehr verſtummen müſſen, auch den Lauf der Gedanken nothwendig hemmen, und alſo im Reden und Denken nicht weit kommen.“

## VI. Wirkſamkeit der Akademieen für die Sprache.

Die Sprache einem grammatiſchen Ideal zuzuführen, oder, wie es bei uns der Fall wäre, zu ihm zurückzuführen, iſt immer ein um ſo mißlicheres Beginnen, da, wie wir angedeutet haben, der productive geiſtige Fortgang des Menſchengeſchlechts dabei in Conflict tritt. Das Inſtitut der Akademieen, das man auch als geſetzgebende Verſammlung für die Sprache vielfältig aufzubieten geneigt war, könnte nur dann erſt ſolche Wirkſamkeit einigermaßen behaupten, wenn es auch den ſich fortbewegenden Inhalt einer Nation zu beherrſchen und an beſtimmte Geſetze zu binden vermöchte. Der Verluſt der ſinnlichen Lebensſtärke einer Sprache iſt aber nichts als die Uebergewalt des Gedankens, der ſich ſeiner urſprünglichen Einheit mit der Sprache inſofern wieder bemächtigt, als er dieſelbe ganz in den Inhalt aufgehen macht und in die geiſtigen Combinationen deſſelben untertaucht. An die Stelle des grammatiſchen Sprachintereſſes tritt das Intereſſe der Darſtellung.

Man hat in neueſter Zeit die Frage der Akademieen wieder angeregt, vornehmlich zur Einwir-

kung auf vollendete prosaische Darstellung, deren zeitgemäße Bedeutsamkeit wenigstens damit ausgesprochen worden ist. Ausgezeichnete Männer in hoher und bevorzugter Stellung sollen kürzlich mit Ideen umgegangen sein, durch welche die laufende deutsche Literatur in dieser Weise einen Mittelpunkt ihrer wichtigsten Interessen finden sollte. Namentlich hat sich Fürst Metternich, mehrfachen Berichten zufolge, mit diesem Gedanken einer deutschen Akademie beschäftigt, wobei dann nahe liegt, daß damit zugleich eine gewisse gültige und normale Darstellung des nationalen Geisteslebens überhaupt gefunden werden solle. Auf die Würdigung solcher Pläne einzugehn, ist noch nicht vergönnt, da sie sich für uns entweder in politische Combinationen verlieren, oder als etwas noch nicht fertig Gedachtes der Zukunft überlassen bleiben müssen.

Die bestimmteste Sprachgesetzgebung ließ Muhamed ausgehen. Er verbot durch ein Landesgesetz, daß sich Niemand erdreisten solle, besser zu schreiben als er, der vom Geiste Gottes getrieben sei, und von dieser Zeit an verblühte und verkam die arabische Sprache.*) Großsinniger hat neuer-

*) Nach Michaelis; vgl. auch Radlof, deutschkundliche Forschungen II. 256.

dings der König von Baiern, der Verfaſſer der „Walhalla-Genoſſen", in einem öffentlichen Decret zu erkennen gegeben, daß ſeinen Stil zu tadeln Niemanden im Lande zum Vorwurf oder zur Strafe gereichen ſolle.

Dem oben bemerkten verderblichen Erfolg muhamedaniſcher Akademie aber ſtehen bei den uns näher angehenden Verſuchen wenigſtens keine poſitiven und günſtigen Reſultate gegenüber, bei allem Eifer, mit dem man ſich oft nach Autoritäten und Baumſchulen für das wilde Wachſen der deutſchen Sprache umgeſehen. Leibnitz, der ſelbſt das Einſammeln der Sprache in ſolchen Arzeneigläſern, wie das Dictionnaire der franzöſiſchen Akademie, billigte und empfahl, ſcheint auch für Deutſchland an eine Einwirkung der Akademieen auf die Sprache gedacht zu haben, wie aus mehreren Stellen in ſeinen „Unvorgreifflichen Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbeſſerung der deutſchen Sprache" hervorgeht.*) Welche Art von Fragen er jedoch beſonders ſolcher akademiſchen Entſcheidung zu unter-

*) Vgl. beſonders S. 19. und am Schluß S. 51. (§. 114.) in der Ausgabe: Leibnitii Opera, ed. Lud. Dutens, (Genev. 1768.) Tom III. Pars. II.

breiten ſcheint, zeigt ſich vielleicht in folgender Stelle (a. a. O. S. 48. §. 108.), wo Leibnitz einen „ſeltſamen Fall" berührt: „Sonſt ſind wohl einige Zweifel bei uns vorhanden, darüber ganze Länder von einander unterſchieden und Canzeleyen ſelbſt gegen Canzeleyen ſtreiten, als zum Exempel, was für Geſchlechts das Wort Urtheil ſei? Im Reiche beim Reichs-Hoff-Rath, beim Reichs-Kammer-Gerichte und ſonſt iſt Urtheil weiblichen Geſchlechts und ſaget man die Urtheil; Hingegen in denen Oberſächſiſchen Gerichten ſpricht man das Urtheil. Die Urtheil hat nicht allein die höchſten Gerichte, ſondern auch die größte Zahl vor ſich. Das Urtheil aber berufft ſich auff den Sprachgrund der Analogie. Dann weil Theil nicht weiblichen Geſchlechtes und ehe geſagt wird das Theil als die Theil (in singulari), ſo ſollte man meynen, es müßte auch ehe das Urtheil als die Urtheil heißen; doch der Gebrauch iſt der Meiſter. Non nostrum inter vos tantas componere lites. Ich überlaſſe es künfftiger Anſtalt mit vielen andern dergleichen Fragen, welche endlich ohne Gefahr etwas warten und auff die lange Bank geſchoben werden können." — Wie wenig aber Leibnitz ſelbſt von dem Einfluß einer ſolchen Akademie auf

die wirkliche productive Fortbildung der Sprache halten mochte, geht aus einer gleich darauf folgenden Stelle hervor: „Nun wäre noch übrig, vom Glantz und Zierde der Teutschen Sprache zu reden, will mich aber damit anietzo nicht auffhalten, dann wann es weder an bequemen Orten noch tüchtigen Redensarten fehlet, kommt es auff den Geist und Verstand des Verfassers an, um die Worte wohl zu wehlen und füglich zu setzen. Und weil dazu viel helffen die Exempel derer, so bereits wohl angeschrieben und durch einen glücklichen Trieb der Natur den andern das Eiß gebrochen, so würde nicht allein nöthig sein ihre Schrifften hervorzuziehen und zur Nachfolge vorzustellen, sondern auch zu vermehren, die Bücher der alten und auch wohl einiger neuen Haupt-Autoren in gutes Teutsch zu bringen und allerhand schöne und nützliche Materien wohl auszuarbeiten."

Die abentheuerlichen Sprachgesellschaften, welche sich im siebzehnten Jahrhundert nach Vorbild der italienischen Akademieen bildeten, hatten auf die deutsche Sprache fast gar keinen Einfluß, und bewiesen durch sich ebenfalls, daß nur die lebenzeugende Production im Stande sei, denselben zu gewinnen. Von Deutschlands Akademieen selbst wurde

ſogar die ausländernde Heimathloſigkeit der deutſchen Zunge eher begünſtigt als widerſprochen, und wie ſehr gewiß Leibnitz als Gründer einer Akademie vorzugsweiſe ein Characterbild deutſcher Wiſſenſchaft vor Augen hatte, ſo wurde es doch gerade bei der berliniſchen Akademie anfängliches Geſetz, die Abhandlungen in franzöſiſcher Sprache zu ſchreiben und vorzuleſen. Klopſtock ließ deshalb in ſeiner „Gelehrtenrepublik" durch die Aldermänner derſelben die „berliner und mannheimer Akademiſten" in Anklageſtand verſetzen, weil ſie nicht in deutſcher Sprache ſchrieben*), wie er es denn überhaupt in ſeinem hochherzigen Eifer für die Sprache des Thuiskon, womit er auch in den Grammatiſchen Geſprächen gegen alle Ausländerei heftige Fehde begann, zum erſten Geſetz der deutſchen Gelehrtenrepublik machte: „wer in lateiniſcher Sprache ſchreibt oder in einer neuen ausländiſchen, wird ſo lange Landes verwieſen, bis er etwas in unſerer Sprache herausgiebt" — „ſelbſt Leibnitz, wenn er wieder käme."

Wenn man die deutſche Literatur und ihre ſich ſelbſt überlaſſene Darſtellung aus den Studirſtuben,

*) Die deutſche Gelehrtenrepublik. Frankfurt und Leipzig 1774. S. 366.

einſamen Poetenſteigen, Vetter-Michel-Soireen und Salons-Verabredungen plötzlich aufgerufen und verſammelt denkt zu einem Mittelpunkt öffentlicher Repräſentation, ſo wäre immer noch das Schwierigſte übrig, zu beſtimmen, wo die beabſichtigte Wirkſamkeit anfangen und wieder aufhören ſolle. Als Klopſtock ſeine Telyn, die „tönt zu dem Fluge des deutſchen Liedes", ſingensmüde bei Seite gelegt, glaubte er, mit allem königlichen Purpur jenes altherrlichen deutſchen Dichterruhms behangen, nun auch als Geſetzgeber und Verfaſſungsordner des Parnaſſes auftreten zu müſſen, und die Ankündigungen ſeiner Gelehrtenrepublik ließen nichts Geringeres erwarten, als die Präliminarien zu einer Art von geſetzmäßigem Verein der deutſchen Schriftſteller, zur Wahrung ihrer innern und äußeren Intereſſen, ihrer Sprache und aller ihrer Verhältniſſe. Man ſubſcribirte und pränumerirte an allen Orten und Enden des Vaterlandes, und niemals hat vielleicht wieder die deutſche Nationalbegeiſterung ſo viel Geld unterzeichnet, als für Klopſtock, der, wie man wußte, es mit eigner Dichterhand einnehmen würde. Da erſchien jenes ſtarre und froſtige Buch, an dem nur das ſtrengeinfache, ſcharfgeſchnittene und hartgediegene Granitgerölle der Proſa bemer-

kenswerth, aber Wenigen einleuchtend war, dessen Inhalt jedoch, kaum auf zwanzig Seiten hintereinander ohne Erfrieren lesbar, durch seine abschreckende Pedanterie, durch seine halb ironisch angefärbte Altmeistermiene, Alles zerstörte, was man sich für Gedanken und Hoffnungen von einer deutschen Gelehrtenrepublik gemacht hatte. Das Thema wurde auf längere Zeit anrüchig, man dachte mit Schauder der steifleinenen klopstockschen Aldermänner, so oft wieder die Rede auf akademische Niedersetzung literarischer Commissionen kam, und Klopstock ließ den zweiten Theil der Gelehrtenrepublik, die eine so allgemeine Erkältung gegen ihn hervorgerufen, nicht erscheinen. Niemals hat ein einzelnes Buch einem berühmten Autor mehr geschadet, als dies, das sein wirkungsreichstes hätte werden können.

Auch unter Wielands Käppchen regten sich einmal die Ideen einer deutschen Akademie. Wenigstens sprach er das Bedürfniß aus, der Verwirrung deutscher Schreibarten durch irgend eine Autorität ein Ziel zu setzen, durch irgend ein „gemeinschaftliches Panier", wie er es nannte, unter das die Schriftsteller aus ihrem gesetzlosen Zustande, in dem jeder thun könne, was ihm beliebe, zu einer festen und gegenseitig bedingenden Gemein-

ſamkeit gerufen würden. Näheres darüber hat er nicht aufgeſtellt. Andere einzelne Pläne, die ebenfalls entweder unentwickelt oder erfolglos geblieben, können wir ohne Erwähnung laſſen, um endlich die Frage ſchärfer anzuſehen, welche ausführbare Aufgabe in Sprache und Darſtellung irgend einer akademiſchen Beaufſichtigung der Literatur wirklich übrig bleiben möchte.

Auf der einen Seite handelt es ſich dabei um das Verhältniß des Staats zur Literatur, auf der andern um das Verhältniß der Literatur zu ſich ſelbſt. Wenn wir das rein Literariſche im Auge behalten, ſo ſind alle Formen und Gattungen der Production immer nur durch ſich ſelbſt beſtimmbar. Die Literaturgeſchichte empfängt zwar hiſtoriſche und politiſche Einflüſſe, und geſtaltet oder mißgeſtaltet ſich danach, aber ſie läßt ſich niemals nach beſtimmten Abſichten verbeſſern. Dem Geiſt einer Literatur iſt nicht aufzuhelfen, weil der literariſche Inhalt nur von ſich ſelbſt Nahrung und Werdeluſt entnehmen kann. So hat man auch von den künſtlichen Anregungen der Preſſe, von amtlicher und halbamtlicher Literatur, noch niemals einen bedeutenden Einfluß auf die Bildung der öffentlichen Meinung und des Nationalbewußtſeins ausgehen ſehn.

Ein großer und wünschenswerther Spielraum akademischer Beaufsichtigung und Gesetzgebung scheint aber noch für das literarische Material übrig zu bleiben. Viele streitige und unentschiedene Fälle der deutschen Grammatik, besonders aber die hinundherschwankende Rathlosigkeit unserer Orthographie, schienen längst nach einem obersten Gerichtshof zu verlangen, der ihre Sache durch einen unwiderruflichen Ausspruch abschlösse. Indeß, wenn man es näher ins Auge faßt, würde auch von dieser Seite eine Akademie wenig freie Bewegung haben. Einmal entspricht die Orthographie keiner modernen Sprache ihrem Begriffe, und die deutsche insofern noch am meisten, als sie im Allgemeinen dem Grundsatz einer einfachen Abschreibung der Laute folgt, während z. B. im Französischen und Englischen die Wortschreibung eine von dem Wortlaut völlig verschiedene Figur bildet. Die Barbarei der deutschen Orthographie beruht aber theils in dem unschönen Auswuchs der Consonantenhäufungen, theils auch im Widerspruch mit der etymologischen Geschichte des Wortes. Durch diesen Augiasstall unserer Rechtschreibung, der mehr als dreitausend schmutzige Rinder beherbergt, einen reinigenden Strom zu leiten, möchte keiner akademischen Wasserkunst ohne die größte

Gewaltſamkeit möglich werden. Eine überlieferte Orthographie, mit allem ihrem Recht und Unrecht, uns gänzlich umzugeſtalten, würde uns gewiſſermaßen von unſerer bisherigen Literaturgeſchichte abſchneiden, wie ſchon Grimm bemerkt, daß die eingewurzelten Mißbräuche unſerer Schreibung bereits einen zu großen Einfluß auf den Reim der Dichter und die wirkliche Ausſprache geübt, um nicht jede zu Hülfe kommende Abänderung bedenklich zu finden. (Deutſche Grammatik, 2. Ausg. S. XVIII.) Einzelne Ausführungen, in neueſter Zeit namentlich von Radlof, der auch ein neues Interpunctionsſyſtem aufſtellte, haben nur zu buntſcheckigen Abenteuerlichkeiten geführt.

Wir beſchließen unſere Seitenblicke auf die Wirkſamkeit der Akademieen vorläufig unter den günſtigſten Geſichtspunkten, unter denen ſie *Auguſt Boeckh* in ſeiner trefflichen Rede *über Leibnitz und die deutſchen Akademien* als „die Geſellſchaft der Meiſter" bezeichnet, und wünſchen ſie in dieſem Sinne nach allen Richtungen hin wahrhaft förderlich: „Wie eine Encyclopädie aller Wiſſenſchaften und wieder jedes beſondren Hauptfaches nöthig iſt, ſo bedarf das wiſſenſchaftliche Leben einer umfaſſenden *Geſellſchaft der Meiſter*, damit die einzelnen Glieder in lebendigem Zuſammenhange bleiben; denn nur

wenigen Geistern ist es vergönnt, wie Leibnitz den ganzen Körper des menschlichen Erkennens zu tragen und zu beherrschen. Sodann fördert zwar, wie man täglich hört, auch in der Wissenschaft die Theilung der Arbeit, welche auch Leibnitz beabsichtigte; aber je größer die Theilung wird, (und sie beginnt fast bedenklich groß zu werden), desto nothwendiger ist den einzelnen Arbeitern gemeinsame Berathung und die vielseitigste Berührung, damit sie nicht über ihren Besonderheiten das Allgemeine und Ganze aus den Augen verlieren. In auserwählter Gemeinschaft mißt der Meister sich am Meister; sie hält einen Spiegel der Selbsterkenntniß vor, daß auch der Größte, sich nicht überschätzend, stets das Bewußtsein gegenwärtig habe, sein Wissen sei nur ein beschränkter Theil des gelehrten Volksvermögens. Tiefe Blicke und Erfindungen sind allerdings die Frucht einsam geheimer Empfängniß des Geistes; aber auch die äußersten wissenschaftlichen Verirrungen werden in der Abgeschiedenheit ausgebrütet, und sind niemals von wissenschaftlichen Gesellschaften ausgegangen. Gemeinsamkeit der Studien vermindert und heilt den Irrthum; und in dieser Gemeinsamkeit der Meister liegt gerade das Akademische. Ganz besonders aber sind die Akademieen auf jene Dinge an-

gewieſen, welche, wie Leibnitz ſagt, nicht von einem Einzelnen ausgeführt werden können; ſei es, daß verſchiedene Kenntniſſe und Fähigkeiten dazu erfordert werden, oder die Sammlung des Stoffes und die Beſchaffung der Hülfsmittel, ſelbſt durch Reiſen, wie ſie Leibnitz ſelber auch wieder unternahm, die Kräfte Einzelner überſteigt; oder der Bearbeitung des Gegenſtandes die Muße eines Einzigen nicht gewachſen iſt: und gerade heutzutage bedürfen große und koſtſpielige Unternehmungen um ſo mehr der Unterſtützung, jemehr die Literatur in unendlichen Kleinhandel ſich zerſplittert." — —

Man kann es nicht als wahrſcheinlich annehmen, daß ſich noch einmal eine ähnliche Bewegung und Umwälzung in unſerer Sprache hervorbringen ließe, wie ſie durch Luthers Bibelüberſetzung geſchah, in der das Hochdeutſche ſich zuerſt als ein entſchiedenes geſchichtliches Moment herausſtellte und zum Canon für die weitere Fortbildung der modernen deutſchen Sprache wurde. Denkt man ſich aber, daß derſelbe Sprachfortſchritt, den Luther productiv geſtaltete und unwiderſtehlich ins Leben überführte, immerhin mit gleichumfaſſender Bedeutſamkeit und noch gelehrterem Bewußtſein in einem akademiſchen Canon und Dictionnaire der Nation überliefert worden wäre,

ſo muß man behaupten, es würde alsdann dieſe ganze ſprachliche Bewegung eindruckslos und vergeblich geblieben ſein. Haben doch auch die beſten Handbücher des deutſchen Stils, und alle geſetzgebenden Theorieen für die Darſtellung, noch niemals einen einzigen guten Stiliſtiker herangelehrt.

Ideal aller Sprache und Darſtellung iſt bloß der Gedanke. Von dem richtigen Verhältniß des Gedankens zu ſeiner Darſtellung, wovon zugleich das Maaß aller zu gebrauchenden Kunſtvortheile und der Schönheit ſelbſt abhängt, ließe ſich am allererſten ein akademiſcher Canon aufſtellen. Wenigſtens iſt eine Philoſophie des Stils denkbar und zu verſuchen, welche, der genialen Willkür der Production allen Spielraum übrig laſſend, das allgemein Nothwendige, auf dem jede treffende und das Leben erſchöpfende Darſtellung beruhen muß, zum Bewußtſein brächte. —

## VII. Entwickelung von Poesie und Prosa.

Die erste und natürlichste menschliche Mittheilung war Poesie, unabhängig von aller Literatur, und Urtypus derselben. Auf literarischem Wege bildete sich die Prosa, ein Kind künstlicherer Sitten, verständigen und praktischen Lebensformen sich anschließend. Von dem poetischen Zeitalter der Sprache selbst in ihrem frühesten Naturbau haben wir schon früher gesprochen und die beginnende Epoche der Prosa in dem genetischen Leben der Wörter angedeutet. Herder behauptete, die Sprache, in ihrer ersten Schöpfung rein nach Naturlauten und Interjectionen aufgenommen, sei immer eine Art von Gesang gewesen;*) gewiß aber ist, daß auch die erste Aufzeichnung der Rede bei allen Völkern einen rhythmischen Charakter an sich trug, der sich bald an eigenthümliche Versgebilde fesselte. Das Metrum war zugleich eine natürliche Form für das Gedächtniß, und Alles, was zu dem ersten Bedarf schriftlicher Mittheilung gehörte, Gesetze, moralische Lebens- und Tagesregeln, selbst Recepte, und die ersten wissen-

*) S. die Preisschrift über den Ursprung der Sprache, S. 95.

ſchaftlichen Kenntniſſe, fügten ſich wie von ſelbſt in poetiſche Gewandung. Denn alle Schreibart war an ſich ſchon poetiſch, weil es keine andern Formen der Aufzeichnung gab, geordnete Rede und Metrum aber Daſſelbe waren. Die Production jedoch überlieferte ſich im eigentlichſten Sinne des Wortes durch den Geſang von Mund zu Mund, und in dieſem Naturzuſtand ihrer Verbreitung war ihr der Vers ebenfalls nothwendiges Gliederwerk, ohne das ſie nicht gedacht werden kann. Dieſen Charakter poetiſcher Naturſtufe zeigt noch immer alle Versdarſtellung zugleich darin auf, daß ſie nur der allereinfachſten Satzbildung fähig iſt. Die kunſtvollere Compoſition des Satzes gehört der Bildnerei der Proſa an.

Das Metrum iſt gleichwohl aus dem Satz entſtanden. Der Rhythmus des einfachſten Satzes, dem man den Wellenſchlag ſeiner Hebungen und Senkungen ablauſcht, cryſtalliſirt ſich durch den Takt, welcher ihn an beſtimmte Bewegungen bindet, zum entſchiedenen Versbild. Die Proſa, welche die höchſte Entwickelung des Satzes iſt, ſchwebt darum ebenfalls in den Geſetzen des Rhythmus, aber ohne vom Metrum abhängig zu werden, indem ſie vielmehr die metriſchen Formen, in denen auch ihre Vielfachheit und Verſchlungenheit ſich individualiſirt, nach

den wandelnden Bewegungen des Gedankens zu bestimmen und zu wechseln vermag. Die Metra der Poesie haben ihre Geschichte, und können daher veralten und aussterben; das metrische Wesen der Prosa ist etwas Geistiges, das den innern Gesetzen der Darstellung folgt, und auf den eigenthümlichen Grundcharakter der Sprachen sich mit Freiheit gründet.

Die modernen Sprachen sind für die Prosa günstiger organisirt, als für die metrische Poesie. Daher die vorwaltende Neigung der neuern Literatur, die Poesie in die Prosa übergehen zu lassen, oder vielmehr der völlige Mangel einer ausgebildeten Verschiedenheit zwischen poetischem und prosaischem Sprachgebrauch, der sich in den alten Sprachen, sowohl grammatisch als literarisch, so scharf und fest sonderte. Eine Grundursache scheint mir darin zu liegen, daß die modernen Sprachen vorwaltend accentuirte sind, während die Sprachen des Alterthums die Quantität und damit den eigensten Grund und Boden besaßen, auf dem eine entschieden ausgeformte und gußfeste Metrik, die zugleich an diese starke Form einen besondern Sprachgebrauch fesselte, entstehen konnte. Dagegen gewährt die Accentuation der neuern Sprachen, die in der deutschen vornehmlich auf der Wurzel ruht, der metri-

ſchen Form keine tiefgreifende Stätte, dem Gedanken aber den allerweiteſten und willkürlichſten Spielraum, ja jedes Uebergewicht über die leicht verwiſchbare Form. Die Betonung der Sylbe, deren Meſſung gleichgültig wird, ſteht ſofort unter dem Einfluß des Gedankens, der Accent iſt der lautwerdende Verſtand des Wortes. Graf Schlabrendorf, deſſen genialer Betrachtungsſinn überall hinreichte, hat in ſeinen Bemerkungen über die Sprache*) die innerliche Bedeutſamkeit der accentuirten Sprachen ſehr treffend mit folgenden Worten hervorgehoben: „Der Accent, die unendliche Abwechſelung der Töne, ſpricht das Tiefſte des Gemüths an; das Sylbengewicht wird dabei nicht überhört, aber zur Nebenſache. Iſt es ſomit nicht ein Vorzug der neuern Sprachen, daß in ihnen die Betonung Hauptſache geworden iſt? Die alten ſchmückten hauptſächlich die Vorhalle der Gemüthswelt; die neuern dringen in das Allerheiligſte. Hat nicht alſo auch die Sprache der Menſchen jetzt höhere Bedeutung und höhern Charakter angenommen, indem ſie ſich aus der Sinnenwelt in das Gebiet des Geiſtigern erhob? Ich möchte faſt

*) S. Zſchokke's Prometheus. Bd. I. Graf Guſtav von Schlabrendorf in Paris über Perſonen und Ereigniſſe ſeiner Zeit. S. 168.

ſagen, das Chriſtenthum wirkte auf das Innere des Sprachweſens ein, und ſchied auch hier Altes und Neues. — Der durch das Sylbengewicht gewonnene Rhythmus kann der extenſive, der durch Betonung entſpringende der intenſive genannt werden. Jener bezeichnet die Dauer; dieſer die Kraft. Alle neuern Völker haben vorzugsweiſe für den letztern Empfänglichkeit; ſelbſt die Neugriechen haben aus ihrer alten quantitirenden Sprache eine neue accentuirende gemacht.“

Daß jedoch auch die deutſche Sprache urſprünglich das Geſetz der Quantität beſeſſen und erſt ſpäter eingebüßt habe, iſt durch Jacob Grimm wahrſcheinlich geworden. Das Streben der Sprachen zur Vergeiſtigung, das ſich nach Verlöſchung des ſinnlichen Naturlebens der Wörter durch die Accentuation von neuem ein feſtes Gepräge ſchafft, muß die Metra der Quantität immer zu Grunde richten; es iſt aber auch möglich, daß es einmal in eine Periode ausläuft, in der die Poeſie auch das letzte Eigenthum ihrer Formen, worin ſie der Proſa noch getrennt gegenüberſteht, aufgeben muß, z. B. den Reim. Grimm bemerkt einmal, daß es Zeiten gebe, wo die Kunſt des Reimes ausſterbe, weil ſich die ſinnliche Zartheit der wurzelärmeren Sprache ver-

härte, und neugebildete Zusammensetzungen eine von Natur steifere Bewegung hätten; aber bisjetzt ist noch keine moderne Sprache auf dieser Stufe völliger Verschmelzung von Poesie und Prosa angelangt, obwohl einige, vornehmlich die deutsche, ihr nahe stehen. Auf der einen Seite zeigt sich jetzt eine große Verarmung und Nacktheit der deutschen Metrik, eine Erschlaffung und Monotonie in Formen, die kaum noch für metrisch gelten können, sondern, wie gerade bei den Tonangebern der neuesten Lyrik, dem Numerus der Prosa angenähert werden, während die pointirten, geistreichen und speculativen Stichwörter der Zeitbildung, an denen sich die Sprache vorherrschend weiter entwickelt, immer weniger für den Reim taugen, welcher auch, in diesen Gedichten, fast immer nur auf die unbedeutendsten Endsylben sich wirft. Die antiken Metra, dann die südlichen Maaße, und zuletzt auch orientalische Weisen, sind durch unsere Dichtersprache nacheinander erklungen, alle haben ihr genützt und sogar den Sprachschatz bereichert, obwohl viel thörichtes und vergebliches Bemühn damit verbunden gewesen; aber jetzt weiß man nicht, ob unsere Metrik, nachdem ihr diese schönen fremden Kleider zerrissen und schlotterig geworden, mit einem völligen Bankerott endigen oder irgendwie neue Quel-

len, ſich zu bewäſſern und zu befruchten, entdecken wird. Auf der andern Seite entfaltet ſich dagegen eine höchſte und ausgebildetſte Form der Proſa, die ſich keine Poeſie des Inhalts mehr verſagt, in ihrem gedankenfreien Lauf den keckſten Wendungen der Rede ſich hingiebt, und an rhythmiſcher Schönheit und Melodie der Verskunſt faſt nicht mehr nachſteht, ſie vielmehr, auf ihrer gegenwärtigen Verfallsſtufe, bald an tonvoller Gediegenheit des Numerus übertreffen wird. Die Schranke zwiſchen Poeſie und Proſa iſt im Gedanken durchbrochen, ſie bezeichnen nicht mehr verſchiedene Ideenkreiſe, und wenn man auch dem Verſe ſeinen poetiſchen Heiligenſchein und die Berechtigung für einen gewiſſen Inhalt nie wird abläugnen können, ſo büßt dagegen die Proſa durch deſſen Entbehrung keine innerlichen poetiſchen Vortheile der Darſtellung mehr ein. Indeß wird der Vers gewiſſermaßen an urſprünglichem Adel der Geburt immer der Proſa überlegen bleiben, und eine höhere und freiere Region als dieſe darſtellen, die, wieviel poetiſche Gerechtſame ſie auch erhalten haben mag, doch mehr oder weniger einen künſtlich vermittelten Zuſtand, den Zuſtand des gebildeten und reflectirten Bewußtſeins überhaupt, auszuprägen hat. Der Vers hat das Volksthümliche, aus dem er er-

wachsen ist, auch noch auf der Stufe seines Verfalls als eine Gunst für sich, und scheint immer einer natürlicheren und freieren Wirkung dadurch gewiß zu sein, während die Prosa, bei aller ihrer Ausdehnungsfähigkeit, doch von den Verhältnissen des bestehenden Gesellschaftsgeistes eingeschlossen und bedingt wird.

Im Allgemeinen aber muß man sagen, daß die dynamische Verschiedenheit von Poesie und Prosa sich in der Literatur ausgeglichen, und die alten Vorurtheile gegen das Prosaische der Prosa erinnern uns nur noch an Hippel's scherzhafte Theorie von Poesie und Prosa, die er einmal in seinem Buch über die Ehe giebt, und die wir, als eine gute Ironie auf ästhetische Definitionen, hieher setzen wollen: „Ehrsamer Freund, willst Du wissen, ob Dein fähiger Sohn in Prosa oder in Versen Palmen brechen wird? Recipe: ein Glas Medizin, davon alle Stunden sechszig Tropfen in beliebigem Getränk zu nehmen. Laß ihn selbst dieses auspunctirte Maaß messen; tröpfelt er, so ist er ein flügellahmer Prosaist; läßt er laufen und zählt während dieses Platzregens eins, zwei, drei bis sechszig, so ist er ein Poet; kann er mit diesem Löffel, dem er sechszig zugezählt hat, gleich essen, so könnte er, wenn es sein Verleger und er wollten, methodo mathematica schreiben; kann er aber in vierundzwan-

zig Stunden dieſen Löffel nicht ſehen, ſo iſt er ein Liederdichter; kann er in ſechs Tagen ohne kalten Schauder keinen ſolchen Löffel brauchen — zieh' ihn danach, und wenn das Glück gut iſt, wird er Homer!" —

## VIII. Allgemeiner Charakter der deutſchen Proſa.

Die Emancipation der Proſa, wofür man ihre innere Gleichſtellung mit der Poeſie oder vielmehr ihre bloß dem Gedanken folgende Darſtellungsfreiheit anſehen könnte, iſt in der deutſchen Literatur noch nicht ſeit lange erreicht, keineswegs aber ſchon zu einer allgemeineren Durchbildung, ſelbſt bei den Schriftſtellern, vorgeſchritten. Unter deutſcher Proſa hatte man ſich ſonſt ein ſchwerlöthiges, vierundzwanzigpfündiges Geſchütz vom gröbſten Kaliber zu denken, das mit einem Langgeſpann von ſechs Pferden rumpelnd in die Schlacht gezogen wurde; oder einen in tiefen Sandſpuren langſam fortkeuchenden, uckermärkiſchen Frachtwagen, der mit Säcken, Kiſten und Fäſſern aller Art ſo vollbepackt dahintrollt, daß man den Muth verliert, ihn anzuhalten, und das, was

man von ihm haben möchte, aus seiner Ladung herauszukramen. Die deutsche Prosa war in ihrer Entstehung etwas Wissenschaftliches, eine Production der Gelehrsamkeit, eine Abstraction aus den Alten, sie wurde nicht durch die Bedürfnisse des öffentlichen Lebens, noch durch gesellschaftliche Reize und Anlässe, hervorgerufen und gefärbt. Ihre Grundbildung fällt in die Wiederherstellung der Wissenschaften in Deutschland, und diese Elemente eines gelehrten, besonders aber latinisirenden Satzgefüges, das einen durchgängig wissenschaftlichen Anflug und keinen einzigen gesellschaftlichen hat, sind sehr lange an ihr haften geblieben, auch in die Schreibweise des Privatlebens, in den Stil des Volkes, unbewußt übergegangen. Man kann annehmen, daß die meisten Schreibenden ihren Stil aus dem Schulunterricht in den antiken Sprachen, namentlich aus den Lehrstunden im Cicero, eingesogen haben. Daher ein deutscher Stil, der eigentlich auf den Periodenbau einer fremden Sprache gegründet ist, ohne die vielen hülfreichen Constructionen derselben, die absoluten Sätze, die von schleppenden Artikeln unbeschwerte Flexion, für die Satzbildung nutzen zu können. So ist jenes ins Unendliche sich verlaufende Einschachtelungssystem in unsere Schreibart gekommen, das dem grammatischen Or-

ganismus der deutschen Sprache völlig widerstrebt, und nur in den antiken, welche für die Periodisirung so viele Vortheile besitzen, den Zweck einer imposanten Schönheit zu erreichen vermag. Im Allgemeinen ist dem Deutschen sein Stil eine schon fertige Form, ein gemauertes Gefäß, in das er irgend einen Inhalt hineingießt, keine Sinnpflanze, die mit dem Gedanken aufwächst und abblüht. Die Deutschen sind eine schreibende Nation genannt worden, und doch war bei keinem andern Volk die schöne Kunst zu schreiben von so zäher Barbarei so lange zurückgehalten. Eine Sprache, die viel gehört wird, gelangt jedoch weit eher dazu, auch gut geschrieben zu werden, und eine bloß geschriebene, wie die deutsche, welche sich ganz dem Ohr entzieht und der freieren öffentlichen Gelegenheiten entbehrt, fällt von selbst dem Studirstubencharakter, dem Kanzlei- und Predigerstil, dem altfränkischen Menuettschritt steifverschlungener Sätze, anheim. Der Deutsche schreibt nicht, um zu sprechen, sondern man sieht immer, daß er sich eigens dazu an den Tisch setzt, um zu schreiben, wie ein Drechsler an die Hobelbank; man sieht ihn an seinen Sätzen zimmern im Schweiß seines Angesichtes, alles mögliche Bauholz herbeischleppen und ein Perioden-Magazin aufführen, in dem viele

Ideen hauſen können, das aber ſelber keine geſtaltete Idee iſt und wird. Am ſchlimmſten ſteht es jedoch mit der Schreibſprache des gemeinen Mannes in Deutſchland, dem gänzlich eine öffentliche Norm guter Rede, woran er den Ausdruck ſeiner Bedürfniſſe erheben und veredeln könnte, abgeht, mit Ausnahme etwa der Eindrücke, die er aus der Kirche und von der Kanzel empfängt. Deshalb ſtimmen auch Leute aus der niedern Volksklaſſe, wenn ſie Briefe ſchreiben, ſo häufig einen erbaulichen Ton darin an, und bedienen ſich ſalbungsvoller Redensarten, die ihnen vielleicht im wirklichen Leben völlig fremd ſind; aber es ſcheint ihnen einmal mit dazu zu gehören, wenn ſie ſich in die abſonderliche Poſitur des Schreibens ſetzen. Noch häufiger trifft man, daß ſie der Gegenſtände ihrer Gedanken, mögen ſie auch noch ſo lebhaft davon erfüllt ſein, im Schreiben durchaus nicht Herr werden können, weil ihnen die Mittel des Schreibens etwas zu getrennt Liegendes von der Vorſtellungswelt ſind, und die nationelle Sitte nichts Verbindendes und Gewöhnendes an die Hand giebt, um die Kluft zwiſchen den Vorſtellungen und ihrem geregelten Ausdruck dem Volke überſpringen zu helfen. So möchten die Deutſchen vielleicht die einzige Nation ſein, die einen „Briefſteller für Liebende“

nöthig haben, aus dem ſie ſich ſogar die Gefühle ihrer Zärtlichkeit und Zuneigung wechſelſeitig ab- und zuſchreiben, und die häufigen Auflagen, die ſolche Kleiderverleihanſtalten des deutſchen Stils erleben, beweiſen den praktiſchen Gebrauch, der davon im Volke gemacht wird. Das Herz, ſich ganz ſo abzuſchreiben, wie er iſt, beſitzt der Deutſche nicht, wenn er auch ein Herz dazu beſitzt. In unſerer Literatur haben nur wenige große Meiſter des Stils den Inhalt unmittelbar freigegeben an ſeine Form, die er von ſelbſt ſich erſchafft, und die mit aller geſellſchaftlichen Grazie der Darſtellung auftritt, ſobald ſie frei und unbefangen ſich ſelber überlaſſen wird, ohne ſie in gelehrte und ausſtudirte Falten zu werfen. Dieſer höchſten und ſchönſten Staffel der Bildung wendet ſich erſt in neueſter Zeit das Talent des Schreibens allgemeiner zu. —

Die latiniſirenden Sympathieen der deutſchen Proſa laſſen ſich vorzugsweiſe auf zwei Ideale zurückführen, Cicero und Tacitus, von denen der erſtere der deutſchen Schreibart faſt nur geſchadet, der andere nur genützt hat. Der Einfluß dieſer beiden römiſchen Schriftſteller auf das Weſen des deutſchen Stils nimmt in der That für uns eine literariſche Bedeutung ein. Börne hat in gewiſſem Sinne

ſehr Recht, wenn er einmal meint, man müſſe Stilübungen mit der Jugend noch gar nicht vornehmen, denn Stil ſei Werk und Ausdruck des Mannes, des hervorgebildeten Charakters. Stilübungen der Schule liefern uns zuerſt dem ciceroniſchen Schematismus in die Hände, und gewöhnen uns, eine Schreibweiſe zu mechaniſiren, die für uns weder freier Erguß des Herzens, noch treue Abprägung unſrer eigenthümlichen Gedankenreihen ſein kann. Cicero, der Talleyrand der alten Beredtſamkeit, mag von den lateiniſchen Grammatikern mit Recht als Muſter des reinſten Schullateins aufgeſtellt werden, mit Unrecht und zum Schaden wird er es damit zugleich als einziges Vorbild guter und kunſtvoller Proſa. Dieſe Zungendreſcherei der langen und athemloſen Perioden, die aufgeblaſene Eitelkeit der Rednerbühne, das Marktgeräuſch ſtolzirender und die Zuhörer übertäubender Sätze, können, bei aller Eleganz der Wendungen, bei allem rhythmiſchen Prunk und Fluß, bei aller meiſterhaften Berechnung des Durcheinanderſchlingens und Abſchließens, niemals für etwas Nachahmenswerthes, für eine allgemeine Norm, betrachtet werden. Ciceros Stil iſt der Stil der Geſinnungsloſigkeit, der Stil der Oſtentation. Das productive Gemüth hat keinen Antheil am Ton und Wandel

seiner Sätze, es ist Alles gemacht, nach einem Schema gefertigt und berechnet auf Wirkungen, die der Advocatenmoral angehören. Die landstraßenartige Regelmäßigkeit dieses Stils ist ebenso widerwärtig, als die hinundwieder in rhetorischen Figuren gesuchte Unregelmäßigkeit und Abwechselung den Eindruck eines Marionettentheaters macht. Man befindet sich bei ihm wie an einer wohlbesetzten Tafel, wo der Wirth durch umständliche Berechnung der Kosten, die er bei jeder uns vorgelegten Speise mit precieuser Miene anbringt, uns allen Appetit verdirbt. Entschiedenen Haß gegen den ciceronischen Stil hat besonders Hippel ausgesprochen, und es wäre zu wünschen, daß sich dieser allgemeiner verbreitet hätte, anstatt daß wir nun schon als Muttermilch unserer Prosa diese eitele, weitschweifige, rhetorisch fabrizirte Schreibart einsaugen müssen, in der wir es höchstens zu einem fehlerfreien Schulmeisterstil bringen. Als den ersten Vermittler der ciceronischen Prosa mit den modernen Literaturen kann man den Boccaccio ansehn, der in seinem Decamerone, welcher ein europäisches Lesebuch wurde und sehr früh und sehr häufig auch in Deutschland Uebersetzer fand, zuerst die italienische Prosa nach dem classischen Musterbild des Cicero formte, zu einer Zeit, wo es noch nir-

gends in Europa eine gebildete moderne Prosa gab. Durch ihn wurde Ciceros Schreibart in einer modernen Production überliefert, und damit das lange bedenkliche Gesicht der von Zwischensätzen überfüllten Periodenbildung, die unter allen neuern Sprachen der langsam und feierlich gemessenen Bewegung der italienischen, und ihren volltönenden und langaushaltenden Wortlauten, noch am meisten eignet. In der deutschen Sprache aber hat sie den Hang zur Weitschweifigkeit bestärkt und gewissermaßen rhetorisch ausgebildet. Das lange Auslaufen der Hülfszeitwörter in unserer Schreibart, das pedantische Austönen von gewesen sein, geworden sein, gehabt haben u. dgl., womit wir uns noch immer mehr als nöthig und billig Umstände machen, verdanken wir den Rückwirkungen des Cicero, dessen große Effecte mit seinem esse videatur und andern rhythmischen Schlußfällen*) man sonst nicht genugsam preisen konnte.

Schönere und geistigere Eindrücke empfing die deutsche Prosa von dem Stil des Tacitus, welcher einen andern Pol für die Bildung unserer Schreibart bezeichnet. Im Tacitus erzeugt und beherrscht das Gemüth die Periode, und die kurzen, schlagfer-

*) Vgl. Voß, Zeitmessung der deutschen Sprache, S. 250.

tigen Reihen derſelben ſind abgebrochene Laute einer großen Weltanſchauung, die ſich auf die beſtehende Wirklichkeit nicht vollſtändig anzuwenden, ſondern nur zuckend anzudeuten wagt. Es iſt das ſtilldüſtre Flackern eines verzehrenden Feuers, verhaltener Zorn und prophetiſche Wehmuth, was in dem Bau dieſer Sätze ſprüht und dunkelt, und auch grammatiſch in eigenthümlichen Worten und Wendungen ausſchlägt. Dieſe grollende Kürze, dieſe raſchen Schlagſchatten des Gedankens und der Ironie, dieſe vulkaniſchen Erzitterungen der Rede, gleichen den Symbolen einer Kaſſandra, die am Rande des Unterganges der alten Welt ſinnend ſtillſteht. Dieſer moraliſch erhabene Stil, charakterſchildernd für eine ganze Zeit, wird von Manchen, beſonders von Schulmännern*), häufig als eine Stufe des Verfalls, des Sprach- und Schreibverderbens angeſehen, beſonders deshalb, weil in ihm jene Verſchmelzung von Poeſie und Proſa begonnen, die wir früher aus allgemeinem Geſichtspunkt der Literatur und Sprache bezeichnet, und worin die tacitiſche Schreibart mit unſrer heutigen modernen auf gleichen Elementen der Geſin-

*) Vgl. Manſo, über das rhetoriſche Gepräge der römiſchen Literatur, in ſeinen vermiſchten Abhandlungen und Aufſätzen (Breslau 1821.) S. 44.

nung, der Sprachentwickelung und der Zeitverhältniſſe beruht. Die poetiſche Geſtaltung der Proſa als eine Entartung der Sprache zu betrachten, iſt jedoch eine für die Schule wie für das Leben irrige Anſicht. Nur wenn man die mechaniſche Schnitzarbeit Cicero's, oder Cäſar's militairiſche Einfachheit für die einzige Normaldarſtellung anerkennt, möchte man den Stil des Tacitus als eine bloß abnorme Manier einer einzelnen Subjectivität, die in dem Verderben ihrer Zeit befangen, beurtheilen dürfen. Die tacitiſche Schreibart ſteht über dem Verderben ihrer Zeit, weil ſie die Schreibart des bewußten Genius ſeiner Epoche iſt, der zwar alle Farben der allgemeinen Zuſtände hineinmalt, alle ihre Stimmungen ausklingt, aber nicht Geſchöpf, ſondern Schöpfer ſeiner Gemälde iſt. Der poetiſche Stil des Tacitus iſt eine Production der eigenthümlichen Geſinnung, die Geſinnung macht ihn poetiſch, und dieſe iſt bei ihm die einzige Bewegerin der Sprache, die allgemeingültige Geſetze aufſtellt. Cicero iſt die ausgebildete Norm jener Proſa, die ſich rein auf dem abgegränzten Gebiet proſaiſcher Darſtellung erhält, in der Sonderung gegen den poetiſchen Sprachgebrauch möglichſt ſtreng verharrend, aber wir haben ſchon angegeben, wie die Entwickelung der Sprache ſelbſt, die von der

Einheit mit der Poeſie anhebt, zu gewiſſen Perioden durch Ineinsbildung von Poeſie und Proſa wiederum ein einziges und einheitliches Organ ſich zurückzuerſtreben ſcheint. Die Formen aber, die ein gewaltiger Geiſt ſeinem Standpunkt gemäß und zum Ausdruck ſeiner Geſinnung nothwendig findet, von einem grammatiſchen Canon aus als Verfall und Verderben zu bezeichnen, iſt eine Schulmeiſterlichkeit, wie es überhaupt eine Widerſinnigkeit iſt, an dem geſchichtlichen Gang der Sprachen kritiſch corrigiren, abändern, einhalten und meiſtern zu wollen. Die dichteriſche Schreibart des Tacitus beſteht nicht in einzelnen poetiſchen Streiflichtern und Färbungen, die ſchon ältern Hiſtorikern vor ihm eigen waren, ſie verräth ſich in der ganzen Productivität des Stils, und in einer eigenthümlichen Grammatik, wodurch diejenige, die man aus Cicero zu ſchöpfen gewohnt iſt, theilweiſe umgeſtoßen wird. Alle die Abweichungen des tacitiſchen Stils, die wechſelnde Stellung der Wörter, die Cicero nach der Grammatik, Tacitus nach den Anforderungen des Gedankens, der Gemüthsſtimmungen ordnet; häufige Ellipſen und Verſchweigung aus dem Zuſammenhang zu ergänzender Wörter, wodurch jenes ſtraffe und plaſtiſche

Gepräge der Darſtellung; an paſſenden Stellen das Hervorſuchen alterthümlicher Wendungen und Wörter, und zu beſonderer Bezeichnung ſelbſt das Allerſeltenſte aus dem früheren Sprachſchatz; dagegen auch, auf Anlaß des Sinnes, ſchöpferiſche Bildung neuer Wörter, wozu ſich die grammatiſche Keuſchheit Cicero's nie verſtanden hätte; ferner die Vermiſchung des Activums und Paſſivums in einem und demſelben Satze; öftere Auslaſſung der Partikeln und ſolcher Wörter wie posse, facere, agere; eine, wenigſtens nach Cicero, ungrammatiſche Folge der Zeiten hinter den Conjunctionen, die aber meiſt aus feinberechneten Motiven der Geſinnung erwächſt; der Gebrauch des Neutrums der Adjectiva für ein Subſtantivum; dieſe Eigenthümlichkeiten alle beweiſen in ihrer ſiegenden Schönheit nur die Grundgewalt, die der darſtellende Gedanke über Sprache und Stil zu erlangen vermag. Dem verderbten Sprachgemiſch ſeiner Zeit hat ſich aber Tacitus auf ſeiner künſtleriſchen und ethiſchen Höhe durchaus entwunden, und wenn er auch in Wortendungen und Conſtructionen zuweilen gräciſirte, ſo zeigt er ſich doch der Sprachmengerei ſeiner Zeit, die häufig griechiſche Wörter der lateiniſchen Rede einmiſchte, in aller Reinheit

des ursprünglich sich ausdrückenden Genies überlegen*).

Der tacitische Stil ist für Deutsche vielfach Muster und Lehrmeister der Schreibart geworden. Fichte bildete seine herrliche Darstellung in den Reden an die deutsche Nation durch vorangegangene Studien des Tacitus**), und vieles Treffliche unserer Geschichtschreibung, sowohl in der Behandlung als in der Auffassung, wird immer auf sein Vorbild zurückgeführt werden müssen. Einige Schriftsteller haben ihn völlig nachgeahmt, andere, die den Geist seiner Darstellung productiv in sich aufgenommen, verdanken ihm noch mehr. Für uns wird die prägnante Periodenbildung und die productive Diction des Tacitus in eben dem Maße, in welchem sie dem Cicero fremd gegenübersteht, als ein Typus gelten können, der den Mitteln unserer Sprache und der Stufe ihrer heutigen Cultur mit der größten Verwandtschaft entspricht, ohne daß damit ein regulatives Muster aufgestellt sein mag.

Es giebt überhaupt kein bestimmt aufzustellendes

---

*) Vgl. Böttticher, de vita, scriptis ac stilo Taciti. (Berol. 1843.)

**) S. Fichte's Leben, herausgegeben von seinem Sohn, Thl. I. S. 538.

Muſter der Schreibart, da immer nur diejenige die rechte iſt, die, frei von jedem Mechanismus, aus dem inneren Leben des Gegenſtandes hervorgeht. Es müßte denn die ausgebildetſte Harmonie der geiſtigen und formellen Beſtandtheile des Satzes ſich in irgend einer Erſcheinung ſo verwirklicht zeigen, wie Wilhelm von Humboldt, in ſeiner Abhandlung über das Entſtehen der grammatiſchen Formen, es von der griechiſchen Sprache, die ihm die vollendetſte erſchien, als ein Ideal bezeichnete, indem er ſagt: „In dem künſtlichen Periodenbau dieſer Sprache bildet die Stellung der grammatiſchen Formen gegeneinander ein eigenes Ganzes, das die Wirkung der Ideen verſtärkt und in ſich durch Symmetrie und Eurhythmie erfreut. Es entſpringt daraus ein eigener, die Gedanken begleitender, und gleichſam leiſe umſchwebender Reiz, ungefähr ebenſo, als in einigen Bildwerken des Alterthums, außer der Anordnung der Geſtalten ſelbſt, aus den bloßen Umriſſen ihrer Gruppen wohlgefällige Formen hervorgehen. In der Sprache aber iſt dies nicht bloß eine flüchtige Befriedigung der Phantaſie. Die Schärfe des Denkens gewinnt, wenn den logiſchen Verhältniſſen auch die grammatiſchen genau entſprechen, und der Geiſt wird immer ſtärker zum formalen und mithin reinen

Denken hingezogen, wenn ihn die Sprache an ſcharfe Sonderung der grammatiſchen Formen gewöhnt.“ —

## IX. Die Proſa des deutſchen Umgangslebens.

Die künſtleriſchen Geſetze, nach denen die geſchriebene Proſa ſich bildet, haben auf die Sprache des wirklichen Lebens in Deutſchland keine Anwendung. Beide ſtehen abgeriſſen von einander und getrennt ſich gegenüber, obwohl die bedeutſamſte Beziehung zwiſchen ihnen anzuknüpfen wäre. Bevor wir die Kunſt der productiven Proſa erörtern, dürfte es intereſſant ſein, auf die Proſa der deutſchen Converſation einen Blick zu werfen, und von unſerem Geſellſchaftszuſtand, in ſeinem Verhältniß zur Sprache, eine Andeutung zu geben. —

Weſſels bekannte Parodie: „Liebe ohne Strümpfe“ wurde von Scalabrini in Muſik geſetzt, ohne daß dieſer italieniſche Componiſt auch nur ein Wort von dem däniſchen Texte verſtanden hätte. Eine ähnliche Parodie mit Harmoniezwang wird noch heut alle Abende in unſerer Geſellſchaftsunterhaltung aufgeführt. Die bodenloſe deutſche Höflichkeit gleicht

jener Liebe ohne Strümpfe, ihr Text ist eine Travestie, und der Maestro, den man bon ton nennt, hat, um Sinn, Wort- und Menschenverstand ganz unbekümmert, eine Musik daraus gemacht, in dem bekannten Grundsatz: Quand le bon ton parait, le bon sens se retire. Diese Composition, die uns als deutsche Gesellschaftssprache an die Ohren schlägt, ist, wie ich beweisen werde, eine verderbte Grammatik, eine verderbte Logik, ein verderbtes Menschengefühl und eine verderbte Natur; aber sie ist nichtsdestoweniger Musik, und für den gewohnten Umgangsverkehr unsere einzige Lebensmelodie, die einzige anerkannte Tanzregel, nach der man sich nicht nur dreht, sondern auch denkt.

Man hat noch nicht die Geschichte der deutschen Höflichkeitssprache geschrieben. Und doch ist es bei ihrer Betrachtung der größte Trost, daß sie eine Geschichte hat, mithin ebenso gut einer Verbesserung in aufsteigender Linie fähig ist, als sie in absteigender eine Verderbung erlitten. Ich sehe schon das staunende Lächeln eines unserer Nachkommen, die ich mir als so glückliche Menschen träume, daß sie die höchste Cultur zur höchsten Natur in sich zurückgebildet haben! Was werden diese kräftigen Naturmenschen künftiger cultivirter Staaten dazu sagen, wenn sie Nachgrabungen auf unserer verschütteten Zeit an-

ſtellen, wie wir heut Mammuthsgerippe aus urweltlichen Erdſchichten hervorziehen, und ſie dann, vor Schreck den grammatiſchen und logiſchen Spaten, mit dem ſie uns durchgruben, ſinken laſſend, etwa folgenden räthſelhaften Eſelskinnbackenknochen einer vormaligen deutſchen Geſellſchaftsunterhaltung in die Hände bekommen, eine Foſſilie, die heutzutage, mit friſchem ſchönem Fleiſch bekleidet, als Symbol und Phyſiognomie eines wohlerzogenen Geſprächs angeſehen werden muß:

## Abgehorcht.

(Berlin, 11. ** 183.)

Junger Herr.

Haben gnädiges Fräulein ſchon das neueſte Werk vom geiſtreichen Rummelsburg geleſen?

Junge Dame.

Ihnen zu dienen.

Junger Herr.

Gnädiges Fräulein erweiſen mir allerdings einen Dienſt damit, denn nun werden Sie mich beehren, Ihr Urtheil hören zu dürfen.

Junge Dame.

Sie verzeihen.

Junger Herr.

Sie haben Recht und ich glaube Sie zu verſtehen. Fräulein meinen, es ſei unverzeihlich, über einen ſolchen Autor zu kritiſiren.

Junge Dame.

Sehr wahr.

Junger Herr.

Ich möchte aber dennoch um Entſchuldigung bitten, und eine Seite an unſerm großen Rummelsburg hervorheben, die merkwürdig iſt, — wenn Sie erlauben, ſeine allzumaterielle Behandlung der Liebe.

Junge Dame. (erröthend)

Gewiß. — Man dürfte nicht ermangeln, Ihnen hierin beizuſtimmen (— ſie fängt haſtig an zu ſtricken.)

Junger Herr. (mit halber Stimme)

Und haben Sie niemals geliebt, Fräulein?

Junge Dame.

Ich bitte recht ſehr. Sie entſchuldigen.

Junger Herr.

Sollte die Liebe hier in Berlin einer Entſchuldigung bedürfen?

Junge Dame.

Verzeihen Sie.

Junger Herr.

Verzeihen Sie selbst vielmehr, wenn ich zu dreist gewesen — —

Junge Dame. (zu ihrer Nachbarin leise ins Ohr.)

Ich finde, daß er viel Geist hat. Man kann sich recht gegen ihn aussprechen.

Junger Herr. (zu seinem Nachbar leise ins Ohr.)

Ich finde, daß sie gar nicht so übel ist. Hinter ihren Redensarten lauert ohne Zweifel viel Geist versteckt. — —

* * *

Dieser flüchtige Küchenzettel einer gewiß ganz normalen Unterhaltung zeigt die meisten und geläufigsten Formeln, auch in grammatischer Hinsicht, auf, in denen sich die deutsche Umgangs- und Höflichkeitssprache auf ihrer gegenwärtigen Stufe bewegt. Sie ist zu dieser abenteuerlichen Pedanterie erst allmählig gelangt, und der Sprachforscher, welcher eine gesellschaftliche Grammatik zusammenstellt, müßte nothgedrungen zum Satiriker werden, wenn er nicht zu bedenken hätte, daß der innere Geist der Nation selbst gesünder und kernhafter ist, als sein äußeres Umgangsleben, das hinter diesen verstauchten Formen einer gemüthlosen Gutmüthigkeit und einer

gutmüthigen Gemüthlosigkeit ganz andere Menschen und Herzen verhüllt. Zwar dürfte es immer etwas Verdienstliches sein, die hypochondrische Höflichkeit der deutschen Sprache mit einigen Salzdosen frischen Spottes zu reizen, verdienstlicher gewiß, als einen positiven Beitrag zu ihr zu liefern im Sinne des anstandsvoll lächelnden Freihern von Rumohr, der sich in seiner Schule der Höflichkeit aus vornehmer Ferne mit der deutschen Höflichkeit vornehm herumcomplimentirt und uns unsern Weichselzopf in eine gewisse Kunstform gestriegelt und verfestigt hat. Das Lakaienmäßige der deutschen Umgangssprache bezeichnete schon Herder so*), der überhaupt schon frühe, mehr als bekannt ist, einer gewissen antinationellen Opposition manche Stichwörter hingeworfen hat, die später auf anderm Grunde aufgenommen und zu einer systematischen Controverse versponnen wurden. Man muß aber vielmehr nie vergessen, daß eine wesentliche Verschiedenheit zwischen unserm Nationalcharakter selbst und seinen traditionellen Ausdrucksformen existirt, denn wäre unsere innere Nationalität eben so schielend, gedankenlos kriechend und mei-

*) Unter Anderm in einer seiner trefflichen Schulreden, von der Ausbildung der Sprache und Rede in Kindern und Jünglingen.

nungsscheu, als unsere gesellschaftlichen Phrasen, so taugten wir wahrlich nichts bis in die Seele hinein, und jede Mühe wäre unnütz, durch Opposition solchen unterhöhlten Charakteren aufzuhelfen. Und in der That, wenn man die göttliche Gabe der Rede durch den schimmernden Gesellschaftssaal und seine Gruppen und Reihen hintönen hört, und die Worte, wie eine vermummte Maskenschaar, durcheinanderflüstern, um immer Das auszudrücken, was man nicht ist und nicht meint, ein Assecuranzsystem gegenseitig verabredeter Täuschung, so könnte man glauben, in Deutschland gebe es keine Aufrichtigkeit, keine Gedankenfreiheit, keine Freundschaftsbrust, und keinen Nachtigallenschlag der Liebe! Denn welche Nachtigall, nachdem sie herrlich geschlagen, wird sich devot den Schnabel wischen, und sich ganz gehorsamst entschuldigen, daß sie Gedanken und Gefühle hat, sogar um Verzeihung bitten, daß sie überhaupt eine Nachtigall, und kein Wiedehopf, zu sein wagt! Ja selbst den Himmel scheinen sich diese Leute durch ihre Höflichkeit zu verderben, indem sie durch eine unerhörte Steigerung des Wortes *selig*, die sich in keiner andern Sprache ähnlich wiedergeben läßt, Ständeunterschiede sogar in der Unsterblichkeit annehmen! Es fehlte nur noch die Höflichkeit jener wilden

Völkerschaften, die von Zeit zu Zeit aus Artigkeit gegen einen neuen Herrn alle Wörter und Zeichen ihrer Landessprache gänzlich umändern, sodaß unter dem einen Herrscher Tisch heißt, was unter dem andern ein Stuhl gewesen, unter dem einen Esel, was unter dem andern ein Löwe, unter dem einen Bewegung, was unter dem andern Stillstand u. s. w. Die deutsche Bergmannsnatur aber, die lauter ungehobene Schätze und unabgelagerte Stein- und Metallklumpen in ihren Schachten verbirgt und somit ursprünglich aus Unbeholfenheit, treuherziger Grobheit und Wehmuth zusammengefügt ist, hat sich nur mit Gewaltanthuung hinter die herkömmlichen Höflichkeitsfalten verschleiert, sowie in einem umgekehrten Falle gerade die härtesten Menschen oft von Natur sehr weich sind, nach dem bekannten Wort: „ich bin zu weich, ich kann das Mitleid nicht vertragen!" So ist auch der Deutsche eigentlich zu grob, um die Grobheit vertragen zu können, und deshalb giebt er sich, durch sein allzugroßes Selbstbewußtsein ängstlich und peinlich gemacht, jener glacirten Höflichkeitssprache hin, die aus grammatischer Verdorbenheit und psychologischem Unsinn ein hinlänglich plattes Glatteis crystallisirt hat, um darauf ohne Anstoß und ohne alle Ecken der Meinung hinundherrutschen

zu können. Die deutsche Höflichkeit macht in ihren unaufhörlich sich selbst bewachenden und entschuldigenden Wendungen die Capriolen einer Katze, welche nach dem Schatten einer für wirklich gehaltenen Maus schnappt, die ein Knabe durch ein Papierbild an der Mauer hervorgegaukelt. Sie würde nichts erreichen als ihre eigene Beschämung, wenn man sie beim Wort nähme und auf ihren Inhalt zurückführte!

Die Schlechtigkeit unserer Umgangssprache, die alles patriarchalische Herz für menschliches Vernehmen verloren und kein Lachen und kein Weinen der Seele auf ihren überstimmten Claviaturen hat, ist also, wie wir anzudeuten gesucht, durchaus keiner Entsittlichung des Nationalcharakters zuzuschreiben. Diese Sprache ist das Sündenkind der deutschen Gesellschaftlichkeit, welche bekanntlich etwas von den Interessen der Nationalität ganz abgesondertes, eine für sich bestehende Kalksteinformation unserer gebildeten Stände ist. Die deutsche Gesellschaftlichkeit in ihrem gegenwärtigen Zustande ist die Selbstironisirung des deutschen Gemüths. Die deutsche Sprache aber war von jeher ein so tiefsinniges, Gedankeneinsamkeit liebendes, nachtigallenartiges, deutsches Wesen, daß sie sich in Gesellschaft nie gut befand, und

die Salons floh, um in den Wäldern zu träumen oder auf den Dachstuben der Poeten und Weisen sich heimlich zu gestalten, gleich jenem schönen, scheuen, talentvollen Mädchen, das, hinter ihren andern weltlustigen Schwestern zurückgesetzt, immer zu Hause bleibt, aus Liebe zur stillsinnigen Verborgenheit, in der ihre ersten Gedanken knospen. Deutsche Gesellschaft und deutsche Sprache waren sich lange Zeit zwei fremde und widerstrebende Elemente. Zwar durfte sich die deutsche Sprache einer sehr frühen Periode rühmen, wo sie, am Hofe der fränkischen Könige, sogar Hofsprache gewesen, und (seit 486) im ganzen fränkischen Reiche für das vornehmere Organ galt,*) aber es kam eine Zeit, wo sie nicht nur aus den öffentlichen Verhandlungen, sondern auch aus dem gesellschaftlichen Leben wieder verstoßen wurde. In dem ganzen mittleren Zeitalter Europas eigneten die deutschen Laute nur den niederen

*) Nach dem Vertrage von Verdün blieb sie im deutschen Reiche herrschend, bis mit Konrad III. das schwäbische Zeitalter begann. Vgl. Grotefend, über Luthers Verdienst um die Ausbildung der hochd. Schriftsp. (in den Schriften der frankf. deutsch. Gesellschaft), welcher (S. 30) anführt, daß noch im Jahre 1531 zu Augsburg bei Steyner eine Uebersetzung des Cicero vom Freiherrn von Schwarzenberg erschienen, worauf stehe: „Alles in hoffränkisch teutsch gebracht."

Ständen, sowie heutzutage noch in Rußland in der Regel nur mit dem Gesinde und den Leibeigenen russisch gesprochen wird. Die unteren Stände waren es aber auch, welche unsere Nationalsprache wieder zu Ehren brachten und in ihre Lebensrechte einsetzten, denn aus der Mitte der deutschen Aristokratie, die so lange französisch gesprochen und sich gänzlich in die Manieren aus Ludwigs XIV. Zeit eingekleidet hatte, konnte jener neue Umschwung der deutschen Rede nicht hervorgehen, der namentlich unter Friedrich dem Großen und zu einer Epoche sich zeigte, wo die Höfe nicht mehr den alten Einfluß auf die öffentliche Meinung ausübten, und dagegen die Schriftsteller mehr als je auf diese einzuwirken begannen.*)

Man ist jedoch meistentheils viel zu ungerecht bei der Beurtheilung jenes gesellschaftlichen Gebrauchs, den man in Deutschland von der französischen Rede gemacht hat, und die beschränkten Deutscheiferer einer gewissen Zeit haben sich dabei auf dem Steckenpferd ihres kleinlichen Franzosenhasses recht heldenhaft zu tummeln gewußt. Einige Nachzügler gallop-

*) S. Luden's Nemesis, 1818. Bd. 12. über das Verhältniß der deutschen Sprache zur französischen.

piren noch heut darauf herum. Es versteht sich, daß eine Nation nicht für eine civilisirte gelten könnte, welche nicht die ganze Peripherie ihrer geistigen Bedürfnisse mit ihrer Landessprache vollendet zu umschreiben vermöchte; aber es ließe sich die Frage aufwerfen, ob nicht für das moderne gesellschaftliche Leben, so wie es sich heut bei uns gebärdet, die Vermittelung einer fremden Zunge immer von vielfachem Nutzen wäre? Während der Eichenwald der deutschen Production in seinen landschaftsgemäßen Blättern und Blüthenzweigen ausschlüge und unaufhaltsam weiterwüchse, könnte man der deutschen Sprache durch Fernhaltung von den unnatürlichen Denkformen unserer Geselschaftlichkeit eine urkräftige Aechtheit bewahren. Der gesellschaftliche Verkehr selbst kann aber durch ein fremdes Organ in dem Element, worauf er doch einmal beruht, nur erleichtert und begünstigt werden. Ich verstehe unter der Gesellschaftlichkeit etwas Anderes als die ächte menschliche Geselligkeit, und daher werde ich dem Tadel entgehen, dies sei eine misanthropische Grammatik. Die Geselligkeit ist ein Liebesmal unserer Gedanken, Gefühle und gegenseitigen Eigenthümlichkeiten; die Gesellschaftlichkeit ist eine hermetische Verschließung derselben. Wie die armen Indianer sich schämen, in

Gegenwart von Fremden ihre Mutterſprache zu reden, ſo ſchämen wir uns in unſern deutſchen Geſellſchaften oft Deſſen, was als das Beſte und Schönſte in uns ſteckt, womit wir aber alle Inſtitutionen des Salons über den Haufen ſtürzen würden, wenn wir den in uns redenden Meinungen Worte geben wollten. Als Scheinbilder uns repräſentirend, würden wir oft eine Wohlthat darin finden, uns für die Chiffrirung Deſſen, was wir nicht ſind, einer fremden Sprache fortdauernd bedienen zu können. In fremder Mundart fühlt man eine größere Berechtigung zur Oſtentation, man übt das Sprechen, um zu ſprechen, mit leichtſinnigerer Freiheit, und giebt ſich mit mehr Beſchäftigung den geſellſchaftlichen Formen hin, die man auch in jeder andern Sprache kürzer und muthiger ausdrückt, als in der deutſchen. Man würde unſern Geſellſchaftsumgang dadurch noch entſchiedener von dem wahren Leben abzeichnen, und ihm ſein Phraſenhaftes als eine Symbolik der üblichen Repräſentation zugeſtehen, die darum auch in fremder Zunge laut wird. Wenn ſich die Deutſchen des ſechszehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts, bis in das achtzehnte hinein, franzöſiſcher Umgangsſprache bedienten, ſo war es für die nationale Geſinnung, die dadurch in den Schatten geſtellt wurde,

eine Schmach und Schande, aber man könnte zugleich behaupten, daß sie damals die geselligen Beziehungen und Umgangsphrasen nicht so naturwidrig und gegen allen Sprachgeist ausdrückten, wie später, als die deutsche Sprache zur Gesellschaftssprache abgerichtet und in die Salons gezogen wurde.

Die natürliche und humane Höflichkeitssprache der Franzosen, mit deren leichtgeschürzten Gewändern die deutsche Geselligkeit so lange ihre beste Toilette bestritten, hat auf den deutschen Geist selbst keine nachtheilige Wirksamkeit ausgeübt. Man könnte sich vielmehr wundern, daß die Höflichkeit unserer Nation, nachdem sie in den französischen Formen sich mit der Unbefangenheit und dem dreisten Selbstvertrauen der großen Welt auszudrücken gelernt, bald darauf mit ihrem landesthümlichen Organ in die gekünstelste und geschraubteste Pedanterie des Ausdrucks zurückzusinken vermochte, und jenen timiden und bettelhaften Umgangston wieder anstimmte, in dem wir noch heut concertiren. Dabei ist unsere heutige Umgangssprache, trotz aller puristischen Stahl- und Schwefelbäder, doch keineswegs frei von dem Hange, sich wieder mit ausländischen Wörtern und Wendungen zu rekrutiren, und namentlich für piquante Bezeichnungen einer gewissen geistreich vornehmen Anschauungs-

weiſe franzöſiſche Ausdrücke, die allerdings meiſt unüberſetzbar ſind, in Cours zu geben. Dieſe Neigung tritt immer ſichtbarer wieder hervor, und hat ſich auch literariſch abgezeichnet. Die Werke des Fürſten Pückler haben noch in einem tiefern, als dem gewöhnlichen Sinne, eine geſellſchaftliche Bedeutung für unſer Jahrhundert, doch ſpiegeln ſie zugleich in ihrer naiven und liebenswürdigen Selbſthingebung eine gewiſſe Sprachmengerei ab, wodurch ſie die heutige gäng und gäbe Ausdrucksweiſe unſerer höheren geiſtreichen Zirkel entſchieden charakteriſiren, und um ſo unmittelbarer, da ſie, nur mit individueller Originalität verſetzt, aus dieſen Elementen friſchweg und ungezwungen in die Literatur überſiedelt ſind. Wo eine geniale und ſinnreich leichtfertige Bewegung gemacht oder ein beſonders treffender Einfall markirt werden ſoll, iſt auch ſogleich nicht nur ein franzöſiſches Bonmot zur Hand, ſondern oft ganze Reihen und Sätze in fremder Zunge, die mit graziöſem Anſtand eingeſtreut werden; am häufigſten in den Briefen des Verſtorbenen, die unter allen Werken dieſes Autors der unabſichtlichſte Abdruck aller ſeiner Eigenheiten ſind. Dieſe Sprache, die in Schriften von rein literariſchem und künſtleriſchem Charakter meiſtentheils ein Gräuel wäre, in jenen Darſtellungen

aber durch ihre ganze Tonart und Entstehung eine gewisse Berechtigung annimmt, liefert den Beweis, daß die Liebenswürdigkeit französischer Aisancen und Nüancen noch immer eine gewisse Aufforderung zu haben scheint, sich in das gesellschaftliche Leben der Deutschen zu mischen. Dieselbe Erscheinung, nur auf einem geistigeren Grunde ausgeprägt, bemerkt man in den Briefen der an das großartigste Weltleben hingegebenen Rahel, die oft für die Bezeichnung ihrer witzigsten Combinationen, hinundwieder selbst für manche ihrer visionnairen Anschauungen, keine deutschen Wörter hat, sondern nur französische, welche aber dann äußerst treffend sind und mit blitzschneller Kürze schlagen. Aus vielen ihrer Briefe redet auch im ganz unmittelbaren Abdruck die Sprache des Familien- und täglichen Umgangslebens, wie es sich besonders in den berliner Kreisen von höherer Art und Bildung, zum Theil gefärbt durch einen eigenthümlich dort herrschenden Juden-Esprit, gesprächlich zu äußern pflegt, und auch darin tönt uns eine Mischung von fremden und heimischen Lauten entgegen, zum Beweis, daß dem Purismus in Deutschland nur Palliativkuren gelungen waren. Er hat auch seine zu einer gewissen Zeit so gewaltigen Bestrebungen gerade jetzt, wo er die mehrfachsten

Herausforderungen hätte, zurückgezogen; wenigstens zieht er es vor, über das unabläugbare Factum, welches ihm in unsern Tagen die gebräuchliche Gesellschafts- und Umgangssprache wieder entgegenhält, zu schweigen. Dagegen kann der Purismus den Triumph erleben, daß sich in den literarischen und poetischen Kunstwerken der Nation, auch selbst in ihren ephemeren öffentlichen Schriften, die Reinheit der Sprache fortwährend so ächt, als es nur möglich, zu behaupten strebt, wenn sie auch gerade nicht jede witzige und energische Bewegung des Gedankens an einen engherzigen Wörterpatriotismus fesselt.

Die eingeständliche Meinungslosigkeit, aus der unsere gesellschaftlichen Phrasen hervorgegangen, trägt auch davon die Schuld, daß für viele Dinge des Umgangs ein französischer Ausdruck vorgeschoben wird, indem unser deutsches entweder noch nicht die Keckheit solcher Bezeichnung unter seinen Wörtern ausfindig gemacht, oder auch die Sache dadurch gemildert und schonend verhüllt werden soll, daß wir sie dem Andern nicht gerade mit einem deutschen Wort ins Gesicht sagen. Beruhte unsere Conversationssprache nicht auf solchen Rücksichten und Voraussetzungen, so würden sich für manche gesellschaftliche Leichtfertigkeiten und Umgangsgewohn-

heiten, die sich französisch sehr geläufig sagen, schon mehr entsprechende deutsche Bezeichnungen von gleicher Leichtigkeit eingefunden haben. Aber aus dieser deutschen Voraussetzung, daß die größte Höflichkeit darin bestehe, dem Andern so wenig als möglich unmittelbar gegenüberzutreten, hat sich unsere Umgangssprache sogar grammatisch gebildet. Dies charakterisirt sich namentlich durch den gesellschaftlichen Gebrauch der Pronomina, der seine bestimmt nachzuweisende Geschichte in unserer Sprache hat, von den Zeiten natürlicher Unbefangenheit und Vertraulichkeit an bis zu dem extremen Zustande, in dem wir uns gegenwärtig mit diesen Anredewörtern (gewissermaßen den Vorposten des Gesprächs) befinden.

Man kann annehmen, daß bis ins funfzehnte Jahrhundert hinein das für alle Verhältnisse des Lebens gebräuchliche Anredewort in dem einfachen Du bestand, der natürlichsten und arglosesten Form, um eine Gegenseitigkeit zweier Personen, die miteinander in Beziehung treten, auszudrücken.*) Du sagte man nicht nur im vertrauten Umgange, wie

*) S. Schriften der kurfürstlichen deutschen Gesellschaft in Manheim. (Mannh. 1787.) III. Bd. S. 251. fg. „Ueber das Sonderbare der deutschen Höflichkeitssprache im Gebrauche der Fürwörter;" vom Professor Günther.

wir heutzutage ausschließlich; sondern auch an den Höfen, oder wo sonst nur ein Ceremoniell die Verhältnisse hätte erschweren können, hörte man keine andere Anrede. Briefe und andere literarische Ueberlieferungen aus jener Zeit bewahren die Zeugnisse davon auf, obwohl schon im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts Veränderungen allmählig sichtbar werden. Bald mußte es für vornehmer gelten, die zweite Person des Pluralis Ihr als Anrede zu brauchen, Du war namentlich in den höheren Zirkeln nicht mehr fashionable, und nur den Subalternen wurde es noch von ihren Vorgesetzten im Umgange geboten.*) Die Aristokratie ihrte sich ge-

*) Max Welser erzählt in seiner Chronik der Stadt Augsburg (nach Engelbert Werlichs Uebersetzung, Frankfurt a. M. 1595.) sehr naiv folgendes: „Als Anno 926 Burkhardus von den Ungarn in Italien umkommen, ist das schwäbische Herzogthum und die Voigthei der Stadt Augsburg **Eberhardo Hermanno**, einem fränkischen Edelmann, darum daß er Burkhardi Wittib zur Ehe genommen, vom Kaiser Heinrichen (dem Vogler) zur Lehen gegeben worden; welches auch Otto, der nachfolgende Kaiser, kräftig sein und bleiben lassen. Diesen Herrmann hat Stephanus der achte diß Namens, der erste teutsche Bapst, in lateinischer Sprach, wider die **regulas Grammatices**, wie man sagen möchte, gejrzet, das ist für Du Euch zugeschrieben. Welches ich allhie zu melden nöthig achte darum, daß, gleichwie die wahre Religion bei den Bäpsten gefallen,

genſeitig, und die Demokratie wurde von ihr gedutzt. Bei größeren Anregungen des deutſchen Lebens von Außen und vielfältigeren Miſchungen des Nationalverkehrs wurde jedoch die Höflichkeit, die einmal vom Pfade der Natur zu weichen angefangen, immer mehr verleitet, ſich auf Abſonderlichkeiten und ausgeſuchte Kniffe zu legen. Die Römer waren ſelbſt in ihrer demoraliſirteſten Periode, wo in genialen Köpfen Scharfſinn und Wahnwitz wetteiferten, um neue und unerhörte Typen der Schmeichelei für die Kaiſer zu erfinden, nicht darauf gefallen, zum Triumph der Höflichkeit die Pronomina ihrer Sprache zu nothzüchtigen. Sie ſagten Du ſelbſt zu ihrem Tiberius, Caligula, Nero. Die Deutſchen mißbrauchten aus Gutmüthigkeit, Taktloſigkeit und Unſicherheit des Welttons die erſtaunliche Biegungsfähigkeit ihrer Sprache zu nie dageweſenen Spiegelfechtereien. Die dritte Stadie der im Irrgarten der Pronomina umhertaumelnden Höflichkeit war die dritte Perſon des Singular: Er, worin das ſechszehnte und ſiebzehnte Jahrhundert hindurch die gebräuchlichſte Anrede im geſelligen Leben beſtand, zu einer Zeit, wo durch

---

alſo auch die Zierlichkeit der lateiniſchen Sprach in eine barbariſche Weiſe zu reden gerathen.

Intereſſen des Handels, der Politik und der erwachenden Wiſſenſchaften die italieniſche Sprache an den deutſchen Höfen und in den gebildeteren Umgangskreiſen ſehr in Aufnahme gekommen war.*) Denn dieſe dritte Perſon des Pronomens im Singular war ohne Zweifel nur als eine Nachahmung der italieniſchen Sprachgewohnheit entſtanden, obwohl man ſich im Italieniſchen, mit noch weichlicherer Färbung, des Femininums dabei bedient und Jedem, den man anredet, die Galanterie erweiſt, ihn zum Weibe zu machen. So weit war es jedoch in Deutſchland zu dieſer Zeit, wenn auch ſchon Paul Flemming ſeine Geliebte ſein „göttliches Menſch" nannte, nicht mit der chevaleresken Verehrung der Weiblichkeit gediehen, daß man es für höflicher hätte halten ſollen, auch dem Manne ein zarteres weibliches Genus in der Anrede beizulegen.

Nachdem einmal die dritte Pronominalperſon in unſere Höflichkeitsterminologie eingewandert war, lag, bei fortdauernder Leidenſchaft zur immer größern Steigerung der Höflichkeit, der Uebergang nahe, in der dritten Perſon der Mehrheit ſtatt Er nunmehr Sie zu ſagen, auf welcher Stufe wir noch heutzu-

*) Vgl. Günther a. a. O. S. 279.

tage ſtehen geblieben ſind. Dieſe dritte Perſon des Pluralis zeigt ſich als neue Mode des höchſten und eleganteſten Welttons ſchon in deutſchen Briefen vom Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts, wovon Günther (a. a. O. S. 267 fg.) aus Martin Zeiller's epiſtoliſcher Schatzkammer Beiſpiele anführt. Wenn jedoch in der genannten Abhandlung behauptet wird, die Wahl des Pluralis in der Anrede ſei aus einer Nachahmung des Franzöſiſchen hervorgegangen, ſo iſt dies nicht wahrſcheinlich, da es, nachdem das Du ſchon früher in die Mehrheit des Ihr ſich ehrerbietiger umgeſetzt hatte, ſich jetzt auf dieſelbe Weiſe wiederholte, ſtatt des faſhionable geweſenen Er abermals dieſelbe dritte Perſon der Mehrheit: Sie als höchſte Entwickelung der correſpondirenden Formel in Mode zu bringen. Denn einmal entſpricht dieſe Verhöhnung aller grammatiſchen und logiſchen Geſetze, einen uns Gegenüberſtehenden mit der dritten iſolirten und ihn gewiſſermaßen wieder von uns entfernenden Perſon anzureden, der Geſinnungsart unſerer Höflichkeitsſprache überhaupt, wonach ſie die Tendenz hat: ſich immer ſo fern als möglich zu dem Andern zu ſtellen, ſtatt der nächſten Gegenſeitigkeit des Zweiten, die auch grammatiſch die zweite Perſon ſein würde, ſich die entferntere

Bekanntſchaft in der dritten Perſon zu wünſchen, und ihn deshalb in dieſer auf Schrittweite geſtellten Poſition ſich reſpectvoll gegenüber beſtehen zu laſſen. Dann aber iſt der Hang, dieſe dritte Perſon zuletzt ſogar in der Mehrheit: Sie auszudrücken, ebenfalls aus dem allgemeinen Grundſyſtem der Höflichkeit herzuleiten. Eine einzelne Perſon gewiſſermaßen als eine Mehrheit von Perſonen zu behandeln und anzureden, dürfte die allergrößte Höflichkeit ſein, die man nur immer in der Idee des Menſchen erſchwingen kann, und wenn das Sie eine Narrheit iſt, ſo läßt ſich doch, wie bei jeder, auch etwas Weisheit und methaphyſiſche Ironie herausſophiſtiſiren. Obwohl am Ende Niemand mehr ſein kann, als „Er ſelbſt allein," ſo ſtecken doch in einem Menſchen immer mehrere und ſehr verſchiedene Perſonen, die allerdings bei der Anrede und im Umgange zu berückſichtigen ſind, beſonders da im letzteren oft eine ganz andere Perſon heraustritt, als im Hintergrunde verhüllt bleibt, und man, für unvorhergeſehene Fälle, gut thut, mit einem einzigen höflichen Schlagwort alle in einem Menſchen befindlichen Perſonen zu gleicher Zeit zu becomplimentiren. Dieſer Pluralis dient auch zur Bezeichnung von äußerer Macht und Anſehn nachdrücklich, ſchon bei den Alten. Römi-

ſchem Conſularſtolz und Patrizierpomp gehörte das allumfaſſende nos für das einzelne ego gewiſſermaßen zur Purpurverbrämung der toga praetexta, doch wurde es zu Cicero's Zeit auch ſelbſt im engeren freundſchaftlichen Verkehr gehört. Durch die Anrede in der Mehrheit bezeichneſt Du eine Perſon mit Allem, was an ihr darum und daran hängt, mit Sack und Pack, mit Gut und Geld, mit Orden und Connexionen, mit ſchöner Frau und einflußreichem Vetter, kurz mit Allem, was Werth und Verdienſt an ihm ausmacht, ausmachen könnte oder ausmachen ſollte; und ſo iſt es kein Wunder, daß der Pluralis als das vieldeutigſte Symbol der Höflichkeit, worunter er alle vergangene, gegenwärtige und zukünftige Aufmerkſamkeit in Raum und Zeit, im Aeußern und Innern zuſammenfaßt, endlich die Oberhand und Höhe der deutſchen Höflichkeitsſprache behaupten mußte. Dagegen bemächtigt ſich die vertrautere Rede der Liebe, der Religion, des altberechtigten Umgangs, des vergeiſtigten Geſprächs mit entfernten verehrten Perſonen, immer ausſchließlich der einfachen Zahl. Wer uns in der einfachen Zahl mit Du anredet, geht auf unſere Einfachheit, die Monas in uns, los, er appellirt an den einfachen Kern in uns, den die geſellſchaftliche Höflichkeit in die faltenreiche Mehrheit einwickelt, und wir ſtehen mit ihm,

es mag so kurzweilig klingen als es will, auf einem ganz andern Fuß der Hingebung und Mittheilung, weil wir auf dem Fuß des Singularis mit ihm stehn.

Die vielfältige Zahl in der Anrede ging Hand in Hand mit dem Gebrauch gewisser abstracter Sammelbegriffe, wie man die ehrerbietigen Personenumschreibungen: Euer Liebden, Euer Gnaden u. s. w. nennen könnte, die schon sehr früh aufkamen, und mit denen sich auch jene argen Schönpflästerchen auf dem natürlichen Antlitz unserer Sprache: Dero, Ihro, als Nachahmungen des Italienischen loro, vostro verbanden. Zur Erfindung solcher Abstracta hatte sich zwar die Schmeichelei der Römer unter ihren Kaisern schon verstiegen, aber ohne dabei die Gesetze der Sprache zu fälschen, denn zu der Anrede, Tua majestas gesellte sich noch immer der Singularis, während, aus oben angegebenen Gründen, das Gefühl deutscher Höflichkeit die Mehrheit verlangt. Aus derselben Anschauungsweise entstanden auch die Abstracta des Briefstils: Ew. Hochwohlgeboren, Ew. Wohlgeboren u. s. w., deren Abschaffung sich sogar der Liberalismus einmal zum Gegenstande der Opposition machte, womit es aber ebenso wenig glücken wollte, wie mit jener Revolte, welche in einer kleinen Stadt gegen den Gebrauch

des Hutabnehmens ausbrach, die bekanntlich durch den Patriotismus der Hutmacher wieder vereitelt wurde. Jene Formeln sind uns einmal ans Herz gewachsen und entsprechen unserm ganzen gesellschaftlichen Treiben und Denken. Abstract ist diese Höflichkeit, weil sie völlig davon absieht, daß die Person, die sie gewissermaßen nur mit abgewandtem Gesicht sich anzureden getraut, sich ihr in unmittelbarster Nähe und zu allem freien Gebrauch der Gegenseitigkeit gegenüberbefindet. Indeß von Abwesenden entweder in der dritten Person der Mehrheit oder mit der Abstraction zu sagen: „der Herr Geheimerath sind ausgegangen;" Seine Hochwürden haben gestern den Arzt rufen müssen," sollte als lediglich bedientenhaft aus dem Sprachkatechismus jedes Gebildeten verschwinden.*) —

*) Wie man jedoch aus Höflichkeit auch zur gänzlichen Auslassung aller Pronomina kommen konnte, bloß der umschreibenden Abstracta sich bedienend, davon führt Günther a. a. O. S. 269 Proben an, indem er bemerkt: „Ganze Briefe (aus dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts) kann man lesen, in welchen kein einziges Fürwort, weder Er noch Sie, vorkommt, z. B. „des Herrn günstiges Schreiben habe ich erhalten und daraus ersehen, daß der Herr das Büchlein zurückbegehre, welches ich von dem Herrn geleihet habe" u. s. f. Um nur nicht Er zu setzen, welches damals schon zu gemein schien, aber aber auch, um nicht zu viel zu vergeben, und Sie zu gebrau-

Wie die deutſche Höflichkeitsſprache mit den wunderlichen Sprüngen eines Tanzbären ſich allmählig zu conſtituiren geſucht, haben wir angedeutet. Wäre ſie den bekannten Worten Yoricks gefolgt, die man offenbar für die beſte Geſelligkeitstheorie halten muß: life is too short to be long about the forms of it, ſo hätten wir einen Ausdruck unſeres Umgangslebens, der auf eine ganz andere Grammatik und Logik begründet ſein müßte. Was aber die Ausbildung unſerer Umgangsſprache gehindert und von dem eigentlichen Ideengehalt unſeres Weſens abgeſondert hat, iſt zugleich der vorherrſchend geiſtige Charakter unſerer Sprache überhaupt, die nicht, wie die franzöſiſche, die Fähigkeit beſitzt, die eigenſten Gedanken ſogleich in courante Weltmünze, à la portée de tout le monde, umzuſetzen. Man höre zu, wenn ein gebildeter und geiſtreicher Gelehrter, der wenig aus ſeinen Ideenkreiſen herauszutreten geübt, in den Fall kommt, einem gewöhnlichen Bürger oder Handwerker etwas auseinanderzuſetzen, was irgendwie einen ideellen Bezug und keine äußer-

---

chen, welches nur noch für die fürnehmſten Perſonen beſtimmt war, bequemte man ſich lieber einſtweilen zum ſteifſten Unſinn." — Das abſtracte Ceremoniell unſeres heutigen Briefſtils droht jedoch ebenfalls allem freien Gebrauch der Pronomina den Garaus.

liche Vorstellungsart hat; man wird finden, daß er sich bei weitem zu geistig für seinen Zuhörer ausdrückt, zu seiner eigenen Verlegenheit. Diese Trennung der intellectuellen Anschauung und der populairen Umgangssprache liegt bei keinem andern Volke in einem so ungeheuern und beispiellosen Conflict. Deutsche Volksredner, die den populairen Ton zu treffen ein Talent haben, wie es im Durchschnitt bisher unentwickelt unter uns geblieben, würden am besten die Schwierigkeit zu beschreiben wissen, welche ihnen bei augenblicklichen Ideenerörterungen das metaphysische Temperament der deutschen Sprache, ihr tiefsinniger Anflug, ihr Hang zu abstracten Bezeichnungen, entgegenstellen. Die französische Sprache ist dagegen schon als allgemeines Umgangsmittel und Volksorgan gedacht und gemacht; sie kennt gar nicht einen so ausgebildeten Unterschied zwischen populairem und ideellen Ausdruck. Diese Sprache verbindet die Stände bei weitem gleichartiger, als die unsrige, welche sie vielfach trennt. Die öffentliche Debatte hat dort eine Vermittelung zwischen dem tiefsinnigsten Franzosen und seinem ungebildetsten Zeitgenossen geschaffen, die nicht ohne Einfluß auf die Sprache der Dichter und Denker, der Wissenschaft und der Idee, verbleiben konnte. Jede Gedankenäußerung er-

scheint sogleich mitten hineingestellt in den allgemeinen Verband der Nation, und die Production bringt die Grillen der Einsamkeit und Absonderung, in der sie entstand, wenigstens auf ihrem Antlitz, in ihrer Sprache, nicht mit auf den Markt. Wird dadurch die Wissenschaft oft verflacht, das Gefühl entheiligt, so gewinnt doch auf anderer Seite das Umgangsleben an Geist und Gefühl, oder vielmehr es entsteht eine wohlthätige und für das wirkliche Leben ersprießliche Mischung, ein allgemeineres Verständniß durchzieht und umfaßt das Land, und wenn man einen gemeinen Franzosen über Ansichten und Maximen, über Interessen der Allgemeinheit, mit seinem bewußtvollen Anstand reden hört, vergißt man meistentheils gern, daß er nach den bekannten statistischen Berechnungen vielleicht gerade zu denen gehört, die weder lesen noch schreiben können. Dafür kann er hören und sprechen.

Das Verhältniß der deutschen Sprache zum wirklichen Leben ist ein noch unausgebildetes, und daher die künstliche Zwittergestalt unserer Umgangssprache, die, wie wir gesehen, für ihre heimathliche Verlegenheit immer neue fremdländische Wendungen und Verstecke aufsuchte. Unsere Sprache fühlt und gebraucht ihre tiefsten Lebenskräfte in der Ausarbei-

tung unſeres ideellen Menſchen, ſie iſt ein Monolog unſerer Gefühle, eine Selbſtbetrachtung unſerer Gedanken, ein Gebet unſers Herzens; aber in alle die äußerlichen Verbindungen unſerer Wirklichkeit iſt ſie uns bisjetzt ſo verdroſſen und nachläſſig gefolgt, wie mancher große Mann, der im Bewußtſein ſeines innern Werthes wenig bekümmert iſt, ob ihm in einer Geſellſchaft lauter geiſtreiche oder lauter triviale Reden entſchlüpfen, ſich am liebſten aber ſchweigend darin verhält. So befänden wir uns denn in dieſem Augenblick mit unſerer Sprache auf der umgekehrten Bildungsſtufe, als auf welcher Leibnitz zu ſeiner Zeit in den „Unvorgreiflichen Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbeſſerung der teutſchen Sprache" ſie am geeignetſten für das wirkliche und gewerkliche Leben, am ungeeignetſten für den Gedanken- und Gemüthsausdruck bezeichnete, indem er ſagte:*) „Ich finde, daß die Teutſchen ihre Sprache bereits hoch bracht, in allen dem, ſo mit den fünff Sinnen zu begreiffen, und auch dem gemeinen Manne fürkommt; abſonderlich in leiblichen Dingen, auch Kunſt- und Handwerksſachen, weil nemlichen die Gelehrten faſt allein mit dem Latein beſchäfftigt

*) S. Leibnitii Opera, ed. Lud. Dutens. (Genev, 1768.) Tom. VI. Pars II. p. 959.

geweſen, und die Mutterſprache dem gemeinen Lauff überlaſſen, welche nichts deſto weniger auch von den ſogenannten Ungelehrten nach Lehre der Natur gar wohl getrieben worden. Und halt' ich dafür, daß keine Sprache in der Welt ſei, die (zum Exempel) von Erz und Bergwerken reichlicher rede, als die Teutſche. Dergleichen kann man von allen andern gemeinen Lebensarten und Profeſſionen ſagen, als von Jagt- und Waid-Werk, von der Schifffahrt und dergl. Wie denn alle die Europäer, ſo auffem großen Welt-Meer fahren, die Namen der Winde und viel andre Seeworte von den Teutſchen, nehmlich von den Sachſen, Normannen, Oſterlingen und Niederländern entlehnt. — Es ereignet ſich aber einiger Abgang bei unſerer Sprache in denen Dingen, ſo man weder ſehen noch fühlen, ſondern allein durch Betrachtung erreichen kann; als bey Ausdrückung der Gemüthsbewegungen, auch der Tugenden und Laſter, und vieler Beſchaffenheiten, ſo zur Sitten-Lehr- und Regierungskunſt gehören; dann ferner bei denen noch mehr abgezogenen und abgeſeimten Erkänntniſſen, ſo die Liebhaber der Weisheit in ihrer Denk-Kunſt, und in der allgemeinen Lehre von den Dingen unter dem Nahmen der Logick und Metaphyſick auff die Bahn bringen; welches Alles dem

gemeinen Teutschen Mann etwas entlegen, und nicht so üblich, da hingegen der Gelehrte und Hoffmann sich des Lateins oder anderer fremden Sprachen in Dergleichen fast allein und insoweit zu viel beflissen; also daß es denen Teutschen nicht am Vermögen, sondern am Wollen gefehlet, ihre Sprache durchgehends zu erheben. Denn weil alles, was der gemeine Mann treibet, wohl in Teutsch gegeben, so ist kein Zweiffel, daß dasjenige, so vornehmen und gelehrten Leuten mehr fürkommt, von diesen, wenn sie gewolt, auch sehr wohl, wo nicht besser, in reinem Teutsch gegeben werden können." —

Karl V. sagte, er wolle Spanisch reden mit dem lieben Gott, Französisch mit den Damen, Deutsch mit seinen Pferden. Diese durch die historische Situation seiner Zeit sehr richtig begründeten Sprachunterschiede haben heut keine Geltung mehr. Die deutsche Sprache hat sogar angefangen, mehr als je in geschichtliche Berührungen zu treten, und in dem weltliterarischen Verkehr, den Göthe prophezeiht und in Gestaltung begriffen sah, tönen uns bereits auf den wichtigsten Plätzen Europas ihre eigenthümlichen Laute zurück. Der höhere Weltverkehr, die allgemeineren Nationalbeziehungen, in die sofort die geistige Production unaufhaltsam hineingerissen wird,

müſſen auch auf die Sprache ihre Rückwirkung ausüben, und namentlich die deutſche wird davon noch neue und nicht unweſentliche Anflüge zu empfangen haben. Die Pedanterieen unſerer Geſellſchaftsſprache, die durch Entſchuldigungsformeln perſiflirte menſchliche Gegenſeitigkeit, werden in der nächſten Weltbildungsepoche von ſelbſt ausſcheiden, und wenn ſich auf dieſer Stadie größerer Vereinheitlichung des innern und äußern, nationellen und ideellen Menſchen nicht gerade patriarchaliſche Elemente in den Umgang wieder einfinden, ſo doch gewiß friſcherer Naturausdruck, und, bei allgemein geſunden und geraden Situationen, ungeheuchelte Freigebung des Inhalts an das Wort. Denn die Verrenkung der Umgangsſprache entſpringt nur aus der Verrenkung der ächten Situation, aus der inneren Unbefriedigung der Gegenſeitigkeit, in der Ich und Du ſich zu einander verhalten. Die deutſche Umgangsſprache hat ſchon ſehr verſchiedene Tonarten angenommen, ſie wird neue nicht von ſich weiſen, die aber aus dem ſocialen Leben von ſelbſt heraustreten müſſen. Ihre Converſationsgewandtheit mit Pferden, die Karl V. rühmte, ihre Unentbehrlichkeit im Munde der Handwerker, Schiffer und Bergleute, die Leibnitz hervorhob, ferner die fromme und erbauliche Anfärbung,

mit der zu einer gewiſſen orthodoxen Zeit in Deutſchland auch der Ausdruck des täglichen Familienumgangs bezeichnet war, dann die ganz treu abgeprägte bürgerliche Converſation, wie ſie aus Iffflands Stükken noch zu uns redet, alle dieſe Tinten ſind heut in einer pointirten Geiſtreichigkeit aufgegangen, die, mit äſthetiſchem Anwurf, am meiſten unſere geſellſchaftliche Mittheilung überfirnißt. Die Geiſtreichigkeit unſers Zeitalters, die man ſich ebenſo wahr als wohlfeil zum Stichblatt ſatiriſcher Aeußerungen zu nehmen pflegt, ungeachtet Jeder darin befangen, iſt ohne Zweifel eine Uebergangsſtufe zur Flüſſigmachung des geiſtigen Fonds in der Nation, eine, wenn auch in ihrem Erſcheinen widerwärtige, Wendung zu derjenigen Periode, wo das Eſoteriſche ſich nicht mehr dem wirklichen und populairen Leben, als einer ihm nicht ebenbürtigen Form gegenüberſetzt. Die geiſtreiche Schminke des modiſchen Umgangs iſt daher bei weitem nicht ſo kränkend, als die damit verbundenen grammatiſchen Formen, welche wir an uns vorübergehen ließen, abgeſchmackt und vernunftwidrig uns dünkten, und doch fordern dieſe letzteren, ſo lange ſie noch nicht durch das Leben ſelbſt widerlegt ſind, eine nicht in allen Fällen zu weigernde Beobachtung. Die ſocialen Einflüſſe werden aber auf die

Geſellſchaftsſprache wie eine klimatiſche Nothwendigkeit einwirken. Die franzöſiſche Sprache, obwohl ſie das deutſche Mißverhältniß des Umgangsausdrucks zum innern Charakter nicht kennt, zeigte ſich doch neuerdings ebenfalls in denſelben Bewegungen begriffen, die in einem Streiten für die unumſchränkte Herrſchaft des Gedankens über Wortform und grammatiſche Verbindung, eine eigenthümliche Sprachumwälzung zu vollbringen ſuchten. Die neu romantiſche Sprache Victor Hugo's, Alfred de Vigny's und ihrer Genoſſen iſt als Symptom wichtig; noch merkwürdiger erſcheint uns, in unſerer Beziehung, die Sprache in den Romanen von George Sand, und in den Schriften von Lamennas, Leroux u. A., worin die ſociale Speculation ganz neue Laute und Wendungen der Rede verſucht. —

## X. Die Satzbildung und der Gedanke.

Die Satzbildung ist das gestaltete Leben des Gedankens, seine Gliederfülle selbst. Die deutschen Schriftsteller haben sich mit ihren Perioden viel zu große Mühe in äußerer, und viel zu wenig in innerlicher Beziehung gegeben. Stände ein höheres gesellschaftliches Element in Wechselwirkung mit unserer Schreibart, so hätte sie nie zu klagen gegeben über die meilenlangen Perioden, die man kaum auf dem Papier mit dem Auge, geschweige denn mit dem geistigeren Organ, dem Ohr, übersichtlich auffassen kann. Denn der menschliche Gehörsumfang, auf den bei der Satzbildung Rücksicht genommen werden sollte, ist beschränkt. Das Ohr kann bekanntlich in einer Secunde nicht mehr als neun Töne von einander unterscheiden, und verlangt folglich, daß ihm Das, was es klar aufnehmen und zu geistigen Eindrücken verarbeiten soll, in bestimmt und gedankengemäß abgetheilten Pausen überliefert werde. Dies ist das innerliche Element von Musik, die Musik des Gedankens, worauf jede ächte Satzbildung sich stützen muß. Die Perioden, die Pausen des Gedankens, dürfen diesem musikalischen Gesetz nicht zuwider han-

deln, ohne auch des Gedankens Harmonie und Wirksamkeit zu zerstören.

Die innere Tonart einer jeden Darstellung, die aus der melodiegebenden Seele des Inhalts entspringt, muß vornehmlich die Satzbildung als das Nothwendige bedingen. Es giebt langsame und schnelle Tonarten des Gedankens. Im ersten Falle finden sich gehaltene, künstlichere und verschlungene Periodenreihen ein, das Epische und Pathetische herrscht vor; im andern kürzere, gedrängte, schlagfertige mit wenigstem Zwischensatz, ein drastischer Effect wird erstrebt. Beiderlei Tonarten werden sich fast in jeder Darstellung neben einander geltend machen, obwohl von der organischen Verschiedenheit der Sprachen abhängig und bedingt. Der gesellschaftliche Charakter der französischen Sprache, ihre praktische Lebendigkeit, haben darin vornehmlich die kürzere, im raschen Moment wirkende Satzbildung begünstigt, weitaussehende Periodenverwickelung duldet der gesprochene Ausdruck der ganzen Darstellung nicht. Die deutsche Sprache, weil sie mehr eine geschriebene ist, neigt schon dadurch zu einer größeren Verschlungenheit, einer überlegten und planmäßigen Periodisirung hin. Ist der französische Satz ein leichtgebildeter Weltmann, so ist der deutsche Periodenbau ein geistreicher

Sonderling, dem auf seinem Gesicht ein einsames und vielfältiges Brüten steht. In demjenigen Stil aber, der nur vom Gedanken beherrscht wird, kann die allzucomplizirte und gelehrte Periodenlagerung, der auch auf der gegenwärtigen Stufe der deutschen Sprache viel organisch Hinderliches entgegensteht, fortan kein gültiger Schematismus mehr sein, eben weil sie nichts ist als ein Schematismus. Einige Worte des Grafen Schlabrendorf, in seinen Bemerkungen über die Sprache, bezeichnen den allgemeinen Unterschied zwischen französischer und deutscher Satzbildung sehr treffend auf folgende Weise: „Die Kürze der französischen Perioden hat den Vortheil, daß sie die Aufmerksamkeit des Lesers oder Hörers, ohne ihn lange warten zu lassen, fast ebenso schnell befriedigt als erregt. Der Franzose fordert Klarheit. Da sich ihm ein größeres Ganzes nicht überschaulich darbietet, ein zu mächtiger Bissen seine Ungeduld reizt, hilft ihm die Sprache und giebt ihm die Sache theelöffelweis. Die längern deutschen Perioden fügen sich der Wißbegier des Hörers nicht so gefällig; aber sie haben den Vortheil, indem sie die Aufmerksamkeit festhalten, das Nachdenken zu vergrößern, und im gleichzeitigen Zusammenfall mehrer Gedanken einen Gesammtgedanken zu erzeugen, des-

ſen der Franzoſe entbehrt. Ich möchte ſagen, im Genius der deutſchen Sprache waltet, um ein Bild von der Muſik zu entlehnen, mehr die Harmonie vorwaltend; im Genius der franzöſiſchen, die Melodie.“

Die Harmonie, welche in der Muſik eine Totalwirkung mehrerer einzelner Reihen von Sätzen und Gegenſätzen, eine Combination der Accorde und Intervalle iſt, dürfte jedoch, in aller Ausdehnung ihres Begriffs auf die deutſche Periodenbildung angewandt, meiſtentheils nur ein mißlautendes und verworrenes Concert abgeben. Wie große und impoſante Wirkungen auch in manchen Tonarten der Darſtellung durch weitumfaſſende Satzgebilde erreicht werden können, ſo hat doch unſere Sprache in ihren grammatiſchen Formen die Fähigkeit eingebüßt, etwas Vollendetes und Kunſtgemäßes darin zu leiſten. Die abſoluten Genitive, die im Altdeutſchen entſchieden vorhanden waren, ſind ein Verluſt für unſere heutige Syntax, der nicht genug beklagt werden kann, denn ohne abſolute Conſtructionen läßt ſich kein freieres Satzgefüge aus vielverſchlungenen Perioden bilden. Radlof ſchrieb im Jahre 1812 eine „Aufforderung an alle denkende Schriftſteller, die Wiedereinführung der abſoluten Genitive aus dem Altdeutſchen betref-

fend,"*) doch wie soll man eine dem Leben der Sprache entwichene Form durch Verabredung oder Vorsatz wieder bannen? Viele An- und Nachklänge von jenem absoluten Genitiv finden sich noch heut in unserm modernen Sprachgebrauch, z. B. unverrichteter Sache abziehen, stehenden Fußes, stante pede, ein Zeichen, daß es in der Natur unserer Sprache liegt, bei absoluten Constructionen den Genitiv zu wählen, obwohl der urkräftigen Biegungsfülle des Gothischen auch absolute Dative eigen sind. Von Beispielen absoluter Genitive, die Radlof aus älteren Schriften, bis zur Zeit des dreißigjährigen Krieges', und auch noch aus neuern Ueberbleibseln des Kanzleistils, gesammelt hat, mögen hier einige stehen: „Der Sündfluß Noä, da die ganze Welt ersäuft ward, ausgeschlossen Noä mit seinen drei Söhnen," Luther; „unangesehen desselben Vertrags, unterstund sich der Kunig," im Wiß Kunig; „abgerechnet der Offiziere und Unter-Offizieren, werden die Gemeinen dem 13. Regiment zugewiesen," bayerische Verordn. vom Jahre 1805 —

*) Zuerst im Literarischen Verkündiger, München 1812. Nr. 49 — 51. und dann in seinen Teutschkundlichen Forschungen und Erheiterungen, Bd. I. S. 41 fg.

1806; „unerwogen aller Billigkeit verfahren," bei Schottel; „daß Christus von einer Jungfrau, unverletzt ihrer Jungfrauschaft, geboren worden," in hundert alten, besonders katholischen Erbauungsschriften; „unerforscht aller Umständ," Hans Sachs; „unverschont ihrer aller," derselbe; „er lässet die Kinder, unwissend der Mutter, anfziehen, Joh. Limberg v. Roden Reisebeschr. Lpzg. 1690. u. m. a.

Obwohl man anstehen könnte, diese angeführten Genitive für eine absolute Construction im Sinne der antiken Sprachen zu halten, eher behauptend, hier sei das Verbum adverbialisch oder wie eine Präposition, die den Genitiv nach sich zieht, gebraucht, so müssen doch solche und ähnliche Wendungen ohne Zweifel für eine schöne Bereicherung und Befähigung unserer Syntax zu prägnanten Satzgefügen gelten. Damit sei aber nicht ausgesprochen, daß ihre absichtliche Zurückführung in die laufende Production der Sprache gelingen könne, und zu unternehmen sei, da man einmal an einer Sprache nichts retten kann und soll, was sie nicht selber festhält*). Aus der Um-

*) Wie es bei Radlof lautet, der die absoluten Genitive ganz in seine eigene Schreibart aufzunehmen versucht hat, kann

ſchreibung und Auflöſung aller abſoluten Fügungen, mit ſobald, nachdem, als, wofern ꝛc., die beſonders von Gottſched für eine klare Correctheit des Stils angeſehen wurde, ſtammt aber die Partikel-Pedanterie und das Labyrinth der Zwiſchenſätze, wodurch eine längere Periode in unſerer Schreibart zu einem wahren Ungeheuer verzerrt werden kann. Die Verſuche einiger Ueberſetzer des Tacitus, namentlich Woltmann's, zur Erreichung taciteiſcher Kürze die abſoluten Sätze auch deutſch mit einer Präpoſition zu geben, z. B. interfecto Lepido „nach ermordetem Lepidus" zu überſetzen, ſind ebenfalls unwirkſam geblieben und lächerlich geworden. Dagegen ſind die ſogenannten homeriſchen Genitive, „feſten Trittes" „hochherzigen Sinnes," die trotz Adelungs Gegeneiferung ſich immer mehr ausbreiteten, ein urſprüng-

---

man z B. an folgender Stelle (in ſeinen teutſchkundl. Forſchungen II. S. 68.) erproben: „Wiedererwachend des Eifers für Schriftenthum und Sprachen der alten, voran der gottbegeiſterten Zeit, erwachte auch laut der Schmerz über die allgemeine Zerſpaltung der Menſchenzunge in ſo zahlloſe Sprachen, die, obwohl ſie alle nur Eines und eben Daſſelbe bezeichnen, dennoch je den einen Gedanken, z. B. Sonne, durch zahlloſe, ſich ganz entfernte Wortlaute darſtellen. Zerriſſen der Sprache in Sprachen, des mächtigen allvereinenden Bandes, war auch aller Verkehr der Völker mit Völkern fremder Zungen und Zeiten unermeßlich erſchwert worden." ꝛc.

liches Eigenthum der deutſchen Sprache und geben der Satzbildung ein ſchönes Gepräge. Bürger begann in ſeiner Ueberſetzung des Homer deren mehrere zurückzuführen, nach ihm Voß mit noch größerer Feſtigkeit und Ausdehnung, aber auch Klopſtock hatte ſchon in eigenen Gedichten wirkſamen Gebrauch davon gemacht. Man hat öfters den Irrthum begangen, dieſe Genitive für etwas Griechiſches anzuſehn, während ſie bereits in den Minneſängern, bei Hans Sachs, und bis ins ſiebzehnte Jahrhundert hinein, in deutſchen Druckſchriften ſich finden, wie ſchon Radlof, in einem Aufſatz über Voſſens Genitivfügungen, bemerkt hat. —

## XI. Die Periodengliederung.

Die zweite Grundbedingung, neben dem eigenthümlichen Organismus der Sprache, iſt die Einheit der intellectuellen Anſchauung in der Periodenbildung. Man könnte ſie auch die Einheitlichkeit der Scene im Satze nennen, unter welchem Namen ſie beſonders engliſche Rhetoriker, namentlich Home und Hugo Blair, zu einem Haupterforderniß ihrer Theorie

gemacht haben. Es darf inmittten eines und deſſelben Satzes keine zu verſchiedenartige Scenerie vorgehen, ſondern es muß ſich vielmehr auch im feſten Geſchiebe der Perioden Scene aus Scene entwickeln und vor die Anſchauung des Leſers hintreten. Die geſchmackloſe Einſchachtelungsmanier des Stils iſt gewöhnlich auch ein Fehler der Logik, daß verſchiedene Gedanken, deren jeder für ſich eine beſondere Auffaſſung und Behandlung erfordert, in demſelben Satz verbunden und vermiſcht werden. Ein neuer Gedanke muß immer eine neue Scene des Stils eröffnen, und daraus ergiebt ſich von ſelbſt die Nothwendigkeit, bald in längeren, bald in kürzeren Perioden zu ſchreiben. Mit jeder Periode beginnt ein neuer Athem auch für den Gedanken, und langathmige Perioden werden nur dann Schönheit und Berechtigung für ſich haben, wenn ſie von der Einheit des Gedankens, der ſie gerade umſpannt, feſt zuſammengehalten ſind. Oft werden aber Gedanken zu Zwiſchenſätzen gemacht, die einen neuen Athem erfordern, alſo einen neuen Satz anfangen müßten, und dies iſt eine ſehr häufige und aller Schönheit nachtheilige Mißformung, von der es bei den beſten deutſchen Schriftſtellern Beiſpiele in Menge giebt. Bürger beſtritt ſogar die Lehre von der Einheit der Scene im Satze

als etwas Unwesentliches,*) freilich zu einer Zeit, wo die deutsche Prosa nur wenige und spärliche Oasen in ihrer sonstigen Wüstenei aufzuzeigen hatte. Sehr treffend bezeichnet aber Rinne (in seiner theoretischen deutschen Stillehre S. 299.) solche Zwischensätze, mit denen eine neue Gedankenreihe beginnen müßte, als unächte Nebensätze.

Der Athem des Gedankens ist der Beweger der Perioden, er muß sie abtheilen, gliedern, messen, verbinden, selbst ihren Klang bestimmen. Daher sind die bloß syntaktischen Satztheorieen, wie sie häufig aufgestellt werden, neuerdings besonders von Herling in seiner sonst so verdienstlichen und gründlichen „Syntax der deutschen Sprache," eigentlich sehr unfruchtbar und zu Wenigem nütze. Auf der andern Seite aber darf die freie Schreibart nach dem Gedanken nicht aller organisch gegliederten Satzbildung sich enthoben meinen, und an das Extrem eines geistreichen Sanscülottenstils sich hingeben.

Die dialektische Gliederung der Periode macht ihr eigenthümlichstes Leben aus, und je kunstvoller sie sich ausbreitet, desto mehr wird sie auch dem Gedanken sein wahres Recht zugetheilt haben. Worin

*) Bürger's Lehrbuch des deutschen Stils, S. 292.

das Wesen der Periode eigentlich bestehe, hat man in älteren und neueren Zeiten vielfach zu bestimmen gesucht. Uns scheint am wenigsten an der alten Definition des Aristoteles auszusetzen, welcher (Rhet. III. 9. 3.) sagt: *λέγω δὲ περιοδον λέξιν ἔχουσαν ἀρχὴν καὶ τελευτὴν αὐτὴν καθ' ἑαυτὴν καὶ μέγεθος εὐσυνόπτον.* Denn in Wahrheit besteht die Periode vorzugsweise darin, daß sie ein in sich selbst abgeschlossenes und vollendetes Satzgefüge darstellt, welches den Gedanken, den es auszudrücken hat, in sich selbst gewissermaßen erschöpft und die ihm widerfahrende Genugthuung auch durch einen grammatisch vollständigen und richtigen Bau bezeichnet. Die Zusammenfassung eines Gedankens, mit allen zu seiner wesentlichen Bestimmung hinzutretenden Verhältnissen, macht den Periodenbau aus, indem dadurch die Beziehung mehrerer Sätze oder Behauptungen zu einander entsteht, die, je nach dem Sinn, durch den sie sich gliedern, auch grammatisch sich ordnet und zusammenfügt. Die Periode ist daher die durch den Gedanken nothwendig werdende, weiteste Auseinanderlegung des Satzes, wodurch sich wieder eine Zusammenziehung von Sätzen ergiebt. Im Grunde ist es das Verhältniß des Hauptsatzes zu seinen hinzukommenden Bestimmungen, welches dies künst-

liche Satzgefüge hervorbringt. Dieſe hinzukommenden Beſtimmungen, oder die Nebenſätze, welche den Hauptſatz trennen aber auch wieder verbinden, werden das eigentlich Bewegende der Periode, und helfen dieſelbe zu dieſem kunſtreichen Ganzen bilden, das verſchiedene Beſtimmungen eines und deſſelben Begriffs in einer dialektiſchen Einheit feſtgefügt hinſtellt. So macht ſich in der Periode die enge Verbindung des logiſchen und des grammatiſchen Elements geltend, worin die höchſte Vollkommenheit der Darſtellung durch die Sprache ſich an den Tag legt. Denn durch die richtige grammatiſche Verbindung müſſen ſich die Nebenſätze mit ſolcher Wirkung in den Hauptſatz einfügen, daß durch die äußere Trennung, die ſie in ihm hervorbringen, die wahre innere Verknüpfung des Gedankens heraustritt. Die Periode kann ſich daher jedesmal ſo vielgliederig geſtalten, als es innerhalb des Maaßes der in ihr wirkenden logiſchen und grammatiſchen Verhältniſſe möglich iſt. Wird dies innere Maaß durch willkürliche Anſchwellungen des Periodenbaues überſchritten, ſo zeigt ſich in dieſer falſchen Vielgliederigkeit einer der nachtheiligſten Fehler des Stils.

## XII. Die Schönheit des Stils.

Man könnte zweifeln, ob die heutige moderne Proſa, die bloß den Gedanken ſchreibt und durchaus keine rhetoriſchen Toilettenkünſte mehr anwendet, noch um die Schönheit ſich zu bekümmern habe? Schon Adelung bemerkt in ſeiner Stillehre, daß man die Regeln für den Stil nicht aus dem Geſetze der Schönheit herleiten ſolle, indem er die Schönheit des Stils lediglich in das Zweckentſprechende ſetzt. Was in den Handbüchern des deutſchen Stils zur Geſetzgebung ſchöner Schreibart überliefert wird, iſt auch meiſtentheils ein unbrauchbarer Plunder geworden, aber auch von jeher geweſen. Die bisherige Stillehre war immer rhetoriſch und oratoriſch, und deshalb falſch, und vielmehr die Geſchmackloſigkeit als den Geſchmack bildend, Schönrednerei erzeugend, aber nicht ſchöne Darſtellung. Unter allen Intentionen des menſchlichen Geiſtes iſt die Rhetorik die abgeſchmackteſte, beſonders wenn ſie, wie in Deutſchland, nur einen ſchulmeiſterlichen Charakter, aber keinen öffentlichen an ſich trägt. Die Bildung der Völker befindet ſich auf einer Stufe des Bewußtſeins, wo man ſich nicht mehr durch ſtiliſtiſche Figuren und ſogenannte Redekünſte bereden, überzeugen und impo-

niren laſſen kann, ſondern nur durch die Sache ſelbſt und ihre gedankengemäße Veranſchaulichung. Die Redekunſt iſt heutzutage in die Auffaſſung übergegangen, und ſelbſt die öffentliche Debatte, wo ſie wirkſam iſt, ficht, ſtatt mit der Rhetorik der Formen, mit der Diplomatik des Gedankens.

Eine gewiſſe Klingproſa hat lange Zeit für ein Muſter bei uns gegolten, und man ließ es ſich gern gefallen, daß durch tönende Stellung der Wörter und koſtbare Wendungen der Mangel an Gedanken überdeckt wurde. Man bedachte nicht, daß ein Bettler, der ſich in einen gefundenen Purpur einhüllt, kein Recht zu ſolchem Aufwand hat, ſondern um ſo widerwärtiger an ſeine Blöße damit erinnert. Nur der Schmuck, den jeder Gedanke mit ſich auf die Welt bringt, iſt ihm zuſtändig und ſeiner würdig, er darf in kein anderes Koſtüm, keine andere Rolle ſich ſtecken, um mehr zu gelten als er iſt. Eine ſchöne Frau darf eher gefallſüchtig und abſichtlich ſein, als der Stil, der durch coquette Wendungen ſich mehr erniedrigt als erhebt, ſie bei reichem Inhalt nicht nöthig hat oder bei armem nur als Tünche aufträgt.

Es fragt ſich daher, ob in der Wahrheit die alleinige Vollendung des Stils beruht, und nicht in

der Schönheit? Die rhetoriſche Schönheit unſerer Proſa hat ſich überlebt, kein höher begabter Schriftſteller wird mehr danach trachten, kein inhaltreicher Geiſt kann eine Freude daran haben, ſich mit Franzen und Treſſen zu behängen. Ohne Schönheit wird darum keine ächte und aus urſprünglichem Leben entquillende Schreibart bleiben, die Schönheit der Wahrheit wird ſie mit einem reizenden Duft und Hauch umziehen. Der Gedanke wird von Natur ſo viel Roſen treiben, als hinreichen, um den Namen ſeines Gegenſtandes auf das Beet der Darſtellung zu ſticken, nicht zu überpacken. Denn um den Schatz des Gedankens aus ſeiner dunkeln Tiefe in die Erſcheinung zu heben, treten von ſelbſt auf dem Wege ſeiner innern Entfaltung Elemente ins Spiel, die ihn mit dem Licht der Schönheit übergießen. Kein Gedanke kann nämlich richtig dargeſtellt werden ohne die Phantaſie.

Hier könnten wir zuerſt mit der Philoſophie in Widerſpruch gerathen, welche die Phantaſie als etwas bloß Sinnliches der reinen Gedankenentwickelung gegenüberſtellt, ſtatt beide in Verbindung miteinander zu wiſſen. Dieſe Trennung der Phantaſie vom Gedanken iſt jedoch für die fachmäßigen Sonderungen eines Syſtems erſprießlicher, als ſie im

concreten menſchlichen Geiſt, wie er leibt und lebt, wirklich begründet iſt. Wie die Sprache überhaupt, als ein Licht- und Scheinkörper des Gedankens, aus dem allgemeinen Geiſtigen durch eine individualiſirende Phantaſie geſtaltet wird, ſo iſt der Satz, in den ein lebendiger Gedankenzuſammenhang ſich einordnet, ebenſo ſehr die ſinnliche Geſtaltgebung des Gedankens, als auch die einzige geiſtige Genugthuung deſſelben. Kein Gedanke iſt an ſich ſchon klar, er wird es erſt durch den geſtalteten Satz. Bild und Begriff, Phantaſie und Schönheit, welche die Werkmeiſter bei der Entſtehung der Sprache waren, ſind es auch bei der Fügung des Satzes, der vorwaltend für die Anſchauung herauszutreten berufen iſt. Der Gedanke tritt durch den Satz in das Gebiet der Anſchauung, und ſo wird der Stil die eigentliche Plaſtik des Denkens, das Schöne des Gedachten, weil dies in ihm erſt an die Sonne hinaustritt. Auf der vollendetſten Stufe der Darſtellung iſt das logiſche Element der Ordnung, das der Verſtand beſorgt, zugleich eins geworden mit dem plaſtiſchen, das unter den bildenden Händen der Phantaſie das Individuelle in Blüthe und Farbe treten läßt.

Der Satz iſt ein vollſtändiger Lebensorganismus, ein bewegliches Charakterbild, das alle Vor-

theile äußerer und heiterer Erſcheinung in ſich vereinigen muß. Er ſoll keine paraphraſirende Umſchreibung ſeines Gegenſtandes ſein, ſondern eine concrete Geſtaltung deſſelben, eine Geſtalt, die in allen ihren Theilen ſichtbar und beleuchtet wird. Der Satz hat Gebärden, Töne, Farben, er vermag faſt die Wirkungen aller Künſte zu verbinden, beſonders die der Malerei, vor deren allzu abſichtlichen Effecten er ſich jedoch am beſten hütet. Die einfache Situation von Subject und Prädicat ſtellt uns eine vollſtändige Lebensfigur vor Augen, das Verbum ſetzt ihre Schritte in Bewegung und läßt ſie handeln, der Zwiſchenſatz mit ſeinen Wendungen und Conſtructionen bringt ſie in eine pittoreske Gruppirung, die Fülle der Diction umkleidet ſie mit einer angemeſſenen Draperie, mit reizendem Faltenwurf, und ihr Gang, in dem ſie dahinwandelt, iſt Muſik, Zauber des Rhythmus. Dieſe Zuſammenfügung des Satzes macht ſeinen künſtleriſchen Charakter aus, der dem Inhalt von ſelbſt entquellen muß, ohne durch rhetoriſche und ſtiliſtiſche Meißelſchläge gefertigt zu werden. Denn es giebt keine andere Kunſt, als die Kunſt des Inhalts, welche unendlicher Formen des Stils fähig iſt. Wie richtig daher auch der berühmte Ausſpruch Buffon's: le stile c'est l'homme, ſo wäre

es doch noch richtiger und umfaſſender, zu ſagen: der Stil iſt die Sache. In der Sache erhält denn auch der Menſch und alles Individuelle ſeinen eigenſten Ausdruck, und dies iſt die beſte Theorie des Stils, ihn an die Sache zu verweiſen. Manche Schriftſteller ſind zu ſubjectiv und darum zu einfarbig, ihr Stil nimmt ſich wie eine Livrée aus, an der man jeden ihnen zugehörigen Gedanken ſchon immer von weitem erkennt, z. B. Jean Paul, der, ſonſt ein großer Kenner und Künſtler des Stils, doch das eigenthümliche Metall jedes Stoffes ſogleich in dem Schmelztiegel der Subjectivität umgießt und einſchmilzt.

## XIII. Numerus und Wohllaut der Proſa.

Ueber die künſtleriſche Vollendung des Stils giebt es keine Regeln, weil ſie mit jedem Gegenſtand wechſeln, und ſelbſt der äußere Wohllaut und Rhythmus von dem inwendig leitenden Gedanken abhängig gemacht und nüancirt werden müſſen. Jeder Stoff bringt einen andern Ton des Stils, eine an-

dere Muſik, eine andere Scala, mit ſich, ja auch jede Zeit, könnte man in gewiſſem Sinne ſagen, hat ihren beſondern Rhythmus und Numerus, der zu dieſer oder jener Epoche einen verſchiedenen Tonfall der Schreibart hervorrufen wird. Es iſt das eigenthümlich bewegende Pathos der Seele, das in den freien Rhythmen der Proſa gerade am bedeutungsvollſten walten kann.

Der Numerus der Proſa iſt ihr etwas ebenſo Nothwendiges nach Außen, als die logiſche und grammatiſche Gliederung nach Innen, und beide ergänzen und verſtärken ſich oft in ihren verſchiedenen Wirkungen. Numerus haben ſogar die Pferde in ihrem Trabe, der Waſſerfall, der Vögelflug, jede Bewegung in der Natur; wie vielmehr nicht ein guter Stil, worin der Gedanke in der Mitte thronend, gleich dem den Wellenſchlag abtheilenden Schwan, ſeine Harmonieen in Satz und Gegenſatz ausführt. Rhythmus iſt die Dialektik der Bewegung, und muß ſich in ſeinen Wechſelfällen der Dialektik des Gedankens anſchließen, deſſen innere Muſik, deſſen Contraſte und Pointen er gewiſſermaßen in Noten ſetzt. Das Gedankengemäße wird auch hier immer das Wohlklingendſte ſein, ſowohl innerhalb der Periode ſelbſt als auch in der Verbindung mehrerer neben-

einanderſtehenden Perioden. In dieſen abgemeſſenen Schaukelungen des Gedankens durch die Periode wird ſich die wahre Wellenlinie des Stils hervorbringen, und dieſe Wellenlinie, in der Hogarth die eigentliche Schönheitslinie gefunden, wird auch für die Schreibart das Geſetz der Schönheit darſtellen.

Der Rhythmus der Proſa iſt die feinſte Tonſchöpfung für das Ohr, weil er ſo ideell iſt und beſtimmte Versgänge zu vermeiden hat, ohne doch unbedingt und ungefärbt zu ſein von Versmaß und Metrum, die über die Fläche der Proſa wie unſichtbare Luftmuſik hinfahren. Nur die Folge vieler gleichartiger Metra hintereinander, beſonders von Daktylen, ſtört die gehaltene Bewegung der Proſa.*) Die eigenthümliche Melodie des Stils beſteht in der Tonwandlung der ganzen Periode, in der Arſis und Theſis der Sätze, welche zugleich die Hebung und Senkung des Gedankens iſt. Die Kunſt einzelner rhythmiſcher Figuren kann im Verſe viele Wirkung thun, und wird ſelbſt in dem einfachſten Naturzuſtande der Metrik, bei Homer, gebraucht, der in den ſogenannten ropaliſchen Verſen kecke und wirkungs-

*) Vgl. hierüber Herling, Syntax der deutſchen Sprache (Frankfurt am M. 1830.) S. 129.

reiche Sylbenpyramiden aufführt, aber dem geiſtigen Charakter der Proſa entſpricht die rhythmiſche Abſichtlichkeit nicht, und was dort Kunſt iſt, wird hier zur mißklingenden Künſtelei. Ebenſo ſehr als der entſchiedene Verscharakter, iſt jener geſuchte oratoriſche Numerus zu vermeiden, der den mit Pauken und Trompeten einherfahrenden Perioden des Cicero abgelauſcht iſt, und bei dem ſich noch zweifeln ließe, ob er nicht bloß etwas Imaginaires unſerer Philologen und Grammatiker? Denn wenn man davon ausgeht, daß die Eliſion der Vocale ohne Zweifel auch in der lateiniſchen Proſa, wie in der heutigen italieniſchen, ſtattfand, da ſie ſonſt nicht hätte zum Grundelement der Metrik gemacht werden können, ſo würden die ciceronianiſchen Perioden, mit elidirten Vocalen geleſen, in vielen Fällen den Numerus und Tonfall einbüßen oder abändern, der von unſern Theoretikern als rhetoriſcher Prägeſtock eines recht wohlexercirten Stils nur allzu oft gehandhabt wurde.

Der Sinn für die Melodie des Satzes iſt bei den deutſchen Schriftſtellern ſelten, zu ängſtlich ſind ſie dagegen um den Wohllaut der Wörter bekümmert. Grimm ſagt in der Grammatik (II. 610.) ſehr richtig: „Allgemeine Geſetze über Sprachwohl-

laut ſind ein Unding; wie viel ihm im Deutſchen verſtattet werden darf, ſollte ordentlich unterſucht werden.“ Das wilde Geſtrüpp und Buſchwerk der deutſchen Wörterbildung erlaubt aber darin keine zu feinen Schmeicheleien des Ohrs, ſondern fordert zur Gewöhnung an manche Klecksmalerei auf, in der ſich freilich auch mehrere macchiatori der deutſchen Proſa über alle Gränzen hinaus gehen laſſen. Die Engländer, in der ſcharfkantigen, gebröckelten Einſylbigkeit ihrer Sprache, halten ſich am wenigſten zu irgend einer Aufmerkſamkeit für den Wohlklang verbunden, ihre beſten Stiliſten reihen ohne Sorge Wörter und Sylben dicht nebeneinander, die entweder durch Gleichlaut oder durch Wiederholung eine unangenehme Härte herbeiführen, aber keineswegs ihnen empfindlich ſcheinen. Dies entſpringt aus der eigenthümlichen Accentuation der engliſchen Sprache, worin ſich der Charakter dieſes Volkes ſehr nationalgetreu auslautet. Wilhelm von Humboldt bemerkt (in der Einleitung zu ſeinem Werke über die Kawi-Sprache S. 176.), daß der Betonungstrieb, oder der Drang, die intellectuelle Stärke des Gedankens weit über das Maaß des bloßen Bedürfniſſes zu bezeichnen, im Engliſchen am allerſtärkſten vorhanden ſei. So ſcheint die vorherrſcheude Rich-

tung, durch den Accent im Ganzen eine ſcharfe und praktiſche Wirkung hervorzubringen, die Engländer ſtumpf und gleichgültig zu machen gegen die Beſchaffenheit der einzelnen Sylben, ja oft gegen die Quantität derſelben. „Nur mit dem höchſten Unrecht" — ſagt Humboldt an der angeführten Stelle — „würde man dies einem Mangel an Wohllautsgefühl zuſchreiben. Es iſt im Gegentheil nur die, mit dem Charakter der Nation zuſammenhängende, intellectuelle Energie, bald die raſche Gedanken-Entſchloſſenheit, bald die ernſte Feierlichkeit, welche das durch den Sinn hervorgehobene Element auch in der Ausſprache über alle andern überwiegend zu bezeichnen ſtrebt. Aus der Verbindung dieſer Eigenthümlichkeit mit den, oft in großer Reinheit und Schärfe aufgefaßten Wohllautsgeſetzen entſpringt der in Abſicht auf Betonung und Ausſprache wahrhaft wundervolle engliſche Wortbau. Wäre das Bedürfniß ſtarker und ſcharf nüancirter Betonung nicht ſo tief in dem engliſchen Charakter gegründet, ſo würde auch das Bedürfniß der öffentlichen Beredtſamkeit nicht zur Erklärung der großen Aufmerkſamkeit hinreichen, welche auf dieſen Theil der Sprache in England ſo ſichtbar gewandt wird."

Sprachſauberer im Einzelnen ſind jedoch die

Franzoſen, die beſonders mehrere gleichlautende Sylben neben einander für einen Schmutzfleck auf dem eleganten Rock ihrer Rede halten, den ſie ſelbſt dann gern verhüten, wenn es nur mit Beeinträchtigung und knapperer Bezeichnung des Gedankens geſchehen kann, wie von Rouſſeau bekanntlich Madame Necker behauptete, daß er den römiſchen Senat bloß deßhalb cette assemblée de deux cents rois genannt, um das eigentlich richtige trois, das mit rois ſchlecht harmonirt hätte, zu vermeiden.*) Die deutſche Rede ſcheint darauf angewieſen, eine Mitte zwiſchen beiden Extremen zu halten, denn bei allem Reichthum von mannigfachem Laub und Zweigen, worin der deutſche Wörterwald ausſchlägt, wird man ihn doch nie mit der Scheere ſo glatt und eben zurechtſchneiden können, daß uns nicht immer einige rauhe Auswüchſe, Wurzeln und Ruthen den Weg erſchwerten. Dazu kommt, daß die franzöſiſche Sprache leichter fertig wird mit ihren Bezeichnungen, leichtſinniger ihren Gedanken Genüge thut, während der deutſche Gedanke eine gewiſſe Unerſättlichkeit beſitzt, ſich auszudrücken und ſich genug zu thun, für deren immer neu anſetzende Wendungen und Verſchlingungen un-

*) Vgl. Jean Paul, Aeſthetik, II. S. 723.

ſere Sprache noch bei weitem nicht genug Wortnüancen ausgebildet hat. Beſonders wo es darauf ankommt, den Gedanken für die Anſchauung auszuprägen, geräth man leicht in die Verlegenheit, Wörter zu wiederholen, für die man eines nur anders gekleideten Doppelgängers bedürfte, oder man kann bei dem den Wörtervorrath überdrängenden Gehalt nicht Rückſicht nehmen, wenn ſich Sylben und Laute zu einem Mißklang berühren. Nur einer Sprache, deren Wörtergewandtheit alle Schwere des Inhalts ſogleich zerſetzt und umſchmilzt, werden reinliche Perlenſtickereien in der Wortverbindung gelingen. In dem Gedankenconcept der Deutſchen kommt es auf einige rauhe Noten nicht an.

## XIV. Die Correctheit des Stils.

Mit der ſogenannten Correctheit des Stils geht es wie mit der Tugend. Wo ſie allzu abſichtlich und bewußtvoll ihr Weſen treibt, wird ſie zur Pedanterie und hat ihren Werth verloren, der in etwas Geheimnißvollem, und Unverdüfteten beruht. Ein gar zu correcter Stil gleicht dem franzöſiſchen Gartengeſchmack, der glatte Laubwände ſchneidet, aber keine Natur duldet. Man geht an den nach ſchönem Maaß geſtutzten Bäumen vorüber, die geraden Linien der Wege entlang, und ſucht den Wald, aus dem eine Putzſtube geworden. Durch dieſe künſtlichen, hochgezogenen Hecken dringt ſelbſt der Sonnenſtrahl nur in matten Schlagſchatten, bei aller Regelmäßigkeit der Vertheilung iſt die Beleuchtung ſchlecht, und die Perſpective dürftig. Freies Gehölz mit bewegten Zweigen, worauf Droſſel und Finke ſchlagen, ſind unentbehrlich zum ſchönen Landſchaftsbild, zu einem guten Stil.

Die Correctheit der Schreibart wird vornehmlich in zwei Dingen zum Fehler, einmal, wenn ſie das Beſtreben nach Deutlichkeit zu offenbar werden läßt, und das andere Mal, wenn ſie in der Wahl

ihrer Bilder und Beiwörter zu ängstlich mit der Prosa der Wirklichkeit rechnet, sich immer auf das strenge Maaß derselben zurückführend.

Was die Deutlichkeit anbelangt, so soll man zwar mit der Absicht schreiben, nicht undeutlich zu sein, aber nicht mit der Absicht deutlich zu sein, sowie Quinctilian sagt: — non ut intelligere possit, sed ne omnino possit non intelligere curandum; denn der Stil soll kein Interpret und Cicerone des Gedankens sein, sondern dieser selbst, und er darf nicht vorsätzlich noch hellere Lichter aufstecken, als die innere Beleuchtung und Deutlichkeit des Inhalts schon hat. Es wird aber manchen Deutschen ganz besonders schwer, deutlich zu schreiben, und unsere Sprache selbst wird durch manche ihrer Eigenthümlichkeiten gehindert, immer so klar das Ganze eines Gedankens auseinander zu legen, daß der Darstellung kein Zweifel mehr anhaften bliebe. Der Unsinn im Stil verdiente seine besondere Theorie, die ihm auch ein englischer Rhetoriker Georg Campbell (in seiner Philosophy of rhetoric) wirklich hat zu Theil werden lassen.*) Man kann aber den Unsinn vorzüglich herleiten, einmal aus der Ueberfülle der An-

*) S. Rinne theoretische deutsche Stillehre, S. 243.

schauungen, die sich mit den grammatischen Verhältnissen des Satzes überworfen haben, und in die natürliche Gliederung des Gefüges sich nicht finden können; zweitens aus dem Mangel wahrer und richtiger Anschauungen, welche sich, um ihre Leere zu verdecken, in allerlei buntgeputzte und überladene Formen hineinretten, oder auch schon durch ihre innere Unklarheit eine formelle Verwirrung anrichten; drittens aus den grammatischen Zweideutigkeiten, welche der Genius der Sprache selbst als unumgänglich darbietet. Es giebt aber deutsche Autoren, welche von innen her ein dunkeles Naturell besitzen und dasselbe auch durch ihren Stil nicht so zu durchleuchten verstehn, daß eine helle Spiegelung des Gedachten daraus hervorginge. Als den genialsten dieser Dunkelschreiber wollen wir Hamann nennen, bei dem man die Dunkelheit nicht als einen Vorwurf seiner Darstellung, sondern als das innerste Eigenthum seines Geistes betrachten muß, eine Dunkelheit, die der Nacht gleicht, welche, in sich selbst verschleiert, alle Geheimnisse der Welt birgt, aber nicht verräth, den Sinn in sich tragend, durch wunderbare Schatten und Dämmerstreifen ihn malend, im Sternenglanz ihn untertauchend, aber doch auch wieder tief ihn verhüllend.

Was die grammatiſche Dunkelheit der Schreibart anbetrifft, ſo liegt dieſe in der Mehrdeutigkeit gewiſſer Sprachformen, welche namentlich im Deutſchen nicht die äußere Ausbildung erlangt haben, um dem Sinn, den ſie ausdrücken wollen, das ihm gemäße unzweifelhafte Gepräge geben zu können. Hier entſtehen Verlegenheiten des Stils, denen man ſo viel als möglich durch Umſtellung oder Umſchreibung aus dem Wege zu gehen ſucht, die ſich aber nicht immer, ohne allzu ſchwerfällig zu werden, beſeitigen laſſen. Dies beruht namentlich im Gebrauche der Pronomina, welche die feſte Ausdrucksform, die ſie in den alten Sprachen beſitzen, im Deutſchen nicht darbieten, und darum oft den Sinn des ganzen Satzes verwaſchen und zweideutig erſcheinen laſſen. Man nehme den Satz: „Die Liebe, welche der König zu ſeinem Miniſter hegte, war es vornehmlich, welche ſeinen Sturz veranlaßte.“ Hier bleibt es unklar, wer geſtürzt worden, ohne daß man den Gebrauch des poſſeſſiven Pronomen geradezu als ſchlecht bezeichnen könnte. Die perſönlichen und relativen Pronomina bieten oft noch größere Mißſtände dar, und machen, wenn man ganz correct ſchreiben will, Weitläufigkeiten nöthig. Zum Beiſpiel: „Er ſagte ſeinem Freunde, er müſſe auf der Stelle die

Stadt verlaſſen," oder: „Der Thurm des Marktfleckens, welcher ſeit lange in der Geſchichte eine Bedeutung hat." Hier müßte das Subject, welches in dem Pronomen ſteckt, beſonders umſchrieben werden, wenn es unzweifelhaft erkannt werden ſollte. Andere Incorrectheiten entſpringen aus den Adverbien, deren Beziehung zu dem Redetheil, welcher durch ihn beſtimmt werden ſoll, nicht immer klar hervortritt, wozu in der Regel der Mangel an einer eigenthümlichen Adverbialform in unſerer Sprache den Anlaß giebt. Solche Sätze, wie: „Er beſchrieb die Gegend ſehr reizend," wobei ungewiß bleibt, ob die Beſchreibung oder die Gegend reizend geweſen, ſind aber immer fehlerhaft zu nennen. Ebenſo ſolche abſolut gebrauchten Participialſätze, die, wenn man ſie ſtreng auf den ihnen grammatiſch entſprechenden Redetheil beziehen wollte, eine Lächerlichkeit an den Tag bringen würden, wie in dem Satz im Göthe's Wilhelm Meiſter: „In einem anſtändigen Bürgerhauſe erzogen, war Ordnung und Reinlichkeit ſein Element," wo es den Anſchein gewinnt, als wären Ordnung und Reinlichkeit in einem anſtändigen Bürgerhauſe erzogen. In einer Sprache, deren grammatiſche Gliederungen und Biegungen nicht mehr vollſtändig ſind, darf man allerdings nicht zu ſtreng

den Zweideutigkeiten in der Darſtellung nachſpüren, doch muß auch ſtets der Sinn des Satzes ſeiner Würde gemäß davor bewahrt bleiben, nicht willkürlich herumgezerrt werden zu können. Dem geiſtigen Zuſammenhang muß freilich auch immer vorbehalten bleiben, an der Verdeutlichung des durch den Satz auszudrückenden Gedankens ſein Recht und ſeine Pflicht zu vollziehen. Der geiſtige Accent, welcher der grammatiſchen Unvollſtändigkeit einer Sprache zu Hülfe zu kommen vermag, findet in der Wortfolge, die er mehr oder weniger eigenthümlich bedingen wird, Spielraum, ſich geltend zu machen. In der Wortfolge wirkt das logiſche und grammatiſche Element des Satzes am entſchiedenſten gegen einander, und die einzelnen Redetheile, wo ſie eine vorzugsweiſe Stellung erhalten, bekommen dadurch die geiſtige Uebermacht des Gedankens, dem ſie gehorchen. Dieſe geiſtige Umkehrung der Wortfolge, die von großer Wirkſamkeit ſein kann, iſt aber nur dann zu billigen, wenn ſie wirklich aus der Nothwendigkeit des Gedankens hervorgeht. Alle Inverſionen aber, die bloß aus einer formellen Affectation entſpringen, wie ſie früher in den rhetoriſchen Stilkünſteleien ſo üblich waren, ſind tadelnswerth, und müſſen in der ächten gedankengemäßen Schreibart ſtreng vermieden werden. Ebenſo

ist es eines guten Stils unwürdig, wenn er den geistigen Accent, der seine Satzgefüge verdeutlichen soll, nicht anders geltend zu machen versteht, als durch Unterstreichen derjenigen Redetheile, die in besonderer Bedeutung auftreten sollen.

Die Correctheit der Beiwörter, besonders was das bildliche Element daran betrifft, läßt sich schwieriger abfertigen oder bestimmen. Die Beiwörter sind die Farbengebung der Diction, aber zugleich die Blüthensitze für die schaffende Productivität des Stils. Sie sind verwerflich, wenn sie bloß der Verschönerung oder Verzierung wegen dastehen, und nicht durch das Hauptwort nothwendig werden, dem bloßen ästhetischen Müßiggang der Rede angehörend: in welcher Weise freilich viele Schriftsteller sich mit Goldblech und Flittern behängen, und worin die sogenannte poetisirende Prosa, die nicht die wahre poetische ist, ihren Kostenaufwand bestreitet. Diejenigen Beiwörter aber, welche wesentlich die Zustände des Hauptworts malen, gewissermaßen die prismatische Ausstrahlung seines Begriffs, dürfen wohl allen Farbenschimmer und Bilderglanz, der nur immer in die Tonart des darzustellenden Gedankens hineinpaßt, alsdann in Anspruch nehmen, und keine Poesie des Gegenstandes mag ihnen, mit dem eigenthümli-

chen Maaß, worin der Meister des Stils seine feinste Kunst verräth, auszudrücken gewehrt sein. Ihre Correctheit ist in der Richtigkeit der Bilder allerdings wünschenswerth, aber nicht zu übertreiben, da jedes Bild, wenn man es zu genau in seine Bestandtheile und Beziehungen zerlegt, am Ende aufhört richtig zu sein. Für den Verstand werden sich immer auch bei den besten Schriftstellern Katachresen auffinden lassen, doch fragt sich, ob z. B. laute Thränen weinen, als eine Katachrese zu mißbilligen sei? Nach strengster Wirklichkeit giebt es allerdings keine lauten Thränen, da der Tropfe im Auge keinen Ton hat, aber doch ließe sich das Beiwort vollkommen vertheidigen, insofern die ganze Anschauung, in weiterer Ergänzung des Bildes, richtig ist. Hier würde man die freie Beweglichkeit des Stils sehr beeinträchtigen, wollte man ihn zu einer pedantischen Umschreibung statt des prägnant andeutenden Beiworts nöthigen. Mit der grammatischen Correctheit im Gebrauch der Adjectiven sieht es in allen Sprachen schlecht aus, und die Grammatiker müssen sich entschließen, dem productiven Bedürfnisse des Stils allen Spielraum zu lassen. Wenn König Lear von den Fürsten Frankreichs und Burgund sagt (1 Akt, 1 Sc.): Long in our court have made their

amorous sojourn, ſo iſt auch im Deutſchen ein verliebter Aufenthalt eigentlich eine Katachreſe, da der Aufenthalt ſelbſt nie verliebt ſein kann, ſondern nur aus Verliebtheit gemacht wird; aber dieſe grammatiſche Zerſetzung würde Niemand für eine preiswürdige Correctheit halten, noch weniger zur Veranſchaulichung des Sinnes, die in jenen beiden Wörtern ſehr treffend iſt, ihrer bedürfen. Aehnliches wäre an häufig vorkommenden Ausdrücken, wie verliebte Grillen, bedrückte Zeiten, u. dgl. m., jeden Augenblick auszuſetzen und zu vertheidigen. Berühmt iſt die wohlſchlafende Nacht, die man ſich in manchen Provinzen wünſcht, und die zwar grammatiſch leicht anzugreifen, aber nichtsdeſtoweniger dem Sinne nach wohl zu rechtfertigen wäre. Die Nacht iſt gewiſſermaßen der Inbegriff und Sammelpunkt aller Schlafenden, die Nacht mit ihrem Ruhegebot und Alles beengenden, löſenden und einhüllenden Frieden, iſt der Schlaf ſelbſt, das Collectivbild des Schlummers, die athmende Vergeſſenheit der Müden. Eine ſchlafende Nacht kann man ſehr gut ſich denken und ſagen, und daher auch eine wohlſchlafende ſich wünſchen, die im Dialekt anmuthiger Lippen oft ganz lieblich klingt und wirkt. Dagegen muß wohl die vorhabende Spazierfahrt,

die sich Schiller einmal in seinem Geisterseher beikommen ließ, vor der gerechten Mißbilligung der Grammatiker sich zerschlagen.

In der Wahl der Beiwörter sind die bildlichen mehr aufzusuchen, als die abstracten, denn die bilderstürmerische Correctheit der Schreibart hat immer nur graue Regenwolken des Stils und Canzlei- und Compendiensprache erzeugt. Die Beiwörter müssen das schöne feste Fleisch des Satzes, das Blühende und Jugendliche an ihm, sein, aber nicht die fahle Runzel des reflectirten Nachdenkens über sich selbst, der welkmachenden Abstraction. Jean Paul, ein großer Poet der Beiwörter, sagt in seiner Aesthetik sehr bezeichnend: „die Beiwörter, die rechten und sinnlichen, sind Gaben des Genius; nur in dessen Geisterstunde und Geistertage fällt ihre Säe- und Blüthenzeit. Wer ein solches Wort erst sucht, findet es schwerlich. Hier stehen Goethe und Herder voran, auch den Deutschen, nicht nur den Engländern, welche jede Sonne mit einem Umhange von beiwörtlichen Nebensonnen und Sonnenhöfen verstärken. Herder sagt: das dicke Theben — der gebückte Sklave — das dunkle Getümmel ziehender Barbaren ꝛc. Goethe sagt: Die Liebes-Augen der Blumen — der silberprangende Fluß — der Liebe stockende Schmer-

zen zu Thränen lösen — vom Morgenwind umflügelt ꝛc. Besonders winden die goethischen (auch seine unbildlichen,) gleichsam die tiefste Welt der Gefühle aus dem Herzen empor; z. B. „wie greift's auf einmal durch diese Freuden, durch diese offne Wonne mit entsetzlichen Schmerzen, mit eisernen Händen der Hölle durch." Wie wird man dadurch dem gemeinen Gepränge brittischer Dicht-Vornlinge noch mehr gram. — So ergrauen auch Geßner's verwässerte Farben gegen die festern, hellern im Frühling von Kleist." —

Ein schöner und correcter Stil bestand sonst in der sorgfältigsten Beobachtung jener stilistischen Figuren, wie Repetition, Exclamation, Aposiopese, Ellipse, Annomination und vieler anderer, die, meistentheils der Rhetorik der Alten entnommen, in allen Lehrbüchern des deutschen Stils sich aufgezählt finden, und deren Erörterung bei ihrer völlig verloren gegangenen Bedeutung für uns überflüssig ist. Diese Figuren verhalten sich zur heutigen modernen Prosa, der Prosa des darstellenden Gedankens, wie die abgestorbenen Kategorien der formellen Logik zu dem Form und Inhalt ineinsgestaltenden Idealismus. —

## XV. Verhältniß von Poeſie und Proſa in der heutigen modernen Literatur.

Die bisherigen Bemerkungen über die Kunſt der deutſchen Proſa ſuchten vornehmlich ihre zeitgemäße Stellung zu bezeichnen, in der ſie von Seiten der Sprache, der Literatur und der Geſinnung eine eigenthümliche Bildungsſtufe gegenwärtig darſtellt. Dieſe Eigenthümlichkeit, hauptſächlich in der Durchbrechung der Schranke zwiſchen Poeſie und Proſa nachgewieſen, hat ſich immer entſchiedener entwickelt und mit vorwaltender Neigung eine Literatur der Proſa geſtaltet, in welcher der ſchaffende poetiſche Geiſt der Nation ſich mit derſelben Freiheit und Macht zu bewegen geſucht, wie in den andern literariſchen Formen. Indeß ließe ſich fragen, ob nicht für dieſe aller poetiſchen Freiheit ſich bemächtigende Diction der Proſa Gränzen gefunden werden können und müſſen? Ferner liegt die Frage nahe: ob das Piquante, Künſtliche, Pointirte, Geiſtvolle, Poetiſche der heutigen Proſa nicht etwa eine Entartung derſelben, ein Verfall unſeres Geſchmacks, ſei, ſtatt für eine Erneuerung und Ausbildung gelten zu können?

Eine genügende Antwort auf beide Fragen, die zugleich Kunſt und Werth der modernen Proſa im

gerechten Lichte erſcheinen laſſen muß, ſind wir zu geben im Begriff, indem wir im folgenden Abſchnitt zu der literariſchen Entwickelung der deutſchen Proſa übergehen, um in hiſtoriſcher Folge die nebeneinanderſchreitenden Verhältniſſe von Sprache, Literatur und Darſtellung raſch vorüberzuführen.

Jede Epoche bringt ihre Uebelſtände mit ſich, jeder Fortſchritt hat ſeine Rückſeite, wonach man ihn immer, vom umgewandten Standpunkt aus, für ein Verderben bezeichnen könnte. Die Einfachheit, mit der Garve, Engel, Knebel ſchrieben, iſt allerdings aus unſerer heutigen Proſa gewichen, und wer will, mag den verlorenen Unſchuldszuſtand unſerer Schreibart daran beklagen. Zwar ſind wir unverdorben genug, um das Schöne und ſogar Große eines Stils zu empfinden, der bloß Das, was man gerade zu ſagen hat, einfach walten läßt, ohne alles Faſchingscoſtüm der Darſtellung, aber Das, was wir heut zu ſagen haben, iſt eben ein Anderes, ein aus vielfarbigeren Richtungen, Gegenſätzen und Meinungszerwürfniſſen Zuſammengeſetztes, das nur in complizirteren Lauten mit größerem Aufwand von Mitteln, mit künſtlicheren Schattirungen, ſich ausführen läßt. Wir ſind auf einen Stil gewieſen, der unſerm innerſten Gemüth entſpricht, die Anforderungen unſerer

Bildung und Richtung, das Dichten und Trachten unſerer Perſönlichkeit durch ſeine Ausdrucksformen befriedigt, und ein ſo hervorgebrachter Stil iſt immer für jede Zeit der richtigſte und der ächte, weil der nothwendigſte. Der Diction kann nur dann der Vorwurf zu großer poetiſcher Freiheiten oder zu geiſtreicher Prätenſionen gemacht werden, wenn dieſelben einzeln und unvermittelt an ihr daſtehen, und wie ein anmaßlicher Flitterprunk für ſich ſelbſt mehr bedeuten wollen, als die innere Schwere des Inhalts. In dieſer Weiſe ſcheinen allerdings jetzt viele Autoren zu entſtehen, die bloß Schriftſteller einer geiſtreichen Diction ſind, und die, ohne wirklich eigene Gedanken zu haben, doch mit einem Anſtrich des Gedankenvollen ſchreiben, der an den überlieferten und erwerblichen Reichthümern der deutſchen Diction haftet. Dies Geiſtreiche beſteht vornehmlich in den Beiwörtern, die überhaupt ſchon deshalb eine prägnantere und pointirtere Stellung in der neueren Proſa einzunehmen ſuchen, weil die Macht der Hauptwörter durch ihre verloren gegangene Bildlichkeit unwirkſamer geworden und gewiſſermaßen einer Verſtärkung durch die Adjectiva zu bedürfen ſcheint. Daß die deutſche Diction einmal auf ſolche Stufe gelangen würde, war ſchon ſeit Klopſtock vorauszuſehen, gegen deſſen keckere

poetiſche Behandlung der Sprachformen damals Bürger in ſeinen akademiſchen Vorträgen über den Stil heftig eiferte, indem er am meiſten auf populaire Faßlichkeit und Volksthümlichkeit der Schreibart drang. Doch ſteckte der Proſa auch Klopſtock enge Gränzen und wollte derſelben noch keine poetiſchen Zugeſtändniſſe machen. In ſeinen grammatiſchen Geſprächen tadelte er ſelbſt die poetiſche Voranſtellung des Genitivs vor dem regieren-Worte in der Proſa ſehr ſtark, und gewiß für viele Fälle mit Unrecht, obwohl jetzt dieſe Wendung, wie aller derartiger Figurenzierrath, in unſerer mehr mit der Meinung beſchäftigten Proſa wenig oder faſt gar nicht gebraucht zu werden pflegt.

Der Inhalt als einziger Meiſter, Schöpfer und Alleinherrſcher des Stils, vermag auch der Diction allein Gränzen zu ſetzen, ſie zu erweitern oder zu beſchränken. Was der Inhalt gebietet, weil es für ihn nöthig iſt, muß die Diction leiſten, werde auch eine Tonart oder ein Stil daraus, welcher es wolle, und die deutſche Sprache hegt ſo viel Hülle und Fülle von Production, Witz und Geſinnung ſchon in ihrem Sprachhaushalt, daß ſie unter allen die biegſamſte ſein möchte für den Stil des Inhalts. Die moderne Literatur der Proſa bewegt vor allen Dingen den Inhalt, und des Inhalts bedarf der proſaiſche Stil immer, um ſchön und vollendet zu ſein, während in

Verſen bei weitem leichter auch ein inhaltsloſer Gegenſtand Intereſſe und Reiz erhält, worüber auch Goethe einmal, in einem Geſpräch mit Eckermann (Thl. I. S. 80.) eine Bemerkung macht, während Tieck in ſeinen dramaturgiſchen Blättern den jungen dramatiſchen Dichtern anrieth, ihre aufgeblaſenen Jamben in Proſa zu zerlöſen, um ſich dadurch von deren Inhaltsloſigkeit zu überzeugen. Der Stil des Inhalts wird auch der Schönheit des Einfachen nicht entbehren, wo ein heiterer und beruhigter Himmel der Gedanken über ihm liegt. Von einer Zeit aber, in der Alles auf Inſtrumenten, bis zum Zerſpringen geſtimmt, ſeinen Lebenston abſpielt, wo unſere Sitten, unſere Speculation, unſere Exiſtenzfragen mit lauter noch unverarbeiteten Elementen geſchwängert und überfüllt ſind, da verlange man nicht ländliche Schalmeienklänge und Hirtenpfeifen mit Hintergrund friedlich ſtiller Abendlandſchaften, wie in den einfachen rein contemplativen Literaturepochen. Gäbe es Normen des Stils für alle Zeiten, ſo gäbe es keinen Tacitus, keinen Jean Paul, keinen Goethe, keinen Hippel, keine Rahel, keinen Sterne, keinen Swift, keinen Victor Hugo, keine Dudevant. Der Stil läßt ſich ebenſo wenig reguliren, wie die Weltgeſchichte; er iſt der ſchreibende Griffel der Klio, der immer neue Striche macht bei neuen Thaten und Bewegungen der Menſchen. —

# Zweiter Theil.

# Literarische Entwickelung der deutschen Prosa.

## I. Die urſprünglichen Elemente der deutſchen Sprachbildung und der Proſa.

Die Bibel und die Canzlei ſind die beiden hauptſächlichſten Lebensquellen deutſcher Sprache und Darſtellung, die Ausgangspunkte ihrer Geſchichte, die leitenden Sterne, die bei ihrer Geburt geleuchtet haben. Das religiöſe Element der deutſchen Nation bildete am meiſten auch ihre Sprache, und von der Bibelüberſetzung des Ulfila's bis zu der Luther's, in welcher ſich die verworrene Völkerwanderung deutſcher Mundarten zuerſt in ein feſtes und einheitliches Bett ergoß, hat das Chriſtenthum vorzugsweiſe unſere Sprache und Literatur in Bewegung geſetzt. Demjenigen germaniſchen Stamme, welcher ſich zuerſt zum Chriſtenthume bekannte, gehören deshalb auch die älteſten Sprachdenkmäler zu eigen, und ſind nach ihm als Gothiſche zu bezeichnen. Die gothiſche Sprache erſcheint in der Bibelüberſetzung des weſtgothiſchen Biſchofs Ulfila (oder Ulfilas, Wulfilas, Wölfil) die zwiſchen den Jahren 360 — 380

nach dem Griechiſchen gefertigt wurde, als der erſte Verſuch, ſowohl deutſche Sprachbildung in einem geordneten Zuſammenhang, als auch eine eigenthümliche Schrift dafür aufzuſtellen, welche letztere hier aus einer Combination der griechiſchen Buchſtaben mit den Runen ihre Entſtehung nahm. Dann halfen die Reichsverhandlungen und die Landesgeſetze zuerſt die Sprache des wirklichen Lebens heranbilden. So entſtand jene Miſchung von wichtigthuendem, gründlich auseinanderſetzenden Canzleiton und körniger, erbaulicher, patriarchaliſcher Bibelſprache, die ſo lange der Charakter und Ausdruck des deutſchen Lebens war, ebenſo wichtig für die Geſtaltung der erſten Proſa, worin ſich dieſe Elemente vornehmlich abzeichneten, als für die Entwickelung der Sprache und ihrer Formen überhaupt.

Mit dem Untergang der gothiſchen Stammesherrſchaft, nach welcher ſich das Frankenreich erhob, ward die Sprachbildung in ihrer Weiterentwickelung beſonders von den fränkiſchen und allemanniſchen Stämmen getragen, und bezeichnet ſich in dieſer Periode vorzugsweiſe als die althochdeutſche, obwohl die Herrſchaft des Althochdeutſchen keineswegs unbeſtritten war, ſondern das Niederdeutſche (oder Altſächſiſche) ſchon vielfach ſchaffend ſich her-

vordrängte, und in mehreren literariſchen Denkmälern ſein Daſein beurkundet hat.

Das Verhältniß der deutſchen Sprache zur Kirche, welches ihre erſte Bildungsſtufe im caroſingiſch-fränkiſchen Zeitalter iſt, wurde jedoch durch eine mächtige Nebenbuhlerin, die lateiniſche, theils an einer ganz originellen Entfaltung gehindert, theils mit fremden Stoffen durch ſie gefärbt. Die griechiſche Grazie und Wortſchönheit der Sprache des Ulfilas (die jedoch, nach Walafried Strabo, noch im neunten Jahrhundert dem Volke ganz verſtändlich geweſen ſein ſoll,) ging unter Karl dem Großen in latiniſirende Wendungen und Nachahmungen über, und Karl ſelbſt, als er ſtatt des Schwertes die Feder nahm, machte in ſeinen deutſchen Schriften und Ueberſetzungen unſere Sprache zur Sclavin lateiniſcher Conſtructionen. Alle Eigenheiten derſelben, die lateiniſche Wortfolge, die Partizipien, die Auslaſſung der Artikel und Hülfswörter, ſelbſt die Flexion der Endungen, wurden mit ängſtlicher Befliſſenheit nachgebildet.*) Rom's gebrochene

*) S. L. Meiſter's Preisſchrift über die Hauptepochen der deutſchen Sprache ſeit dem achten Jahrhundert (in den Schriften der mannheimiſchen deutſchen Geſellſchaft. Bd. I. S. 271.)

Weltherrſchaft bemächtigte ſich doch noch mit unabweislichem Einfluß der erſten Keime einer neuen Stammſprache, und impfte ſich begierig in die Natur derſelben ein, während ſie im Dunkel der deutſchen Klöſter, wo ſich die antike Gelehrſamkeit feſtſetzte, noch gefährlichere Intriguen gegen die Entwickelung der modernen Urſprache ſpann. Die Geiſtlichen ſuchten die deutſche Sprache, die von ihnen nur eine lingua agrestis genannt wurde, in Verachtung zu bringen und zu erhalten, und Karl der Große, der eine deutſche Grammatik ſchrieb oder ſchreiben wollte, und den Winden und Monaten zuerſt ihre deutſchen Namen beilegte, that doch nichts für die ausſchließliche Aufnahme der deutſchen Sprache in den öffentlichen Gottesdienſt.*) Doch hatte er, an deſſen Hofe nur in fränkiſcher Mundart geredet wurde, beſtändig mit Plänen zu einer wahrhaft nationalen Erhebung und Begründung des deutſchen Lebens ſich getragen, und wie er grammatiſch die Geſetze der vaterländiſchen Sprache ordnen wollte, ſo dachte er auch an eine Sammlung der alten deut-

*) Auf der Kirchenverſammlung von Tours wurde nur feſtgeſtellt: daß die Biſchöfe entweder in lateiniſcher oder in deutſcher Sprache predigen ſollten.

schen Volksdichtungen und Heldensagen. Die von ihm gestifteten Klosterschulen wurden die wesentlichsten Träger der nationalen Bildung und modernen Wissenschaftlichkeit überhaupt. Das lateinische Element hatte sich aber zu tief in die christliche Kirche eingeätzt und mit dem Aberglauben und der Unwissenheit des Volkes, das seine Andacht in unverstandenen Lauten mystisch und schwül befriedigte, zugleich die Macht der Pfaffen befestigt.

Das lateinische Muster, das unserer Sprache in dieser frühen Periode aufgedrückt wurde, brachte ihr jedoch auch manchen Vortheil, weckte die schlummernden Fähigkeiten ihrer Biegung und Wandelung, und ließ ihre unendliche Elasticität schon damals hervortreten. Jede Sprache nimmt in der Weichheit ihres Kindesalters die Eindrücke einer andern, bereits gebildeten, die zugleich im Zenith der herrschenden Weltanschauung steht, mit offenem Sinne an, und was sie sich auf diesem Wege zueignet und in ihr Fleisch und Blut verwandelt, gehört ihr unbestritten wie ein Theil ihrer selbst. Die ersten Sprachversuche der Völker entbehren aller bestimmten Wortfolge, die Gedanken fügen sich noch mit dem Vertrauen, durch die sinnliche Gebärde ergänzt zu werden, elliptisch und ohne alle grammatische Verknüpfung

aneinander. Diejenigen geiſtigen Elemente, an denen ſich dann zuerſt das Bewußtſein bildet, beſtimmen auch die Grammatik der Sprache, und ſo tönten aus der Sprache des Ulfila's ebenſo deutlich griechiſche Laute, Wendungen und Wortfügungen wieder, als zur Zeit Karls des Großen, wo die Mönchsbildung der herrſchende Typus der Cultur wurde, die lateiniſchen Einflüſſe ſich verriethen. Dieſe älteſte Geſtalt unſerer Sprache weiſt daher alle Vortheile der antiken Conſtructionen an ſich auf, die Wortfolge iſt ebenſo elaſtiſch und beweglich, als die griechiſche und römiſche, das Pronomen kann dem Hauptwort nachgeſtellt, das Adjectivum vom Subſtantivum durch Einſchiebſel getrennt werden, der Artikel konnte ausbleiben, das Zeitwort ſtellte ſich mit volltönendem und abrundenden Laut meiſtentheils an das Ende des Satzes, und die nachſchleppenden Hülfszeitwörter waren unbekannt: lauter Begünſtigungen der Darſtellung, welche die folgenden Jahrhunderte der Sprache wieder entriſſen. Die Ueberſetzung des Iſidoriſchen Tractats de nativitate Domini, Kero's Verdeutſchung der Regel des H. Benedict, die Ueberſetzung der 26 Hymnen des heiligen Ambroſius, (aus dem achten Jahrhundert;) Otfried's gereimte Evangelienharmonie, das lateiniſch-deutſche

Glossar des Rhabanus Maurus über das Alte und Neue Testament, mehrere Psalmen-Uebersetzungen, vielfache Auslegungen und Umschreibungen des Vater Unsers, (aus dem neunten Jahrhundert); Notker's Uebersetzung und Erklärung der Psalmen, (aus dem zehnten Jahrhundert), und Williram's Uebersetzung und Erklärung des Hohen-Liedes (aus dem zehnten Jahrhundert) wirkten am bedeutendsten auf die Ausarbeitung dieses frühesten Sprachcharakters.

Im Zeitalter der schwäbischen Kaiser dagegen trieb das poetische Blut und Gemüth unserer Sprache aus den frühlingsfrischen Wortstämmen einen Blüthenwald hervor, den wir heut nur noch mit staunender Verwunderung aus den Minnesängern herüberrauschen hören. Gegen unsere Zischlaute und Consonantenhärten, unsere abgestutzten Endungen, unsere welken Constructionen und ausgeschliffenen Wortfügungen, muß es uns vorkommen, als hätten unsere glücklicheren Altväter eine Sprache der Götter geredet, als sei ihr ganzes Leben und Denken in einen Jugendglanz, in eine Fülle von Dichtung und Schönheit getaucht, wozu sich unser Menschenalter wie das eiserne verhalte. Beleuchten wir diese grammatische goldene Zeit, diesen abgeblühten Sprachfrühling unserer Nation, an einigen Beispielen! Für die Wort-

bildung hatten sich in der erwachten Phantasie des Volkes neue Keime geregt, die wie Wunderpflanzen aufschossen. Die ernste, großartige Erhabenheit der Wortlaute, die in der carolingisch-fränkischen Zeit an dem religiösen und priesterlichen Element, an den feierlichen Eidleistungen, den Uebersetzungen und Paraphrasen der Evangelien und Tractaten sich heranbildete, in ihren dunkeln Klängen noch an die heiligen Schatten der Druidenhaine gemahnend, wandelte sich im Minnesang in sanftere, liebliche Flötentöne um. Ein fröhliches Naturleben, Sonnenschein, Wiesengrün, Morgenschmelz der Liebe, singender Frühlingswald, alles das überfiel das Herz der Menschen, erheiterte und klärte die religiöse Richtung, und machte sie weltlich oder vielmehr poetisch. Das Ritterthum, die poetischen Flegeljahre der deutschen Nation, machte die Sprache galant, höflich, keck in ihren Ausdrücken und Wendungen, sangbar, schmeichlerisch für das Ohr, und im höchsten Grade biegsam für Alles, was die bewegte Phantasie in der Rede dichten und ausmalen wollte. Der wachsende Völkerverkehr, die Heereszüge nach Italien, die Wallfahrten, der immer stärker werdende Umsatz von Begriffen und Weltverhältnissen, entwickelten die Beziehung der Sprache auf Mittheilung und Umgang,

und gaben ihr geschmeidige, rasche, prägnante, die Grammatik nach dem Sinn und Gefühl meisternde Fügungen und Wendungen. Am genialsten zeigt sich diese Behandlung der Sprache in der Bildung der Zeitwörter, die bald aus Substantiven, bald aus Adjectiven ganz nach dem productiven Bedürfniß geformt werden, und dann wieder mit ebenso großer Leichtigkeit neue Hauptwörter aus sich entstehen lassen, z. B. wie Reimar von Zweeter sagt: diae liute sind gelandet wol, die lant niht wol geliuhtet, die Leute sind mit Ländern wohlversehen, aber die Länder nicht wohlversehen mit Leuten. (Sammlung von Minnesingern, Zürich 1758. Thl. 2. S. 151.) Rinkenberg nennt Gott sehr schön: der höchsten hoehe überhöher. Aehnlich Marner von der heiligen Maria mit einem Verbum: din schöne git dem trone glast, Also das in din schöne überschönet; so beschönen, schön machen, überwizen, an Weiße übertreffen, überwundern, wie Walter von der Vogelweide von Christus: Swas er noch wunders ie begie Das hat er überwundert hie. In den Beiwörtern machen sich dreiste, dichterische Zusammensetzungen geltend: sin wolkenloses lachen bringed scharpfen snabel (Samml. von Minnes. Thl. I. S. 130.), sturmemueden man, sturmesmüden

Mann, im Nibelungen-Liede.*) Der Artikel kann mit der freiesten Beweglichkeit gesetzt werden, bald nach dem Hauptwort, bald zwischen demselben und dem Beiwort, auch bleibt er gänzlich fort, oder wird zweimal wiederholt, wie es gerade die Energie der Rede verlangt. Der Reichthum an Partikeln, feinen malerischen Nüancen, Vorsatzsylben, die zur Kürze, Sinnlichkeit und Belebung des Ausdrucks unendlich beitrugen, war unerschöpflich. In Hinsicht der Ellipsen kannte die damalige Sprache kaum eine Gränze, und bediente sich dieser Freiheit mit einer Wirkung, die der griechischen Attraction gleichkommt, wie wenn König Wenzel von Böhmen singt: **Swas ie kein man zer werlte wunne enphangen hat Das ist ein niht ich was gewert,** was nur je ein Mann in der Welt für Wonne empfangen, es ist ein Nichts (gegen die, deren) ich ward gewährt. Nur im Englischen findet man heutzutage noch eine Auslassung des Pronomens, die damit verglichen werden könnte; die deutsche Sprache hat die Fähigkeit für diese Kürze wieder eingebüßt. Das Hochdeutsche ruht in dieser Periode besonders auf der allemanni-

*) Vgl, Petersen, über die Veränderungen und Epochen der deutschen Hauptsprache S. 64 — 87.

schen (schwäbischen) Mundart, vor welcher das Niederdeutsche einstweilen gänzlich zurückgetreten zu sein scheint.

Die geschichtlichen Veränderungen aber, welche mit dem deutschen Leben vorgingen, ließen das schwäbische Zeitalter unserer Sprache, und mit ihm ihre poetische Jugend, schnell ablaufen. Die Sprache des Ulfila's war das geheimnißvolle Flüstern unserer Urwälder, die Minnesänger hatten die Wälder gelichtet, mit zierlichen, grünen Pfaden durchbrochen, den heitern blauen Himmel hereingelassen, und eine Harmonie in und mit der Natur, bevölkert von allen Genien der Phantasie, der Liebe, des Traums, geschaffen. Jetzt verblich das Naturleben, als die städtischen Einrichtungen sich immer entschiedener auszubreiten begannen. Mit ihnen bildete sich die deutsche Canzleisprache und gewann eine eigenthümliche Bedeutung für unsere Literatur und Sprache überhaupt. Der Gebrauch der deutschen Sprache in den öffentlichen Verhältnissen erhielt erst mit Rudolf von Habsburg, der sie durch eine bestimmte Vorschrift bei der Canzlei einführte, einen feststehenden Charakter, wenn ihre Anwendung auch schon vor diesem Kaiser in diplomatischen Urkunden nachgewiesen werden kann. Die deutsche Canzleisprache war

die erſte Einwirkung, eine proſaiſche Geſammtſprache für die Nation und das bürgerliche und geſellſchaftliche Leben hervorzurufen. Dieſes Ziel wurde freilich damals noch nicht erreicht. Die provinzielle Zerſplitterung der Deutſchen verrieth ſich ſchon durch das Chaos ihrer Mundarten, und obwohl das Oberdeutſche bis dahin ſtets eine geiſtige Herrſchaft ausgeübt hatte über alle Nebendialekte, und auch durch Rudolfs Canzlei zur Sprache des Reichstags und der Landesgeſetze erhoben war, ſo wollten doch damit die Mundarten der Provinz, beſonders aber das ſehr fein organiſirte Niederſächſiſche, noch immer nicht aus ihren Rechten weichen. Vielmehr wurde durch die Land- und Stadtrechte die Trennung der Dialekte noch eher verfeſtigt als ausgeglichen, denn wie allgemein auch das Oberdeutſche als die Norm des gebildeten ſchriftlichen Ausdrucks anerkannt ſein mochte, ſo konnte es nicht fehlen, daß die Geſetze im nördlichen Deutſchland wieder in den Provinzialdialekten umgeſchrieben und verbreitet wurden. Der Sachſenſpiegel, der ſchon lange vor Kaiſer Rudolfs Regierungsantritt, um das Jahr 1220 durch Eike von Repgow zuſammengetragen wurde, zeigte zwar das Beſtreben, ſogar das ſächſiſche Landrecht an die ſchwäbiſche Mundart zu feſſeln, aber die Sprache war ſchwankend,

gemiſcht und fand im nördlichen Deutſchland keinen Anklang. Ein ausgebildeteres Denkmal der Proſa, die ſich aus dieſen erſten Bewegungen des bürgerlichen und ſtädtiſchen Lebens erhob, war der im letzten Viertel des dreizehnten Jahrhunderts entſtandene Schwabenſpiegel. Der ſchwäbiſche Dialekt zeigt ſich in dieſem oberdeutſchen Landrecht von einer außerordentlichen Bildſamkeit für die Proſa, die ſchon Numerus und ſinnreiche Satzfügungen annimmt.

Das Zeitalter der Proſa regte ſich in der Sprache wie in den Zuſtänden. An den Deutſchen änderte ſich um dieſe Zeit Alles bis auf die Kleider, und ſteckte ſich in die Tracht des bürgerlichen und geſchäftlichen Lebens. Nur die Gewerbe und Zünfte blühten, und die poetiſche Blüthe des Lebens nahm in den Meiſterſängern einen gewerblichen und zünftigen Charakter an. Nachdem das dichteriſche Element der Höfe und der Ariſtokratie geſchwunden war, mußte die Poeſie in der Mitte der ſtädtiſchen Verhältniſſe ſich einbürgern, und wurde ein ſchönes Handwerk. Der polizeiliche Anſtrich, den das ganze Leben nahm, brachte auch in der Dichtkunſt jene Tabulaturen der Meiſterſänger hervor, welche am beſten die vorgegangene Umkehrung in der Sprache und Production des deutſchen Geiſtes charakteriſiren.

Der Landfrieden, das Kammergericht, die Handelsintereſſen, die reichsſtädtiſche Behaglichkeit und ſteife Naivetät, die theologiſchen und ſcholaſtiſchen Haarſpaltereien, die immer zunehmende Vermiſchung der Stände, die Bedürfniſſe des praktiſchen Verkehrs, färbten vorwaltend die beginnende Epoche der Proſa, und verſcheuchten die ſchwärmende Aventüre weit aus den deutſchen Gauen. Unſere Sprache ſchüttelte nicht mehr die goldnen Locken der Jugend, die ſie bis dahin frei hatte fallen laſſen. Die ſchönen ſinnlichen Wortſchöpfungen der Minneſänger kamen außer Gebrauch, die poetiſche Bildung der Zeitwörter aus Hauptwörtern und Beiwörtern ging verloren, die Poeſie der Sprache in Ausdrücken wie abenden, Abend werden, anhaupten, mit dem Haupt berühren, barten, einen Bart bekommen, guoten, ſich beſſern, gut werden, louben, Laub gewinnen, und unzähligen anderen,*) hörte gänzlich auf zu ſchaffen. Durch die an ihrer Stelle nöthig werdenden Umſchreibungen ging die Kürze der Sprache verloren, die Ellipſen hörten auf, der Artikel und das Pronomen nahmen eine beſtimmte Stellung vor dem Haupt-

*) Vgl. Peterſen über die Veränderungen und Epochen der deutſchen Hauptſprache S. 100 flgd.

wort ein und konnten nicht mehr, wie sonst, hinter demselben stehen. Die ganze Grammatik der Sprache rüstete sich durch Wortstellung, Formenabschleifung und Verlöschung der Bildlichkeit, für das ruhige, umschreibende und deutlich demonstrirende Wesen der Prosa, die an den Anforderungen des wirklichen Lebens ihren Maaßstab hatte.

In dieser ersten Gegenüberstellung von Poesie und Prosa konnte eben der feindlichen Sonderung wegen noch keine Blüthe der Prosa, keine innerliche Bedeutsamkeit derselben, entstehen. Die deutsche Canzleisprache war eine gute Bildungsschule der deutschen Prosa, aber es bedurfte eines andern Inhalts, um die deutsche Darstellung zu heben oder nur eine Vereinheitlichung der Dialekte zu Stande zu bringen. Bedeutender hätte die romantische Prosa der Volksbücher, die vorherrschend schwäbischer Mundart war, auf den Geschmack wirken können, aber diese blieben, wie es schien, zu sehr entfernt von einem eigentlich literarischen Einfluß. Die Volksbücher stellen den unmittelbarsten Uebergang der Poesie in die Prosa dar, indem sie die Auflösungen der alten Ritterbücher in populaire Erzählungen sind. Je näher diese Novellen noch ihrer ursprünglichen poetischen Quelle stehn, wie besonders die des vierzehnten Jahrhun-

derts, desto mehr zeigen sie den Reiz einer Prosa, welche die dichterischen Elemente, aus denen sie entstanden, als Substanz beibehalten, aber mit großer Leichtigkeit in einen einfachen, zierlichen, natürlichen Fluß der Rede hineingeleitet hat. Die kurze Satzbildung der Poesie ist ihnen ebenfalls noch eigenthümlich und verbindet sich mit einem bestimmten Tonfall und Wohllaut, den die Prosa damals nur von der Poesie aufnehmen und auf dem eigenen abgesteckten Gebiet noch nicht entwickeln konnte. Die Novellensammlung der Gesta Romanorum ist hier besonders zu nennen. —

Diese Novellenprosa schlängelte sich neben der Hauptstraße der laufenden Literatur wie ein romantischer Seitenpfad hin, ohne in nähere Berührungen mit derselben zu treten. Man kann ihre lieblichen Erzeugnisse, die recht in den Hütten des Volkes und seiner Sympathie mit der poetischen Vergangenheit nisteten, bis in das siebzehnte Jahrhundert hinein verfolgen, wo freilich ihre Spur in den Carikaturbildern der nun entstehenden Romane unterging. Die ganze romantische Unschuld dieser Prosa offenbart sich noch in den Novellen des Buches der Liebe, (im Jahre 1587 in Frankfurt am Main von dem Buchhändler Feyerabend herausgegeben), welches die reizenden

Erzählungen von der schönen Magellone, dem Kaiser Octavianus, Flos und Blancheflos und m. a. enthält.*). —

## II. Einfluß der Mystik und der Speculation auf die Bildung der Prosa.

Was die Minnesänger für die Poesie der Sprache gethan, geschah für die Prosa durch die Mystiker des vierzehnten Jahrhunderts. Man könnte den genialen Dominikanermönch Johann Tauler den Minnesänger der Prosa nennen. Die Predigten Bruder Bertholds (1247 — 1272) hatten schon vor Tauler der Predigt, und mit ihr der Prosa, eine große volksthümliche Bedeutung verschafft, aber den eigenthümlichen Einfluß auf die Sprache und die ganze Nationalbildung gewann sie erst durch die christliche Mystik des Tauler.

Die Sprache des Waldes, der Liebe, der Träume,

*) Vgl. Gervinus, Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen. Thl. II. S. 229 flgd.

der Nachtigallen, war mit Conrad von Würzburg in Deutschland verklungen, da erhob sich die Sprache der stillen Zelle, der Andacht, der mystischen Gottinnigkeit. Die christliche Mystik wurde der bewegende Inhalt, der nicht nur die Prosa zu einer höhern Kunst ausbildete, als es die deutsche Canzlei vermochte, sondern auch an der Sprache ganz neue und höchst bedeutsame Elemente entwickelte. Dies war das speculative Wesen der deutschen Sprache, das plötzlich in ihr zu schaffen anhub. Die irdische Schönheit in den Minnesängern, die alle sinnliche Blüthe der Sprache hervorlockte, verging vor den trunkenen Augen der Mystiker in die Anschauung des Unsichtbaren, an das sich die hingebende Seele mit ihrer ganzen innern und äußern Existenz verlor. Für diese überirdischen Abstractionen, dieses Verlorensein der Gefühle in die unmittelbare Einheit mit Gott, mußte erst eine neue Diction geschaffen werden, denn für den Ausdruck des übersinnlichen Lebens, der Gedankenwelt, hatte die deutsche Sprache noch keine Töne, keine Wörter. Sie wurde zum ersten Mal in ihren methaphysischen Grundkeimen angerührt und entfaltete die wunderbarste Fähigkeit für den abstracten Gedanken. Diese Sprache der mystischen Anschauung wurde um so eigenthümlicher,

da sie das Uebersinnliche, das sie auszudrücken hatte, doch wieder in das sinnliche Element der Poesie tauchte und die speculative Vorstellung am Ende nur in Bildern am vollständigsten anzudeuten wußte. Denn das Verhältniß zum Göttlichen, zu Christus, zur heiligen Jungfrau, hatte sich ebenfalls zu einem inbrünstigen Minneverhältniß gestaltet. Gott ist in der Sprache der Mystiker der „minnigliche Grund," in dessen Tiefe nicht nur mit dem Gemüth und der Abstraction hinabgestiegen wird, sondern aus dem auch die träumerische Verzückung alle Wunderblumen der Phantasie heraufsprießen und in allen Düften und Farben das Haupt des Schauenden umspielen läßt. So gestaltete sich die erste Prosa, die der Poesie ebenbürtig war, und doch auf einem ganz neuen und ihr eigenen Grunde ruhte. Das poetische Element dieser Prosa wurde zugleich die wirksamste Polemik gegen die scholastische Verstandesdürre des Jahrhunderts, und durch sie als Gegensatz hervorgerufen.

Das Haupt dieser Polemik war Tauler, gewissermaßen der erste Philosoph in deutscher Rede. Er wurde um das Jahr 1294 in Cöln, nach Andern in Straßburg, geboren. Sein Leben ist dunkel, er scheint in Paris, wohin er noch als Dominika-

nermönch reiste, geistliche und gelehrte Studien in großer Ausdehnung gemacht zu haben. Nur sein Tod zu Straßburg am 17. Mai 1361 wird durch das sein Bildniß tragende Grabmal in jener Stadt verbürgt.*) Er war ein wundersames Bild der mystischen Begeisterung, die sich ganz auf die innere Welt des Menschen warf, und darin das Göttliche bis zur sinnlichen Gemeinschaft fixirte. Die dunkele Gewalt seiner Predigten zog das Volk in großen Schaaren zu ihm heran, doch begreift man nicht, wie seine metaphysischen Zerlegungen, seine neuplatonischen und cabbalistischen Sätze, einen volksthümlichen Anklang finden konnten, wenn man nicht annimmt, daß auch in der Gemeinde damals das angeregte innere Leben und die Richtung auf das Ueberirdische einen speculativen Sinn für Gedanke und Sprache erschlossen hatte. In seinen späteren Predigten stimmte Tauler freilich einen populaireren Ton an, und schien die feinere wissenschaftliche Argumentation aufgegeben zu haben. Tauler war ohne Zweifel ein großer Kenner des menschlichen Herzens, ein Meister in der Ausmalung der innersten Gemüthsbe-

*) Vor Spener's Ausgabe von Tauler's Predigten, (Frankf. a. M. und Leipzig 1720. 4) findet es sich abgebildet.

wegungen, und besaß eine hinreißende Macht der Phantasie, der er selbst fast unterliegen mußte. Einmal verfiel er während des Predigens in ein anhaltendes Weinen, er konnte den Zusammenhang nicht wieder auffinden, mußte die Kanzel verlassen, und soll in diesem Zustande des Außersichseins zwei Jahre verblieben sein. Darauf scheint das Gerücht, daß er an Wahnsinn gelitten, zurückgeführt werden zu müssen. In Tauler finden sich die ersten Unterscheidungen des innern Lebens in die drei Grade der Reinigung, der Erleuchtung und der Vereinigung, und man kann in ihm den reinsten Typus dieser Mystik anerkennen, weil er meistentheils von den trüberen Elementen der Schwärmerei frei blieb, obwohl er sich auch nicht selten einem Uebermaaß süßlicher Spielereien in Gedanken und Ausdrücken hingab.

Tauler's Sprache, ein Mittelhochdeutsch darstellend, zu welcher sich schon früher der Uebergang mit Einschlag niederdeutscher Elemente im Althochdeutschen angedeutet hatte, charakterisirt ihn zunächst als den sinnreichen Wortbildner, der sich mit productiver Kühnheit für neue Gedanken neue Bezeichnungen schuf. So schwankend auch seine Grammatik im Einzelnen war, ein so festes und eigenthümliches Gepräge

hatte ihr geistiges Wesen, das sich dem mystischen und abstracten Inhalt mit nicht geahnter Fügsamkeit anschmiegte. Besonders waren es die Wörter mit den Endsylben keit und heit, die den mystischen Vorstellungen auf eine neue Art dienten und zu schöpferischen Zusammensetzungen benutzt wurden, in denen Tauler mit großartiger Energie waltete. Solche Ausdrücke wie Befindlichkeit d. h. das Existirende, Alles was sich vorfindet; Liebmüthigkeit, die Neigung gute Werke zu thun, ein Charakter, der zu Liebeswerken geneigt ist; Empfänglichkeit, ein zuerst von Tauler gebildetes Wort, welcher sagte, unser Geist sei lauter Empfänglichkeit; Ungeschaffenheit, Alles, was nicht erschaffen ist; Unversüchligkeit, der Zustand, der noch keine Läuterung und Prüfung durch Versuchungen erfahren hat, Gutdunkenheit, Unwandelbarkeit, Wesentlichkeit, Danknemigkeit, Innerheit, Ingossenheit, Abgeschiedenheit, Verborgenheit, Willenlosigkeit, mueterlich Verhaftigkeit (von der Jungfrau Maria)*) und viele andere,

*) Vgl. Petersen über die Veränderungen und Epochen der deutschen Hauptsprache, S. 123 flgd. S. auch **F. F. Beck, Disputatio de Jo. Tauleri dictione vernacula ac mystica**

entſprangen der Diction des Tauler wie von ſelbſt als neue Sprachſymbole. Dieſe geiſtige Wendung der Sprache wurde allerdings ſchon vorbereitet durch die Verbreitung der ariſtoteliſchen Philoſophie in Deutſchland, die ſchon im elften Jahrhundert von Hermannus Contractus, im zwölften von Otto von Freyſingen durch einzelne Ueberſetzungen aus dem Griechiſchen und Arabiſchen eingeführt worden, und zuerſt etwas Subtiles und fein Nüancirtes in das Deutſche legte.

Aber als productiver Sprachbildner aus dem Gemüth heraus trat zuerſt Tauler in dieſer Richtung auf. Der Ton, den er angeſchlagen, fand bald den vielfältigſten Anklang, und in den Schriften der in ſeine Fußtapfen tretenden Myſtiker, und der Jünger der ewigen Weisheit, förderte ſich immer mehr, wenn auch nicht mit gleich reinem Gepräge, eine Sprache zu Tage, die ganz metaphyſiſch gedacht und gebaut war. Ein damaliger Schriftſteller beſchwerte ſich ſogar wegen des Ueberhandnehmens der termini metaphysicales im Deutſchen.*)

Die Sprache Taulers dünkte ſeinen Zeitgenoſſen

---

(Argentor. 1786. 4.) und Bouterwek, Geſchichte der deutſchen Poeſie, Thl. I. 489 flgd.

*) Vgl. Peterſen a. a. O. S. 126.

ſo ſüß, daß ſie ihn den Zuckerprediger nannten. Sie waren daher gewiß gewohnt, ſeine Rede in der heimiſchen Mundart von ihm zu vernehmen, und alle Zweifel, die darüber erhoben worden, ob die Sprache in Tauler's Predigten ſeine eigene und urſprünglich von ihm herrührende, dürfen uns in dieſem Beſitzthum nicht ſtören. Der Titel der älteſten Leipziger Quart-Ausgabe von 1498: „Sermon des großgelarten in gnaden erlauchten Doctoris Johannis Thauleri predigerr ordens, weiſende auff den neheſten waren wegk, yn geiſte tzu wandern durch vberſchwebenden ſyn, unvoracht von geiſtes ynnigen vorwandelt in Deutſch manchen menſchen zu ſelikeit," weiſt allerdings deutlich darauf hin, daß ein doppelter Text der Taulerſchen Predigten mußte vorhanden ſein. Man muß jedoch annehmen, daß, nach der Sitte ſeiner Zeit, die auch ſpäter noch bei den Theologen üblich war, Tauler ſeine Predigten zwar lateiniſch aufſchrieb, auf der Kanzel aber ohne Zweifel deutſch gehalten hat. Viele ſeiner Vorträge ſind in dem deutſchen Text, in dem ſie verbreitet wurden, von ſeinen Zuhörern nachgeſchrieben, wodurch ſich auch die Abweichungen und Verſchiedenartigkeiten mehrerer Texte erklären. Auch giebt es ins Niederſächſiſche übertragene Texte, die unglücklicher Weiſe einigen

Herausgebern deutscher Musterſammlungen als wirkliche Proben der Tauler'ſchen Originalſprache gedient zu haben ſcheinen. Der Ueberſetzer der lateiniſchen Concepte des Tauler hatte aber in deſſen weitverbreiteten mündlichen Vorträgen den ſicherſten Anhalt, ſeine Sprache auch deutſch in originalgetreuer Form wiederzugeben.

Daß Tauler allein es war, der den merkwürdigen Umſchwung der Sprache im vierzehnten Jahrhundert hervorbrachte, erhellt aus allen übrigen ihm verwandten, und in ſeinem Geiſt und Ton abgefaßten Schriften dieſer Zeit, worin ſich beſtändig Hinweiſungen auf ihn finden. Die ſchöne und verzückte Nonne zu Maria-Medingen, Maria Ebnerin, und ihr in geiſtlicher Liebe zu ihr entbrannter Freund, Heinrich von Nördlingen, der ihr eine Schaale ſandte, worin ſie die ſüßen Thränen ihrer Andacht und Himmelsberauſchung für ihn einſammeln mußte, ſind hier als die bedeutendſten Wahlverwandten Taulers in ſeinem Jahrhundert zu nennen. Sowohl die Selbſtbiographie, die dieſe begeiſterte Kloſterjungfrau hinterließ (herausgegeben von P. Sebaſtian Schlettſtetter zu Schwäbiſch Gemünd 1662), als der myſtiſche Briefwechſel, den Heinrich von Nördlingen mit ihr geführt hat (abgedruckt in Heumanni opuscula,

Nürnberg, 1747. S. 351 — 404.) reden eine der tauler'schen in jeder Hinsicht ähnliche Sprache, und waren die am bedeutsamsten mitwirkenden Elemente, aus denen die Sprachumbildung dieser Epoche hervorging. Nach ihnen kann noch Otto von Passau, der Lesemeister der Barfüßer zu Basel, angeführt werden, der, verstandesnüchterner als Tauler, aber doch in seinem Sinn und von ihm angeregt, das Buch „Die vier und czweinczig Alten oder der guldin Tron" im Jahre 1386 herausgab. Dieser güldene Thron ist das erste Denkmal einer schönen, gediegenen, didaktischen Darstellung in Prosa, die zugleich einen durch Gelehrsamkeit compilirten Inhalt mit übersichtlicher Klarheit verarbeitet. Dem Verfasser ist die aristotelische Philosophie ebenfalls nicht fremd.

Die deutsche Sprache war damals im Zuge, sich eine philosophische Ausdrucksfähigkeit zu schaffen, die ihr theils in einer spätern Zeit wieder verloren ging, theils häufig an ihr bezweifelt wurde. Was Leibnitz in seinen Unvorgreiflichen Gedanken wünschte und vermißte, daß die logischen Kunstwörter völlig deutsch und ohne eine fremde Terminologie gegeben werden könnten, eine noch heutzutage unerreichte Anforderung, das schien sich schon im vierzehnten Jahr-

hundert in ganz einfacher Weise aus unserer Sprache zu ergeben und als erreichbar zu zeigen. Außerordentlich merkwürdig ist in dieser Beziehung die theosophische Abhandlung eines ungenannten Verfassers, der in dieser Zeit die verwickeltsten und abstractesten Begriffe, für die man sonst nur scholastische Formeln hatte, in einer unvermischten, ächt deutschen Auseinandersetzung und mit einer gewissen Eleganz der Darstellung klar zu machen suchte.*) Dies ist die Abhandlung „über die wirkliche und mögliche Vernunft," die vielleicht um das Jahr 1350 entstanden ist. Eine Stelle daraus möge hier Platz finden: Ich sage, daz etwaz sei in der Sel, daz so edel sei, daz sein Wesen sein vernvnftig Wurkhen sei; ich spriche, daz diz seilich sei von Natur. Daz ist war, daz ein jeslech vernvnftlich Wesen muz seilich sein von Natur; darume heizet es dus, ein wurckende vernvnft. Vraget man nv, seit der Mensche hie inne seilich sei nach sinem hochsten Teil, warvmb er denne alzemal niht seilich sei? So

*) Diese Abhandlung ist in Docen's Miscellaneen zur Geschichte der deutschen Literatur, Bd. I. S. 140 abgedruckt. Man vergleiche jedoch, was Gervinus in seiner Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen, Thl. II. S. 146, darüber bemerkt.

antwortet man alſus darzv, vnd ſprichet von einer andern Vernvnſt, die heizet ein mvglich Vernvnſt, die gemein iſt dem Geiſt in der Weiſe, alz er zeit berurt in dem Leichname. Mohte nv .... daz die Vernvnſt ſich ainvaltich mochte keren ſonder Mittel zu der wurckenden Vernvnſt: ſo wer der Menſche hie alz ſeilich, als in dem ewigen Leben, wan daz iſt Seilikeit des Menſchen, daz er bekennet ſin aigen Sein in der Weiſe der wurckende Vernvnſt. Ditz iſt hie niht mvglich der mvglichen Vernvnſt, wan ez iſt Mvglichkeit ein lauter Niht, eller Dinch ze verſten. Wan die Vernvnſt daz werden mach ſvnder daz ſie niht eniſt, dar vmb haizet ſie ein mvglicher Vernvnſt, wan dize iſt . . dar vmme ... Ewicheit der Genaden vnd Glorien, ofend irs aigen Sins von dem Weſen der Mvglichkeit, vnd mvge enphahen Vberformvnge der wurckenden Vernvnſt." — Bouterwek (Literaturgeſchichte IX. 487.) vermuthet, daß dieſe Abhandlung in ihrer Zeit nicht die einzige ſolcher Art geblieben ſein möchte. Die Ueberſetzung, welche Conrad von Megenberg um dieſelbe Zeit von dem lateiniſchen Werk des Thomas Cantimpratenſis über die Natur der Dinge verfaßte, iſt auch zum Theil in dieſe Reihe von Verſuchen zu ſtellen, welche die deutſche Sprache jetzt ſo eigenthümlich unternahm,

um ſich zu einem Organ der Wiſſenſchaft ſelbſtſtändig auszubilden.

Aus dem vierzehnten Jahrhundert verdient aber noch die Bibelüberſetzung des Matthias von Behaim, welche derſelbe nach der Vulgata (1343) anfertigte, hier angeführt zu werden. Dieſer Klausner, der zu Halle lebte, hinterließ ſein Werk in der Handſchrift, welche in Leipzig aufbewahrt wird. (Bruchſtücke daraus findet man in dem bekannten Sammelwerk: Unſchuldige Nachrichten, vom Jahre 1717, S. 908, und 1718, S. 18.)

Dieſe Beſtrebungen erſcheinen zugleich als die bedeutendſten Vorarbeiten zur Entwickelung der neuhochdeutſchen Proſa, die in Luther's Bibelüberſetzung ihren Canon erhielt. Die beſondere Vorliebe, welche Luther und Melanchthon für Tauler's Schriften hegten, iſt bekannt. Luther vornehmlich hat den Dominikaner nicht nur oft gelobt und angeführt, ſondern auch in ſeine eigenen Schriften manche Sprüche und Gedanken Tauler's aufgenommen.

### III. Ausdruck des ſtädtiſchen und wirklichen Lebens im funfzehnten Jahrhundert.

Langſamer und weniger eigenthümlich, als die Sprache der Zelle und der philoſophiſchen Klauſe, bildete ſich die Sprache der Städte, der Wirklichkeit. Aus den Chroniken und moraliſchen Tractaten des funfzehnten Jahrhunderts erſieht man noch am meiſten, welchen Ausdruck das wirkliche Leben um dieſe Zeit gehabt. Von Chroniken kann ſchon im vierzehnten Jahrhundert die Heſſiſche des Johann Riedeſel als bedeutend namhaft gemacht werden; ebenſo das Elſaſſiſche Zeitbuch des Jacob Twinger von Königshofen, ferner die Chronik der Stadt und der Herren von Limburg an der Lahe, welche der Schreiber Johann Gensbein verfaßte, und mehrere andere hiſtoriſche Bücher dieſer Art, welche die Anfänge der Geſchichtſchreibung in deutſcher Sprache bezeichnen.

In der erſten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts aber gab Johann Rothe, ein Mönch zu Eiſenach, eine thüringiſche Chronik heraus, welche für die früheſte Erſcheinung eines wirklichen Geſchichtſchreibertalents in Deutſchland gelten kann. Dieſer Mönch, der ſich auch als Dichter bekannt ge-

macht, bewies schon eine Feinheit und Anmuth historischer Darstellung, die besonders in Zeichnungen von Persönlichkeiten auf eine merkwürdige Weise glücklich ist. In aller Einfachheit und auch wohl Trockenheit des Chronikenstils entbehrt er doch einer leisen poetischen Anfärbung nicht. Besonders strebt er danach, seinen Gegenstand in einer gewissen malerischen Gruppirung zu behandeln und lebende Bilder zu zeichnen. Seine Prosa ist gedrungen und nervig, zuweilen scheint er sogar nach piquanten Wendungen zu suchen. Von dem thüringischen Landgrafen Ludwig VI. entwirft er folgendes Bild: „Dessir Lantgrafe Lodwig waz gar eyn clarer jungir forsse, eyn liplicher jungeling und eyner zamelichen wanderunge, eynes heiligen lebins. Do her obir syne bluwindin jogunt zcu vornunftigen aldir quam, do waz her zcu male gutlichen wedir eynin iclichin, wan yn eyne luchtin alle toginde, her waz von libe eyn wolgesicketer man, nicht zcu lang noch zcu korit, zcu male mit schonen forstlichin geberdin, in gnediger zcuversicht, sin angesich waz frölich, syn antlizce subirlich. Unde ez waz nymant der en sach, her worde eme gunstig. Her waz schemel mit syme wortin, geczuchtig mit synin geberdin, reynlich unde kusch mit syme libe, warhaftig mit syner rede, getruwe in syner frunt-

ſchaft, forſtlich mit ſyme rethe, unde menlich in ſyme widirſatzce, vorbedachtin in ſynen globedin, gerecht mit ſyme gerichte, milde mit ſyme belonen unde was man toginde geſagin kan, der gebrach eme nicht.“*)

Johann Rothe hatte in ſeine proſaiſche Darſtellung etwas von der Legendendichtung mit hinübergenommen, in der er ſich auch ſonſt verſuchte. Strenger und pragmatiſcher bildete ſich die hiſtoriſche Proſa durch Johann Thurmayer, genannt Aventinus (von ſeiner Vaterſtadt Abensberg), der in einer ſpätern Zeit des Jahrhunderts lebte und

*) „Dieſer Landgraf Ludwig war gar ein klarer, junger Fürſt, ein lieblicher Jüngling und einer ziemlichen Wanderung (wahrſcheinlich ſoviel als: eines geziemenden Wandels), eines heiligen Lebens. Da er über ſeine blühende Jugend zu einem vernünftigen Alter kam, da war er zumal gütlich gegen einen Jeden, denn ihm leuchteten alle Tugenden ein. Er war von Leibe ein wohlgeſicherter Mann, nicht zu lang noch zu kurz, zumal mit ſchönen fürſtlichen Gebärden, in gnädiger Zuverſicht; ſein Anſehen war fröhlich, ſein Antlitz ſäuberlich; und es war Niemand, der ihn ſah, er ward ihm günſtig. Er war verſchämt mit ſeinen Worten, züchtig mit ſeinen Gebärden, reinlich und keuſch mit ſeinem Leibe, wahrhaftig mit ſeiner Rede, getreu in ſeiner Freundſchaft, fürſtlich in ſeinem Rath, und männlich in ſeiner Widerſetzung; vorbedächtig in ſeinem Geloben, gerecht in ſeinem Gericht, milde mit ſeinem Belehnen, und was man Tugenden nennen kann, das gebrach ihm nicht.“ Peterſen, a. a. O. S. 106. flgd.

seine baierische Chronik erst lateinisch, dann deutsch herausgab. Sein gebildeter Chronikenstil verräth eine Kenntniß und durchdachte Musternehmung der antiken Geschichtschreiber, und besonders Tacitus scheint ihm bisweilen vorgeleuchtet zu haben. Neben ihm könnten noch die Chronik der burgundischen Kriege von Diebold Schilling, die Weltchroniken von Steinhövel, Thomas Lirar, Werner Rolewink, Hartmann Schedel (die Georg Alt in deutsche Sprache brachte); ferner die in niederdeutscher Mundart geschriebenen „Cronecken der Sassen" von Conrad Botho und Thomas Gheysmer's „dänische Chronik," dann Petermann Etterlyns „Schweizer-Chronik und das Buch von Ulrich Reichenthaler über das Concilium zu Costanz, das er als Augenzeuge schilderte, genannt werden, um die historische Anschauungs- und Ausdrucksweise des funfzehnten Jahrhunderts zu umzeichnen.*)

Die Sprache des bürgerlichen und gesellschaftlichen Lebens in diesem Jahrhundert redet in ihrer ganzen Naivetät, treuherzigen Derbheit und schalkhaften Ehrbarkeit aus dem Ehestandsbuch des

*) S. Wachler, Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Nationalliteratur, Thl. I. S.

Albrecht von Eybe (Ybe) uns an. Dies iſt eines der merkwürdigſten und ſeltenſten Denkmäler dieſer älteren Proſa. Der Verfaſſer giebt ſich in der Vorrede ſeines ohne Titel erſchienenen Werkes als „in baide recht doctor, Archidiacon zu Wirczburg vn Thumherr zu Bamberg vnd Ayſtet" zu erkennen. Die älteſten Ausgaben ſind von Nürnberg, 1472, in welchem Jahre der Verfaſſer ſein Buch mit einer feierlichen Zueignung dem löblichen Magiſtrat und der Gemeinde der Stadt Nürnberg als Neujahrsgeſchenk überſandte. Es iſt in drei Theile getheilt und enthält dem Inhaltsverzeichniß nach Folgendes: Tytel diß büchlins des erſten teyls: Ob einem Manne ſey tzu nemen ein eelich weyb oder nit. Von lieb und keuſcheit der eelewte vnd von vnordentlicher lieb und vnkeuſch. Von der ſchön vnd vngeſtalt der Frouwen. So ein eefrow fruchtbar oder unfruchtbar iſt. Von lieb vnd ſorgen der kinder vnd wie ſy erzogen ſullen werden vnd ſo die kinder oder die elter ſterben. So die Frow wolredende vnd zornig iſt. Von dem Heyratgut vnd von reichtumb vnd armut. — Tytel des andern teyl's: Wie die welt vnd wie die menſchen vnd warumb ſie erſchaffen ſeind. Die Antwurt das ein weyb tzu nemen ſey. Widerwertigkeit in der ee vnd ſunſt tzu dulden. Das man Frouwen vnd

junckfrouwen tzu rechter zeytt mann geben ſol. Wie ſich ein frow halten ſol in abweſen irs mans. Das lob der ee. Das lob der frouwen. — Tytel des dritten teyls. Wie die male und wirtſchaft ſeind tzu halten. Von ellende krancheyt vnd widerwertikeyt der menſchlichen natur. Das keyn ſunder verzweyfeln ſol.

Wan ſieht, dieſer ebenſo ehrbare als luſtige Archidiaconus hat kein Hauptcapitel aus dem ehelichen Leben und Wandel unberührt gelaſſen. Seine moraliſchen Nutzanwendungen verrathen im Allgemeinen ſtrenge Grundſätze, ohne pedantiſch und im Einzelnen läſtig zu werden. Man hat ihn nicht mit Unrecht den deutſchen Montaigne genannt. Hin und wieder laufen ſeine moraliſchen Tractate, wenn den Verfaſſer ſeine fröhliche Phantaſie von dem didaktiſchen Ton abführt, in kleine Novellen aus, die, in ihrer zierlichen und naiven Behandlung, an Boccaccio erinnern. Zuweilen hat er auch aus demſelben entlehnt, wie die Erzählung, mit der er beweiſen will, „das man frowen und junckfrowen tzu rechter czeit menner geben ſol.“ Die vortrefflich gehaltene Erzählung: „wie ſich ein frow halten ſol in abweſen irs mans“ zeigt ihn ſelbſt als Meiſter im naiven

Novellenstil. *) Manches scheint er wörtlich aus andern Schriftstellern übersetzt zu haben, wie er überhaupt eine vielfältige Belesenheit an den Tag legt. Seine feine Auffassung von Welt- und Lebensverhältnissen ist gerade dazu geeignet, uns das Privatleben seiner Zeit, wie es geredet und für seine eigenthümlichen Zustände Worte gefunden, auseinander zu legen. In seiner Sprache finden sich einzelne Seltsamkeiten, die besonders im Gebrauch des Hülfszeitwortes sein auffällig sind. So sagt er: ward einen Brief schreiben, anstatt schrieb einen Brief; sie ward küssen, anstatt sie küßte; ward ihr wohlgefallen, statt gefiel ihr wohl; das Herz ward in ihr zittern, statt das Herz zitterte in ihr; ward lieblichen ansehn, statt sah lieblich an, u. dgl. Sonst hat seine Prosa eine gewisse duftige Lieblichkeit und ist die Resonanz einer heitern, gemüthlichen, wohlgestimmten Seele.

Ueber das Freien sagt Albrecht von Eybe folgendes Beherzigenswerthe: „Vgolinus parmensis schreibt, ich hab wohl gesehen das oft ein schicz

*) Diese Erzählung findet sich abgedruckt in L. Meister's Beiträgen zur Geschichte der deutschen Sprache, Bd. I. S. 143 — 158.

(Schütz) ablaßt hundert pfeil von dem bogen ee er das zil mag getreffen, so kompt oft ein glik das im ersten schuß der schicz trifft das blatt, also geschicht auch mit den Frouwen sy wöllen hundert mal gebeten und gemüßigt sein, so kompt oft ein glük das die frov in eim Tag gibt und gewert daz sy ein gancz monat hat versagt und abgeschlagen. solche wort vnd gedenken sol sich ein vester man nit übergehn vnd nahen lassen. So sullen auch die frouwen den mennern die sy in vnordenliche lieb wöllen füren nit zu vil getrauwen, wann als ouch Vgolinus schreibt, ein frow sol ir gütigkeit in dem nit lassen erkennen das sy mit hüpschen vnd gedichten worten vnd den zähern des mannes glauben gebe, vnd sol nit erhören das da vnzimlichen ist tzu bieten vnd tzu geweren, wann herfließende vnd schnelle lieb die gewinnt gemeinklichen ein bösen außgang vnd erkaltet bald, das geschicht mer aus schulden des mannes dann der Frouwen. Ein Frow die ir lyeb im anfangk dem manne nit versprechen will vnd schwerer macht alsbald sye die lieb hatt tzu gesagt vnd in ir Hercz genommen, so ist imbristiger vnd steter die lieb der Frouwen vnd überwindet den man in der lieb, aber der man als da ettlich Menner seind, alsbald er der Frouwen willen hat erlangt so gedenkt er im also,

die Frow hat nach meinem willen ganez gelebet vnd wirt es allzeyt tun, du willt auß gyeen vogeln vnd wilt beſehen ob du ein andere auff den kloben bringen mügeſt vnd gefahen vnd will es für ein lob haben ye mer er a die czeteln mag bringen oder an die kerben, ſo die Frouwe gar für ſchentlicher achtet ir lieb mit merer Mannen tzu teylen."

Einige der am meiſten charakteriſirenden Abſchnitte, die hier ſtehen könnten, müſſen wir in Betracht des veränderten modernen Geſchmacks unterlaſſen, da unſere Sitten heut nicht mehr rein genug ſind, um alles Natürliche, das unſere Altvordern friſch und fröhlich bei ſeinem Namen nannten, ohne Anſtoß hinzunehmen. Hier empfinden wir erſt recht die Corruption, die hinter den prüden Formen ſich birgt, wenn wir uns ſchämen müſſen, die unumwundenen Aeußerungen alter, körniger, ächt deutſcher Sitte unſern Zuſtänden wieder nahe zu bringen. Nur das harmloſe Lob, das der ehrliche Albrecht von Eye der Ehe ſpendet, mag hier noch eine Stelle finden: „Die Eee iſt ein Mutter vnd meiſterin der Kewſcheyt, wann durch die Eee werdent vermitten vnlauter frembd Begird und ander ſchwär ſünd der Vnkewſchheyt; die Eee iſt eyn nucz heilſames Ding, durch die werdent die Land, Stet und Heußer ge-

bauwet, gemeret vnd inn frid behalten. Manig ſtreit, ſchwär krieg vnd veindſchafft hinttergelegt vnd geſtillet, gutt freündſchafft vnd ſipp vnder frembden perſonen gemachet vnd das gancz menſchlich geſchlecht geewigt. So iſt auch die Eee eyn fröliches, luſpers vnd ſüß Ding, was mag frölicher vnd ſüßer geſein, dann der nam des vatters, der Mutter vnd der Kinder, ſo die hangen an den Hälſen der eltern vnd manigen ſüßen kuß von in empfangen, vnd ſo beyde Eeeleut ſolliche lieb, willen und freüntſchafft tzu eynander haben, was eynes will das ouch das ander wöll, vnd was eins redt mit dem andern, das es verſchwigen iſt, als hett es mit im ſelbſt geredt, vnd in beiden gutz vnd übel gemeyn iſt, das gut deſter fröhlicher, vnd das widerwertig deſter leichter."

Der Geſchmack des Jahrhunderts war ein gemiſchter und erſchien wie aus den verſchiedenartigſten Gewürzen und Ingredienzien zuſammengeſetzt. Dies verräth ſich in der Darſtellungsmanier durch das nahe Aneinanderliegen von Ernſt und Scherz, von moraliſcher und burlesker Tonart. Es lag in der Stellung dieſes Jahrhunderts, das ein aufnehmendes, allen möglichen Einwirkungen von außen ſich hingebendes war, die verſchiedenſten Stoffe in buntſchillernder Vermengung aufzuhäufen. Der Stil der

Schriftſteller war eine ſcheckige Muſterkarte aller der Elemente, welche die Zeit zu verdauen hatte, und trug das Gepräge einer wunderlichen Moſaikarbeit an ſich. Albrecht von Eybe geräth, bei ſeiner einfachen Naivetät, doch oft von dem Hundertſten ins Tauſendſte, bald fällt er in den Ton einer luſtigen Schnurre, wo er die ernſthafteſten Anſtalten zu Moralbetrachtungen zu machen ſcheint, bald richtet er ein wahres Marktgetümmel von Citaten aller heidniſchen und chriſtlichen Autoren an. Noch ausgebildeter zeigt ſich dieſer burleske Miſchcharakter des funfzehnten Jahrhunderts in dem Doctor der Theologie, Johann Geiler von Kaiſersberg, dieſem merkwürdigen Prediger, der ſeine Texte, ſtatt aus der Bibel, aus dem Narrenſchiff ſeines Freundes Sebaſtian Brand wählte. Die hundertundzehn Predigten, die er im Jahre 1498 zu Straßburg über das Narrenſchiff hielt, ſind als Denkmäler der Sprache wie der Zeitgeſinnung gleich ſehr zu betrachten. Sie ſind die originellſte Miſchung von freimüthiger Oppoſition, gewaltiger Redekraft, cyniſcher Ungebundenheit, moraliſcher Würde und einer Satire, die zwar das Schmutzigſte ſich nicht zu berühren ſcheut, aber doch faſt immer eine gewiſſe innere Erhebung verbreitet. Seine heftige Oppoſition

gegen das Mönchswesen ist in diesem Zeitalter, an der Schwelle der Reformation, merkwürdig. Als Sittenprediger schwingt er über die Thorheiten der Welt eine unerbittliche Geißel, die freilich durch die komische Miene und den scurrilen Witz, womit sie gehandhabt wird, für uns wenigstens meistentheils ihren bittern Stachel verliert. Bei Sebastian Brand findet sich folgende Stelle über die Modenarrheiten der Weiber in jenem Zeitalter:

Die Töchtern tragend ouch yezt das,
Was etwan Dirnen schändlich was,
Wyt ausgeschnidten Schuh, Schuben, Röck,
Das man die Milchsäck nit bedeck.
Wickelnd vyl Hudeln in die Zöpf,
Groß Hörner machends auf die Köpf,
Als ob es wär ein wilden Stier,
Gahnd grad daher wie wilde Thier,
Werfend die Ougen hin und her,
Lachen, gaffen alle Winkel an,
Und thut eins umbs ander traben,
Damit verführens die Knaben,
Die sye grüßen vnd gaffen an.

Diesen weibetfeindlichen Text hat Geiler von Kaisersberg folgendermaßen in seinen Predigten commentirt: „Die dritte Schell der selzam Narren ist das Haar zieren, geel, krauslicht und lang machen, auch fremdes Haar der Abgestorbenen unter ihres vermischen und dasselbig zum Schauspiel aufmutzen.

Es ziehn die Weiber jezund daher wie die Mannen und hencken das Haar dahinden ab bis auf die Hüft, mit aufgesetzten Paretlin und Hütlin gleichwie die Mannen. Die Weiber ziehn in ihren Schleyern daher und haben sie aufgesprinzt neben mit zwo Ekken oder Spizen, gleich einem Ochßenkopf mit den Hörnern."

Solche Sprache der Kanzel, denn auf dieser wurden Geiler's Predigten über das Narrenschiff wirklich gehalten, tönte originell genug, und war dem Volksgeist durchaus angemessen. Ueber weltliche Gegenstände, ohne eigentlichen Bibeltext, zu predigen, war überhaupt nichts Ungewöhnliches in damaliger Zeit; der burleske Ton Geiler's aber sagte dem gesunden, humoristischen Kern des Volkes zu und hatte eine außerordentliche populaire Wirksamkeit. Die mystische Andacht setzte sich in diese volksthümlichen und weltlichen Töne um, und die Erbauung nahm, unbeschadet der Frömmigkeit, die gewiß sehr ernstlich war im Herzen der Nation, ein fröhliches Wesen an. Von der Ursprünglichkeit der deutschen Prosa Geiler's gilt dasselbe, was von Tauler. Zwar sind doppelte Texte von den Narrenpredigten vorhanden, der lateinische, den Jacob Other, sein Schüler, herausgegeben, und die älteste deutsche Uebersetzung von

dem Franziskanermönch Johannes Pauli, die im Jahr 1520 verbreitet wurde. Doch hat sie Geiler auf der Kanzel deutsch gehalten, und die ihm eigenthümliche Diction ist gewiß aus seinem Munde in die Uebersetzung übergegangen. Zu seinen Predigten über das Narrenschiff gab Geiler auch ein Gegenstück „das Schiff der Penitenz und Bußwürkung" (lat. 1512, deutsch: Augsburg 1514) wie viele andere Predigtsammlungen und Erbauungsschriften, das „Buch Granatapfel" (Strasburg 1510) und die „Christliche Pilgerschaft zum ewigen Vaterland," heraus, welche letztere Jacob Other 1512 nach Geiler's Tode aus dessen Handschriften drucken ließ.

Das funfzehnte Jahrhundert war das Jahrhundert der Vorbereitungen. Eine Menge weltlicher Anregungen stürmte unwiderstehlich auf das deutsche Gemüth ein, um eine neue Zeit aus neuen Elementen in ihm hervorzurufen. Diese ungeahneten Hebel der Weltgeschichte waren die Buchdruckerkunst, die Erfindung des Compasses, eine neue transatlantische Welt, die der neuen gegenüber urplötzlich erstanden; ferner das Schießpulver, die erwachenden Naturwissenschaften, und die Besitznahme Konstantinopels durch die Türken, welche gelehrte Griechen nach Italien und Deutschland auswandern machte,

um dort die Ueberlieferungen eines vor allen bevorzugten Weltalters, die Geister antiker Kunst und Wissenschaft, sich wieder des Lebens bemächtigen zu lassen.

Dies brachte nach allen Seiten eine praktische Regsamkeit, eine Bewegung in allen Verhältnissen, hervor. Während Handels- und Kriegsschiffe die Meere durchschnitten, um Völker und Welttheile zu verbinden, stellte die Presse noch wunderbarere Mächte der geistigen Communication, wirkend mit der Schnelligkeit des Gedankens, ins Feld. Die Drucke des classischen Alterthums, die Uebertragungen griechischer und römischer Schriftsteller, besonders des Aristoteles, Cicero, Sallust, Terenz, Ovid, und die vorlutherischen Bibelübersetzungen, waren das erste und wichtichste Debüt dieser neuen magischen Kunst. Auch Uebersetzungen des Boccaccio, der philosophischen Schriften des Petrarcha, wurden schon im funfzehnten Jahrhundert gedruckt. Die bedeutendsten Uebersetzer dieser Zeit sind Dietrich von Pleningen, Hans von Dalberg, Willibald Pirkheimer (Uebersetzung des Isokrates an Demonikus, Augsburg 1519.) Albrecht von Eybe selbst, hinter dessen „Spiegel der Sitten" (Metz 1500) sich einige verdienstvolle Uebersetzungen, unter Anderm von Schauspielen des Plautus, befin-

den, Nicolaus von Wyle („Translation oder Tütschungen" Eßlingen 1478) u. a.

Die Nation strebte in allen Richtungen nach einer allgemeinen Durchbildung, und versuchte wenigstens, in den Anfängen einer höhern Weltcultur ihr provinzielles Leben, an das sie sonst kleinlich verfallen war, zu überwinden. Unter diesen Anregungen wurde es Zeit und Bedürfniß, daß sich eine allgemeine Schriftsprache gründete, die, um den geistigen Verkehr der Nation ein einheitliches Band schlingend, die noch immer festbestehende landschaftliche Trennung der Dialekte endlich verwischte. Diese allgemeine Sprache der Literatur und der Gebildeten mußte aus der Entwickelung der Prosa hervorgehen, für die sich in diesem Zeitraum die Sprache überhaupt immer entschiedener und realer ausgebildet hatte. So drängte Alles wie von selbst zu der hochdeutschen Gesammtsprache hin, die in Luther's Bibelübersetzung ihren Mittelpunkt fand, um von da aus das deutsche Leben zu durchdringen. —

## IV. Bildung der neuhochdeutschen Gesammtsprache.

In dem landschaftlichen Wettstreit der deutschen Mundarten hatte das Oberdeutsche immer an Schönheit, Cultur und Nationalbedeutung den Sieg davongetragen. Das Niederdeutsche war gewissermaßen das Aschenbrödel der andern deutschen Mundarten geworden, vielfältig geschmäht und verachtet, und doch Herrliches und Anerkennenswerthes in sich tragend.*) Wenigstens wurde das Niederdeutsche mit seinen schönen leichtflüssigen Elementen ein ebenso nothwendiger Einschlag in die neuhochdeutsche Gesammtsprache, die sich im sechszehnten Jahrhundert befestigte, als das Oberdeutsche, dessen unbedingte Alleinherrschaft mit der schwäbischen Epoche abgelaufen war. Diese beiden Hauptmundarten schmolzen in den geläuterten Guß des Neuhochdeutschen zusammen und bildeten den vereinigten Sprachschatz des deutschen Volkes, eine mit seinem Bewußtsein vorgenommene Blumenlese des Besten, was jeder Dialekt

*) Bürger behauptete sogar (in seinem Lehrbuch des deutschen Stils, herausg. v. K. v. Reinhard, S. 53), die niederdeutsche Mundart sei das Ueberbleibsel einer sehr frühen Cultur, welche über die Gränze unserer bekannten Geschichte hinausgehe.

Eigenes hatte. Je ſtärker die nationalen Bewegungen wurden, je mehr hatten ſich ſchon lange vor Luther die Mundarten einer Vermiſchung zugeneigt, die man mit dem Namen des Hochdeutſchen bezeichnete. Die Canzleiſprache des deutſchen Reichstages wurde die erſte anregende Veranlaſſung, konnte aber keine ſichere Grundlage und Einheit dafür abgeben, weil ſie ſelbſt durch die politiſchen Verhältniſſe etwas Unſtätes und den verſchiedenſten Einwirkungen ausgeſetzt war. Je öfter der deutſche Kaiſerſtuhl gewechſelt wurde und in den verſchiedenen Gauen des Vaterlandes umherging, um ſo mehr hingen ſich bald von dieſer, bald von jener Landſchaft Farben und Einflüſſe auch an die deutſche Hof- und Canzleiſprache feſt. So prägte ſich in dieſer allmählig eine hochdeutſche Mundart aus, die allen andern als etwas Verſchiedenes und Eigenthümliches gegenüberſtand, zugleich aber ſehr viel Weſentliches von ihnen vereinigte, und damit die Vorbereitung zu ihrer organiſchen Einheit wurde. So knüpfte denn auch Luther, der nicht der Verfertiger, ſondern nur der Reformator und Geſetzgeber der neuhochdeutſchen Geſammtſprache iſt, ſeine Bibelſprache an die deutſche Canzlei an, wie er ſelbſt im 69. Capitel ſeiner Tiſchreden von ſich ſagt: „Ich habe keine gewiſſe, ſon-

derliche, eigene Sprache im Deutschen, sondern brauche der gemeinen deutschen Sprache, daß mich beide, Ober- und Niederländer, verstehen mögen. Ich rede nach der Sächsischen Canzeley, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland. Alle Reichsstädte, Fürstenhöfe, schreiben nach der Sächsischen Canzeley (oder vielmehr, die sächsische Canzeley schrieb nicht anders, wie alle Reichsstädte und Fürstenhöfe); darum ist's auch die gemeinste deutsche Sprache*)."

Der Einfluß, der bei den andern modernen Völkern nur von einer tonangebenden Centralhauptstadt auszugehen und durch äußere politisch Verhältnisse nöthigend zu wirken pflegt, konnte bei den Deutschen nur durch ein Buch, durch ein geistiges und gemüthliches Ferment, hervorgebracht werden. Nur die Bibel konnte es sein, welche die Einigung in der babylonischen Sprachverwirrung der deutschen Mundarten gründete. Radlof hat nicht mit Unrecht die Einwirkung der luther'schen Bibelübersetzung auf die deutsche Sprachbildung und die Bildung des Volkes

*) Vgl. G. F. Grotefend, Dr. Martin Luther's Verdienste um die Ausbildung der hochdeutschen Schriftsprache, im ersten Stück der Abhandlungen des frankfurtischen Gelehrtenvereins. (Frankf. a. M. 1818.)

überhaupt mit der verglichen, die Homer auf die Gesammtbildung der Griechen hatte. Wie das homerische Epos für alle griechischen Stämme eine Bedeutung gewann, so wurde die Bibel ein Canon für das moderne Leben, dessen sich vorzugsweise die deutsche Nation, als die eigentliche Weltträgerin des Christenthums, zu einem Nationaleigenthum bemächtigen mußte. Die deutsche Bibel mußte ein Volksbuch werden, das mit Sprache, Leben und Sitte in den genauesten und umfassendsten Zusammenhang trat, woran sich die Nation in eine neue Epoche hinüberbildete. So kamen die Deutschen in den Besitz einer eigenthümlichen Bibelsprache, die sonst an keiner modernen Nation in diesem volksthümlichen Charakter sich zeigt. Die deutsche Bibelsprache wirkte aber national durch die Sprachvereinigung aller Stämme, und schuf somit die ersten sichern und allgemeingültigen Typen der Prosa für die Gesellschaft wie für die Literatur. Diese Bibelsprache, deren Bildner und Dichter Luther ist, war zugleich die erste Offenbarung der deutschen Sprache in ihrer ganzen gemüthlichen, religiösen und poetischen Stärke, in Donner, Blitz und lieblichem Gesäusel der Rede. Die dämonische Gewalt der Sprache erhob sich in Luther's Diction zugleich mit ihrer naiven Anmuth und dem

Morgenhauch kindlicher, andächtiger, gottergebener Töne. Luther's Bibeldiction gab der Gemüthsseite des deutschen Lebens, den patriarchalischen Sympathieen der deutschen Häuslichkeit, Sprache und Ausdruck. Die Volksbildung und das Umgangsleben erhielten einen biblischen und orthodoxen Anstrich, wie kein ähnliches Phänomen in der Geschichte sich aufweisen läßt. Zugleich tritt das Neuhochdeutsche, aus der Scheidungsepoche zweier Zeitalter geboren, mit aller historischen Berechtigung zur Herrschaft auf. Die Sprache der Reformation, welche der Protestantismus erzeugt, mußte die Sprache des modernen Weltalters werden. Jacob Grimm (Grammatik, 1. Ausg. 1. XI.) sagt sehr treffend: „Man darf das Neuhochdeutsche als den protestantischen Dialekt bezeichnen, dessen freiheitathmende Natur längst schon, ihnen unbewußt, Dichter und Schriftsteller des katholischen Glaubens überwältigte. Unsere Sprache ist, nach dem unaufhaltbaren Laufe aller Dinge, in Lautverhältnissen und Formen gesunken; — was aber ihren Geist und Leib genährt, verjüngt, was endlich Blüthen neuer Poesie getrieben hat, verdanken wir keinem mehr als Luthern."

Wie sehr um diese Zeit die deutsche Sprache mit dem Protestantismus identificirt wurde, ersieht

man aus der Opposition der in ihren lateinischen Schlupfwinkeln aufgestörten Katholiken, welche das Deutsche als die Ketzersprache, zum Hohn auch „das lutherisch Deutsch" genannt, haßten und sogar mit Pamphlets verfolgten. Denn die katholischen deutschen Bibelübersetzungen hatten nicht mit dem Einfluß ins Volk dringen können, um die deutsche Sprache als ein nothwendiges Element mit dem Glauben und der Andacht zu verschmelzen. Dazu waren sie zu nüchtern, zu gottverlassen, ohne Begeisterung und Macht des Gemüths. Der Protestantismus dagegen, der durch die Bibelübersetzung seine Sache am durchgreifendsten verfocht, überwand jetzt die lateinischen Bestandtheile des kirchlichen Christenthums, indem er die Glaubensfreiheit mit der Nationalsprache als ineinsgeschlungenes Symbol, als siegreiches Banner verknüpfte. Die deutsche Sprache bestieg nun aller Orten die Kanzel und predigte und versah jede Anforderung des Cultus in den heimathlichen, für die Frömmigkeit ganz geschaffenen Lauten. Um nicht gegen die Volkssympathieen zu verstoßen, mußte bald auch die katholische Geistlichkeit ihrerseits anfangen, die Muttersprache zu pflegen und nach den in der Zeit entstandenen Bedürfnissen zu behandeln. So

wurde auch der Katholizismus unversehens von dem proteſtantiſchen Dialekt mit fortgeriſſen.

Um zunächſt den Unterſchied der Bibelſprache Luthers von ſeinen katholiſchen Vorgängern zu veranſchaulichen, folge hier eine Stelle aus dem Hiob, einmal nach Otmar's Ausgabe vom Jahre 1507 und dann nach Luther's Ueberſetzung von 1541, in welchen beiden die Rede Gottes folgendermaßen gegeben iſt:

Otmar. 1507.

„Aber der herre antwurt iob von dem windtſpreuel und ſprach. Wer iſt der, der da einweltzett die urtayl mit ungelerten worten. Begürte deine lenden als ain mann, ich frage dich und du antwurte mir. Wo wareſt du, do ich ſetzet die grundtfeſte der erde. Zayge mir, ob du habſt die vernunft. Wer ſatzt ir maßs, ob du es erkanteſt oder wer ſtrecket

Luther. 1541.

„Und der Herr antwortet Hiob aus einem wetter und ſprach. Wer iſt der, der ſo felet in der weisheit und redet ſo mit unverſtand? Gürte deine Lenden wie ein Mann; Ich will dich fragen, lere mich. Wo wareſtu da ich die Erden gründet? Sage mir's, biſtu ſo klug. Weiſſeſtu, wer jr das Maß geſetzt hat? Oder wer über ſie ein Richtſchnur

über sy die linien, auff die ire grundtfesten seind gesterket. Oder wer leget iren winkelstain. Do mich lobeten die mörgenlichen steren mit einander und jubilierten alle süne gottes. Wer beschloß das möre mit den thüren. do es fürbrache all für geend von dem leybe. Do ich leget die wolken sein gewand und do ich es umwikkelet mit der tunklung als mit thüchen der kindheyt. Ich umbgabe es mit meinen enden und satzt den rigel und die thüren und sprach. Du kumpst untz her und du geest nit fürbaß, und hie zerbricheſt du dein wülend flüß.“ gezogen hat? Oder worauff stehn ire Füsse versencket? Oder wer hat jr einen Eckstein gelegt? Da mich die Morgensterne miteinander lobeten, vnd jauchzeten alle Kinder Gottes. Wer hat das Meer mit seinen Thüren verschlossen, Da es herausbrach wie aus Mutter leibe. Da ichs mit Wolken kleidet, vnd in tunkel einwikkelt wie in windeln. Da ich jm den laufft brach mit meinem Tham, vnd setzet jm riegel und thür. Vnd sprach, Bis hieher soltu komen, vnd nicht weiter, Hie sollen sich legen deine stoltzen wellen.“

Luther's Bibelüberſetzung ist ebenso sehr eine

Hervorbringung des producirenden Genies, als der mühsamsten und durchdachtesten Sprachforschung. Wie Luther allmählig seinem Ziele entgegenschritt, zeigt die Stufenfolge seiner Uebersetzungen, die vom Jahre 1517 an in einzelnen Stücken der Bibel sich aneinanderreihten und zuerst 1534 zu dem vollständigen Bibelwerk zusammengestellt wurden. Darauf erfolgte die umfassende Revision seiner Arbeit von 1541, und nach ihr eine Reihe von immer vollendeteren Ausgaben bis zu der von 1545, die, von Luther noch selbst besorgt, als die letzte Feststellung und Organisation seiner Sprache anzusehen ist. Man tritt in Luther's Werkstatt, wenn man die Reihenfolge dieser Uebersetzungsversuche durchmustert, und sieht ihm mit Erstaunen zu, wie er sich selbst nie genugthun und befriedigen kann, wie er alle Quellen der Sprache, die aus älterer Zeit wie aus dem Redegebrauch des wirklichen Lebens nur irgend abgeleitet werden konnten, für seine Diction flüssig zu machen sucht, und sein Sinn für Feinheit, Bezeichnung, Wohllaut, Regelmäßigkeit und Poesie des Ausdrucks sich immer mehr und mehr schärft. Wie sehr er sich um eine in allen Einzelnheiten zutreffende Darstellung, um das Detail der Sprache, bemühte, schildert auch Joh. Mattheſius in Luther's Leben, in

der dreizehnten Predigt: „Der Doctor überſah zuvor die ausgegangene Bibel und ſtudirte bei Juden und fremden Sprachen Kundigen, auch fragte er bei allen Deutſchen nach guten Worten, wie er ihm denn etliche Schöps abſtechen ließ, damit ihm ein deutſcher Fleiſcher berichtet, wie man ein jedes am Schaf nennt.“ Und Luther ſelbſt ſagt von ſich: „Ich hab mich im Dollmetſchen der reinen und klaren, deutſchen Sprache befliſſen; und hab oft vierzehn Tage, ja drei, vier Wochen ein einiges Wort geſucht und gefragt, und es doch bisweilen nicht finden können.“

Das Grammatiſche in der Sprache Luther's ſtellte ſich erſt allmählig feſt. In ſeinen frühern Schriften ſtößt man auf viele Härten, die beſonders durch eine unangenehme Ausſtoßung des e hervorgebracht werden, ſowohl bei den Dativendungen, dem Tag, dem Roß, als im Nominativ der einfachen wie der mehrfachen Zahl, der Frid, der Glaub, die Roſſ, die Tag. Ferner pflegte er die Adjectiven vor den Hauptwörtern meiſtentheils ganz unverändert zu laſſen, und wie Adverbia zu gebrauchen; den Plural auf e ſtatt auf er zu bilden, die Manne, die Weibe; rauhe und ungrammatiſche Formen, wie er todt für er tödtete, wunſch für wünſchte, und ähnliches Schwankende und Mißlautende zu gebrauchen. Auch wies

in ſeinen erſten bibliſchen Ueberſetzungen die neuhochdeutſche Mundart noch keineswegs eine Einheit oder Sicherheit auf, vielmehr machten ſich noch viele oberdeutſche Laute und Formen unbedenklich geltend, wie z. B. in folgender Ueberſetzung der Schilderung Leviathans, aus dem Jahre 1523: „Wer kann die kinnbacken ſeines antlitz auffthun? Schröcklich ſtond ſeine zeen umbher, Sein leichnam iſt wie ſchilt, veſt und eng ineinander, Ains rürt an das ander, das nit ain lüfftlin darzwiſchen geet, es hanget ainer am andern und halten ſich zuſammen, das ſy nit von einander gethan mügen werden. Sein nyeſſen iſt wie ain glantzendes licht. Die ſchleuderſtain ſeind im wie ſtupfel, den hamer achtet er wie ſtupffeln, er ſpottet der zitternden lantzen" ꝛc. An die Stelle ſolcher Formen traten allmählig ſächſiſche bei ihm ein, oft nach Wohllaut, Gefühl und Stimmung des auszudrückenden Gedankens fein nüancirt. Obwohl die vollen, austönenden Laute des Oberdeutſchen, wie glanzen, offentlich, kurzlich u. a., in mancher Hinſicht erhaltenswerth ſcheinen, ſo haben doch die Umlaute, mit denen ſie Luther bald in die ſächſiſchen Formen glänzen, öffentlich, kürzlich, verwandelte, den leichteren Fluß der Rede, die geſchmeidige Bewegung für die Proſa, für ſich. So wurden auch die

oberdeutschen Flexionen: ich nimm, ich lies, ich gieb, ich iss, ich sih u. s. f. von Luther ausgeschlossen, und gingen durch ihn in der sächsischen Abwandlung ich nehme, ich lese, ich gebe, ich esse, ich sehe, in die allgemeine Schriftsprache über*), da sie in dieser Form ebenfalls für die Prosa leichtfügiger und fließender scheinen. Sachsen hatte um diese Zeit ein blühendes und mannigfaltiges Leben gewonnen, durch die äußere Regsamkeit und Betriebsamkeit, durch Handel, Bergbau und Gewerke war auch die Sprache in diesen Landen ausdrucksfähig und für die Wendungen und Verhältnisse der Wirklichkeit geschickt geworden, und so war es natürlich, daß die beiden sächsischen Mundarten, die Luther gleicherweise benutzte, eine Hauptgrundlage für die Bildung der neuhochdeutschen Prosa abgeben konnten.

Die hervorstechendste Eigenthümlichkeit, die den eigentlichen Geist der luther'schen Sprachschöpfung ausmacht, ist aber die christliche Anschauung und Gesinnung, die seine Sprache so sehr als Lebensathem durchdringt, daß sie sogar wortbildnerisch und grammatisch den größten Einfluß ausübt. Durch gewisse

*) Vgl. Radlof, teutschkundliche Forschungen und Erheiterungen II. 233.

Wörter und Zuſammenſetzungen glaubte Luther die deutſche Sprache gewiſſermaßen chriſtianiſiren zu müſſen, und wir verdanken dieſem Beſtreben manche ſchöne Wortfügungen, die uns geblieben ſind. Namentlich ſind in unſerer Sprache die häufigen Zuſammenſetzungen mit dem Worte ſelig durch Luther theils in Gebrauch gekommen, theils geſchaffen worden. Den Engelsgruß bei Lucas (I. 28.) überſetzt Luther: gegrüßet ſeyſtu, holdſelige! ein ſehr glücklich von ihm gebildetes Wort, auf deſſen Zuſammenſetzung ihn ohne Zweifel nur ein chriſtliches Gemüthsbedürfniß brachte, obwohl gerade dieſes Wort von ſeinen Gegnern ſehr heftig angefochten wurde. Das κεχαριτωμένη der Urſchrift war in der Vulgata mit plena gratiarum, und von Luther's Vorgängern voll'er Gnaden überſetzt worden. Die deutſche Sprache hatte überhaupt für Grazie bis dahin kein anderes recht gangbares Wort gehabt als Gnade, und Geiler von Kaiſersberg ſpricht einmal in ſeinen Predigten über das Narrenſchiff von den drei Gnaden, ſtatt den drei Grazien. Luther, der ſich über dieſe Ueberſetzung des Engelsgrußes bei Lucas in ſeinem Sendſchreiben vom Dolmetſchen §. 14. ausführlicher äußert, machte ſich mit der ſchönſten und bezeichnendſten Wiedergebung dieſer Stelle beſonders

viel zu ſchaffen. Er nahm zunächſt das Wort hold, das ſich ſchon in den älteſten Sprachdenkmälern, bei Williram und Otfrid, findet und zunächſt Treue und Angehörigkeit, dann Freundſeligkeit und liebreiches Weſen, bezeichnet, ſowie unhold (was ſchon im ſilbernen Codex den Teufel, unhulto, bedeutet), das Gegentheil davon, erſt ungetreu, und dann feindlich, übelthätig, ausdrückt. Hold ſchien Luthern jedoch noch nicht genügend, um Das, was der Engel mit ſeinem Gruße an dem Weſen der Maria bezeichnen will, wiederzugeben. Es dünkt ihm noch ein zu äußerliches Beiwort, nur irdiſche Liebe und irdiſche Schönheit andeutend, und er fügte ſelig daran, welches Wort ſeiner Abſtammung nach (ſel, ſal, salus) auf das Heil hinzeigt, und in dieſem Falle beſonders die Heilsbotſchaft, welche der Engel der Mutter Gottes bringt, inſichſchließt. So erhielt unſere Sprache in dieſem holdſelig eines ihrer ſchönſten und lieblichſten Wörter, das von der heiligen Jungfrau Maria aus bald auch in den Sprachſchatz der irdiſchen Liebe und Zärtlichkeit überging. Luther ſelbſt aber hatte ſich mit dieſem Ausdruck eigentlich noch nicht genuggethan; er meinte, der Engel wolle an dieſer Stelle vorzüglich ſagen: Gott grüße Dich, du liebe Maria; und wenn er deutſch geſprochen hätte, würde

er sie mit diesen Worten begrüßt haben, denn, fügt Luther hinzu, „wer deutsch kann, der weiß wohl, welch ein herzlich fein Wort das ist, die liebe Maria, der liebe Gott, der liebe Kaiser, der liebe Fürst, der liebe Mann, das liebe Kind. Und ich weiß nicht, ob man das Wort liebe auch so herzlich und genugsam in lateinischer oder andern Sprachen reden möge, daß es also dringe und klinge in das Herz, durch alle Sinne, wie es thut in unserer Sprache.*)"

Die christliche Anschauung bildete auch das Wort gottselig, worin Luther das auch auf die heidnischen Götter bezügliche göttlich umsetzte. Andere Wörter, wie unglückselig, glückselig, armselig und ähnliche entstanden ebenfalls in diesem christlichen Sinn, dem keine andere Sprache wie die deutsche mit solcher ideellen Bezeichnungsfähigkeit nachkommen kann. Mit der Armuth und dem Unglück eine Seligkeit zu verbinden, spricht das Grundwesen des Christenthums aus, für das nur die deutsche Sprache sogleich einen eigenen Wörterhaushalt auszufinden vermochte. Bei Luther selbst blickt die

*) Vgl. Diederich von Stade, Erläuter- und Erklärung der vornehmsten deutschen Wörter Luthers (Bremen 1724). S. 317 und Grotefend a. a. O. S. 122 flgd.

Absicht hervor, diesen Charakter seiner Sprache immer entschiedener auszuprägen. In seinen frühesten Bibelübersetzungen stand in der Bergpredigt: benedeyt seid ihr u. s. w., wofür später glückselig und selig mit jener bezeichnenderen Färbung der Bibelsprache an die Stelle kam.

Das Wort hehr ist ebenfalls der biblischen Diction eigenthümlich und durch dieselbe in der deutschen Poesie verbreitet worden. Es ist ein altes deutsches Wort, das besonders der sächsischen Mundart angehörig scheint und von Luther zuerst in den Psalmenübersetzungen, wo die Vulgata terribile hat, gebraucht wurde, wie er selbst sagt: „Das Wort terribile heiße ich auf Deutsch hehr, das man zu Latein metuendum, reverendum nennt, als man ein Bild, Kirche, Fest, Heiligthum oder dergleichen schön und hehr hält." Offenbar wollte er damit ein aus Schauerlichem und Heiligem gemischtes Gefühl der Ehrfurcht bezeichnen, etwas geheimnißvoll Erhabenes, wofür dieses Wort, das in seiner Abstammung ohne Zweifel mit herrlich, Herr, Ehre, zusammenläuft, sehr charakteristisch ist. Heiland, ein Participium von dem fränkischen Verbum heilan, heilen (heilant), ist durch Luther in der Sprache der christlichen Anschauung eingebürgert worden, womit er namentlich

das griechiſche σωτὴρ des neuen Teſtaments überſetzte, einen umfaſſenden und der evangeliſchen Bedeutung durchaus gemäßen Sinn damit ausdrückend. Dieſe und ähnliche Wörter und Wendungen zeigen, wie Luther bei ſeiner Arbeit ohne Zweifel die alten Sprachſchätze vor Augen hatte und eifrig durchforſchte. Schon Otfrid ſagt von Jeſus: **Nu vuizun in ala vuari thaz er ist heilari**, nun wiſſen wir in aller Wahrheit, daß er ein Heiler iſt. Luther bediente ſich jedoch dieſes Wortes auch im alten Teſtament, z. B. Richter, 3, 9. der Herr erweckt ihnen einen Heiland, oder Nehem. 9, 27. du gabeſt ihnen Heilande, die ihnen halfen.

Andere Eigenthümlichkeiten der luther'ſchen Sprache ſind zum Nachtheil der heutigen Diction wieder verloren gegangen. Dahin gehört unter Anderem die bei ihm übliche Auslaſſung gewiſſer Vorſatzſylben, wodurch ſich ihm Doppelwörter bildeten, die in verſchiedenen Fällen zur Abwechſelung des Ausdruckes, ſelbſt mit Hinſicht auf den Wohllaut, bald in ihrer einfachen, bald in ihrer zuſammengeſetzten Form, ſich gebrauchen ließen; z. B. blößen und entblößen, ſich fernen und entfernen, ſich fleißigen und befleißigen, kehren und verkehren, kleinern und verkleinern, leichtern und erleichtern,

niedrigen und erniedrigen, wintern und überwintern, Fahr und Gefahr, schäftig und geschäftig, Schmack und Geschmack, schwätzig und geschwätzig, Trügerei und Betrügerei, wendig und abwendig u. v. a.*) Mehrere solcher Wörter, die besonders durch Luther in Gebrauch gekommen, sind auch heut noch unserer Diction mehr oder weniger zuständig, wie fälschen für verfälschen, fehlen für verfehlen, fördern für befördern, gleichen für vergleichen (ich gleiche dich, meine Freundin, meinem reisigen Zeuge, im Hohen Liede), mählich für allmählig, linde für gelinde, neiden für beneiden, u. dgl. Andere sind ganz eingewohntes Eigenthum unserer Sprache, Brauch und Gebrauch, ziemen und geziemen, mehren und vermehren ꝛc. doch verdienten auch die meisten, die zurückgetreten und veraltet sind, für die Bequemlichkeit, Mannigfaltigkeit und Ausfüllung unserer Schreibart wieder eingeführt zu werden.

Einige Wörter Luther's, die ganz in seinem Sprachgeist empfangen waren, sind völlig vom Schau-

*) Vgl. ein ganzes Verzeichniß solcher Wörter bei Teller: Vollständige Darstellung der deutschen Sprache in Luther's Bibelübersetzung, I. S. 10 — 31.

platz verſchwunden, auch allmählig in den neuern Ausgaben der Bibel fortgelaſſen worden, z. B. webern, ſ. v. a. ſich regen, Pſalmen 65. 9. du macheſt fröhlich was da webert. Der Ausdruck gehört übrigens der oberdeutſchen Mundart an, denn noch heutzutage kann man in Süddeutſchland hören: es webert, für: es ſpukt. Anderes Alterthümliche ſeiner Sprache tilgte Luther noch ſelbſt in der Ausgabe letzter Hand, z. B. ichtes für etwas (woraus mit der Negation nicht, nichts gebildet worden.) Manches, was ſonſt auffällig und eigenthümlich an ſeiner Bibelſprache erſcheint, iſt oft nur durch eine wörtliche Ueberſetzung der Vulgata entſtanden, z. B. der bibliſche Ausdruck erkennen vom fleiſchlichen Umgange, der eine unmittelbare Uebertragung des lateiniſchen cognoscere iſt, was ſchon Adelung bemerkt hat. Dagegen kannte Luther, ungeachtet ſeiner gewandten Aneignung lateiniſcher Formen, ſeltſamer Weiſe das Wort Körper noch nicht, obwohl ſchon im Lobgeſang des heiligen Anno: „der beide iſt corpus unte geiſt" der Gegenſatz von Körper und Geiſt ſich ausgedrückt findet. In Luther's Bibel erſcheint immer nur das Verhältniß von Leib und Seele mit einer gewiſſen verächtlichen Färbung des erſteren, der auch öfters, gerade in dieſem Gegenſatz,

nur als Leichnam bezeichnet wird. Die räumliche Bedeutung des Körpers wurde erst durch Descartes als metaphysischer Begriff aufgenommen und aus der Mathematik in den modernen Sprachgebrauch übertragen. Dagegen reinigte Luther das Wort Geist von den sinnlichen Bestandtheilen der mystischen Terminologie, in der es das ausströmende Fluidum bezeichnet, das sich mit dem Fluidum der Gottheit zu einer wirklichen und realen Gemeinschaft zusammenschließt, weshalb es in der Bedeutung von Hauch, Odem vorkommt, ja selbst vom Winde nicht unterschieden wird, eine Vermengung, die sich noch bei Geiler von Kaisersberg findet, der Joh. III. 8. „der Geist der geistet wo er wil, und du höreſt seine Stimme" übersetzt, wo Luther hat: „der Wind bläset wo er will, und du höreſt sein Sausen wohl*)."

In der Bezeichnung der menschlichen Verhältnisse, der Stände, der Geschlechter, verräth Luthers Sprache manche glückliche Naivetät der Anschauung, manche zurückzuwünschende Anmuth und Harmlosigkeit des Ausdrucks. In den Anreden zeigt sich noch

*) Vgl. Grotefend, Luther's Verdienste um die Ausbildung der hochdeutschen Schriftsprache. S. 129.

faſt gar keine Unterſcheidung der Stände; nur in Herren und Knechte, oder auch in Pöbel und Junckern, wobei jedoch jener nur das Volk ohne alle Nebenbegriffe bezeichnet, legen ſich einfach die ariſtokratiſchen und demokratiſchen Elemente auseinander. In der Benennung des weiblichen Geſchlechts iſt Luther's Wortgebrauch beſonders ſinnreich. Das ſchöne Magdthum hat ſich leider wieder aus dem heutigen Gebrauch entfernt, und wir haben nur noch das undelicatere Wort Jungfrauſchaft an ſeiner Stelle. Magd und Jungfrau werden von Luther gleichbedeutend und abwechſelnd gebraucht, der Begriff des Dienenden iſt mit der erſteren noch nicht im niedrigeren Sinne verbunden und ſtreift nur hinundwieder in leiſer Schattirung daran. Folgende Phyſiognomie einer deutſchen Magd entwirft Luther ſelbſt einmal: „Es heißt im Deutſchen Magd ein ſolch Weibsbild, das noch jung iſt und mit Ehre den Kranz trägt und im Haar geht; ein jung Weibsbild, die nicht nur ihre Jungfrauſchaft noch hat, ſondern auch Tugend und einen fruchtbaren Leib. Darum heißt ſolches junge Volk Meide- oder- Maide-Volk, nicht Jungfrauen-Volk.“ Aus dieſer letztern Andeutung geht wenigſtens hervor, daß er in ſolchen Zuſammenſetzungen das Wort Jungfrau nicht für

üblich und schicklich gehalten, obwohl er demselben sonst nicht gerade einen vornehmeren Anstrich beilegt. Mädchen kam erst später aus dem Niederdeutschen in Aufnahme, und wurde von Luther noch nicht gebraucht, der dafür Mägdlein hat. Dirne kann bei Luther auch eine Verheirathete bezeichnen, solange sie sich in einem gewissen jugendlichen Alter befindet, und drückt noch durchaus keine Geringschätzung mit dieser Benennung aus. Man sieht, die Frauen haben zu Luther's Zeiten eine schöne Mannigfaltigkeit der Bezeichnungen besessen, die ihnen heut fast gänzlich verloren gegangen. Mehrere damals übliche sind jetzt sogar anrüchig und unanständig geworden, und das äußerst zartsinnige und poetisch gebildete Wort Weibsbild, womit Luther das ganze Geschlecht benennt, ließe sich nicht so leicht wieder zu Ehren bringen. Statt des Bildes, unter dem Luther das Frauengeschlecht anschaulich und lieblich zusammenfaßte, hat man jetzt die allgemein gebräuchliche Zusammensetzung mit Zimmer, wodurch die Frauen zu einem bloßen Gemach, zu einem Frauenzimmer entarten, ein Wort, das allmählig durch eine unbegreifliche Ideenassociation für Weibsbild in Aufnahme gekommen. Zu Luther's Zeit kannte man dies Wort, das um jeden Preis wieder außer Um-

lauf gesetzt werden müßte, nicht anders als in dem Sinne eines wirklichen Frauengemachs, z. B. Buch Esther, 2, 13., wo Luther übersetzt: „Alsdann ging eine Dirne zum Könige; und welche sie wollte, mußte man ihr geben, die mit ihr vom Frauenzimmer zu des Königs Hause ging," und so an mehreren Stellen. Dagegen ist das Wort Dirne wenigstens der deutschen Balladenpoesie nicht ganz fremd geworden, obwohl es doch im Ganzen sein edles Gepräge eingebüßt.

Was Luther's Bibelsprache zu ihrer hohen Bedeutung und dem unabweislichen Einfluß auf das Volk gelangen ließ, ist am allermeisten der poetische Schöpfergeist, das dichtende Gemüth, welches in ihr waltet, und der deutschen Rede mit neuer Zeugungskraft sich bemächtigte. In Luther's Diction zerfielen zuerst die Schranken von Poesie und Prosa oder sie traten als eine in Geist und Formen verschmolzene Einheit auf, von der sich nicht mehr nachweisen läßt, wo die dichterischen und wo die prosaischen Elemente anfangen und aufhören. Nur eine dichterische Uebertragung konnte die Bibel zu einem deutschen Volksbuch machen, da immer nur das Poetische sich am innigsten mit der Nationalität durchdringt. So wurde diese an religiöser Begeisterung

entſponnene Einheit von Poeſie und Proſa zugleich die Grundlage der neuhochdeutſchen Geſammtſprache, die aus der Bibelſprache hervorging; und die ganze moderne Darſtellung der nachfolgenden Literatur, auf einen Nationalcanon von ſo univerſaler Bedeutung ſich zurückführend, läßt keine weſentliche Zerlegung in einen poetiſchen und proſaiſchen Sprachgebrauch mehr zu. Luther hatte ſich ein ſehr entſchiedenes Schönheitsideal der Sprachdarſtellung vorgezeichnet, dem er nicht nur in der Wortbildung, ſondern auch im Numerus und Tonfall ſeiner Sätze zu genügen ſtrebte. Bei allem hinreißenden Gefühl in ſeiner poetiſchen und rhythmiſchen Behandlung ſcheint er doch eines ſehr feinen und ſichern Taktes ſich bewußt geweſen, womit er immer ein die Proſa einfriedigendes, gehaltenes Zeitmaaß von dem wirklich metriſchen zu unterſcheiden verſtand. Nur zuweilen hat er darin geſchwankt und ſich verſähnlichen Bewegungen der Sätze, ja ſelbſt Reimen, die nicht für unabſichtlich gelten können, überlaſſen. Zwar muß man anſtehn, die Herameter, die man in Menge aus Luther's Bibel geſammelt hat, wo die meiſten der Art ſind, wie der berüchtigte in der Geneſis (XXVI. 8.) „daß Iſaac ſchertzet mit ſeinem Weibe Rebecca" für wirkliche Verſe zu halten, oder wann ſie es ſind, der

bestimmten Absicht Luther's beizumessen. Die Hexameter in der Bibelübersetzung hat Luther gewiß unbewußt hervorgebracht, mit Fleiß schon deshalb nicht, weil man zu seiner Zeit noch nicht daran dachte, dieses Versmaaß in deutscher Sprache zu produciren und erst später Fischart bekanntlich den ersten Hexameter an die Deutschen richtete. Der herametrische Gang ist jedoch der deutschen Sprache, wie der Tonwandlung der Prosa überhaupt, so angemessen, daß er sich überall ohne Mühe unwillkürlich entdecken läßt, und von jeher hat man, bei alten und modernen Autoren, die Spielerei getrieben, sie auf Hexametern ertappen zu wollen. Daß Luther zuweilen Reime in seine Darstellung aufnahm, läßt sich dagegen nicht läugnen. In dem Bestreben seiner Sprache, auch jeden malerischen und drastischen Effect auf das Gemüth hervorzubringen, ließ er sich dazu verführen, in dieser Weise auch auf das Ohr zu wirken. Es scheint uns eine Geschmacklosigkeit seiner Darstellung, aber man kann annehmen, daß er es zugleich im Sinne der patriarchalischen und altväterlichen Naivetät seiner Gemälde, namentlich im alten Testament, gethan. Das hervorstechendste Beispiel dieser Art befindet sich in der Geschichte der Susanna, wo auf die Aussage des einen Zeugen: „unter einer

Linden," Daniel antwortet: „O recht, der Engel des Herrn wird dich finden, dem andern Zeugen aber, der aussagt: „unter einer Eichen," erwiedert: „O recht, der Engel des Herrn wird Dich zeichen. Die Absichtlichkeit, hier einen Reimklang hervorzurufen, erhellt wenigstens daraus, daß Luther in seiner Uebersetzung zwei andere Bäume gewählt hat, als im Originaltext an dieser Stelle stehn, bloß um darauf reimen zu können*). In einigen neueren Ausgaben der Bibel sind aus philologischer Genauigkeit die von Luther fingirten Bäume gefällt und dafür die des Textes wieder eingepflanzt worden, wodurch man denn auch den Reim mit ausrodete.

Dies möchte hier hingehen, wenn man nur nicht fortführe, in diesen modernen Ausgaben aus philologischen Rücksichten, durch Einschiebsel und Correcturen aller Art, immer mehr an der eigenthümlichen rhythmischen Bewegung und Schönheit der Luther'schen Sprache zu zerstören. Daß sie, in ihrer Ueberlieferung von Jahrhundert zu Jahrhundert, von den sich fortgestaltenden grammatischen Formen moderne Rückwirkungen und Nüancirungen empfing, war nicht zu vermeiden und konnte unbeschadet ihrer noch

*) Vgl. Grotefend, a. a. O. S. 133.

dauernden Bedeutung als Grundstock der modernen Prosa geschehn. Aber ein universales Volksbuch, das wie eine alle Himmelszeichen durchwandelnde Sonne die Geschichte einer Nation auf ihren verschiedensten Bildungsstufen begleitet, muß mit volksthümlichem und poetischem Takt in seinen äußern Formen von Zeit zu Zeit abgeschliffen, aber nie nach der Mode umgekleidet werden. Der rhythmische Charakter der luther'schen Prosa bedarf aber einer besonders leisen und geschickten Berührung, weil er eine der Haupteigenthümlichkeiten ist, durch welche seine Bibelübersetzung von der klang- und melodielosen Steifheit der ihm vorangehenden sich unterschied. Das tonreiche Gefälle der luther'schen Bibelsprache, das sich an Ohr und Gemüth festheftet, trug ohne Zweifel sehr wesentlich dazu bei, ihr die volksthümliche Wirksamkeit zu verschaffen, deren seine Vorgänger entbehren mußten, weil ihre geleimte und geklebte Sprache von vorn herein jeden Anknüpfungspunkt mit dem Herzen des Volks verfehlte.

Dagegen muß man sich wundern, daß die moderne Prüderie und Pietisterei mit Luther's arglosser Bezeichnung des Natürlichen und Sinnlichen, die in der Bibel so unumwunden heraustritt, nicht schon in einen förmlichen Bruch gerathen. Die gesunde Züch-

tigkeit des luther'schen Gemüths war um so unbefangener in aller Benennung des Unzüchtigen, dem er keine grelle Farbe der Ausmalung zu ersparen gesonnen ist, obwohl man nicht sagen kann, daß er sich jemals einem wirklich ekelhaften Bild überläßt. Wie soll aber heutzutage, wo auch das Unanstößigste anstößig wird, seine schonungslose Naturkraft ertragen werden? Niemand möchte es indeß wagen, hier die Gränze oder Norm für eine der Gesinnung, der Stimmung und den Nerven des Jahrhunderts sich anschließende Modernisirung der Bibelsprache anzugeben, weil man sich in diesem Verhältniß lieber den Bruch nicht gesteht, wie er anderwärts zu Tage liegt. Diese Derbheiten der luther'schen Sprache benutzten schon die Katholiken seiner Zeit zum Stichblatt der Opposition. In einer Ausgabe von Emser's Uebersetzung des Neuen Testaments, die nichts als ein etwas umgeschriebener Abdruck der luther'schen war, heißt es in einer Nachschrift, man habe „vm der Jungfrawen vnd vnschuldigen Herzen willen, die frechen und ärgerlichen wörter (der sich Luther in seinem Testament viel gebraucht, vnd der Emser zu zeyten, vielleicht aus überheuffung der arbeyt oder beleſtigung seiner schwachheit vorsehen und also stehen lassen hat) in züchtigere wörter verandert vnd

zu zeiten vmschrieben." Diese vermeintliche Reinigung hat sich jedoch nur auf wenige Wörter erstreckt, als: Hurerei, Hure u. s. w., die man in Unkeuschheit, Bulin udgl. verändert findet.*)

In den eigenen Schriften Luther's, besonders in denen, wo ihn die Polemik seines Zeitalters fortriß, mischte sich bei weitem mehr Verletzendes ein, sowohl in der Decenz des Ausdruck's, als auch sonst in sprachlicher Hinsicht. Sie haben nicht das Gediegene, Durchbildete und Abgerundete seiner Bibelsprache, und verrathen oft, im wilden Drang des Augenblicks, die Heftigkeit seines Charakter's auch im Stil, der dann rohen, aus dem Klotz geschlagenenen Figuren gleicht. Selbst seinen Predigten fehlt nicht selten aller begeisterte Aufschwung, oder sie entarten in die bigotten Kanzelspielereien, die zu seiner Zeit Mode waren. So heißt es in seiner Predigt über die letzten Posaunen an einer Stelle: „So geht's zu zu Felde in der Heerschlacht. Wenn man die Schlacht anfehet, so bleset man die Posaunen oder Drometen, schlegt die Trommel vnd gehet daher die Taratantara. Man macht ein Feldgeschrey, Her, her, her, her. Der oberste Leutenant oder

*) Vgl. Grotefend a. a. O. S. 62.

Heübtmann vermahnet das Kriegsvolk, die Feinde ritterlich anzugreiffen, Hui, Hui, Hui, Hui. Und das Kriegsvolk ſchreyt zu, Friſch an ſie, Friſch an ſie, Friſch an ſie, Schlag Tod, Schlag Tod, Schlag Tod. — — Als Sodom vnd Gomorrah vnterging, da waren in einem Augenblick alle Einwoner der Stedte, Mann vnd Weib, Kind vnd Kegel tod vnd verſenkt in Abgrund der Höllen. Da war nicht Zeit Gelt zu zelen, noch mit der Metze herumb zu ſpringen, ſondern in einem Augenblick war alles, was lebet, tod vnd verſunken. Das war Gottes Poſaune vnd Dromet; da gings: Pummerle pump, Pliz, Plaz, Schmi, Schmir. — Das iſt nu vnſers Herrn Gottes Pauken, oder, wie es St. Paulus hie nennet, die Stimme des Erzengels vnd Poſaune Gottes. Denn wenn Gott donnert, ſo lautet's ſchier wie ein Pauken, Pommerle pump, vnd die Donnerſchläge ſcherzen nicht. — Das wird ſeyn das Feldgeſchrey vnd die Taratantare Gottes, daß der ganze Himmel vnd alle Luft wird gehn Kir, Kir, Pummerle pump."

Feiner und angemeſſener trifft Luther zuweilen dieſen ſcherzenden und ſpielenden Ton in ſeinen Briefen. So ſchreibt er an Salatin von den vor ſeinem Fenſter verſammelten Dolen und Krähen, auf

den Reichstag von Augsburg anſpielend: „Da iſt ein ſolch zu- und abreut, ein ſolch Geſchrey Tag und Nacht, als wären ſie alle trunken, voll und toll: da gekt jung und alt durcheinander, daß mich wundert, wie Stimme und Odem ſo lang währen können und möchte gerne wiſſen, ob auch ſolches Adels und reiſigen Zeuchs auch etliche noch bei euch wären. — Ich habe ihren Kaiſer noch nicht geſehen, aber ſonſt ſchweben und ſchwänzen der Adel und groſſen Hanſen immer vor unſern Augen, nicht faſt köſtlich gekleidet, ſondern einfältig in einerley Farbe alle gleich ſchwarz und alle gleich grauaugig, ſingen alle gleich einen Geſang, doch mit lieblichem Unterſchied der alten und der jungen, groſſen und kleinen. Sie achten auch nicht der groſſen Pallaſt und Saal, denn ihr Saal iſt gewölbet mit dem ſchönen weiten Himmel. Ihr Boden iſt eitel Feld, getäfelt mit hübſchen grünen Zweigen. So ſind die Wände ſo weit als der Welt Ende. Sie fragen auch nichts nach Roſſen und Harniſchen, ſie haben gefiederte Räder, damit ſie auch den Buchſen entfliehen und ihren Zorn entſitzen können.“

## V. Die deutſchen Mundarten.

Die Vereinheitlichung der deutſchen Mundarten in Luthers Bibelſprache wurde durch die Reformation, mit der ſie ſich verknüpfte, zu einer entſchiedenen geſchichtlichen Thatſache. Ein einzelner Dialekt konnte niemals wieder zur literariſchen Oberherrſchaft gelangen, und die verſchiedenen Entwickelungen, welche nun noch die deutſche Diction erlebte, mußten auf dem Grund und Boden des aus der Reformation hervorgegangenen Geſammtdialekts geſchehen. Die neuhochdeutſche Proſa Luther's wurde die eigentlich literariſche Sprache, die Mundart der deutſchen Literatur. Der bloß ſchriftliche Charakter unſerer Literatur mußte ſie eher dazu geneigt machen, ſie an ein einheitliches Organ des Ausdrucks hinzugeben, und der nationalen Beweglichkeit der Stämme, die ſich in der griechiſchen in bunter und bedeutſamer Mannichfaltigkeit erhalten konnte, keine Stätte mehr in ihrem Hauptlager zu gewähren. So lange es noch keine deutſche Literatur gab, ſondern eine Poeſie, die weſentlich im Volksleben wurzelte, konnte entweder ein einziger Dialekt, wie der oberdeutſche, zum allgemeingültigen Typus werden, oder auch bei Gelegenheit in dem Vielerlei der Stämme hier und

da zugleich ein dichterisches Blühen sich regen. Die neue Epoche der deutschen Geschichte legte sich vorzugsweise in das norddeutsche Lebenselement hinein, und wie früher das Oberdeutsche das Grundbeet der poetischen Sprache, so wurde das Niederdeutsche, wenn auch nicht in derselben Weise die einzige Grundlage, doch die hauptsächlichste Anknüpfung und Bildungsstätte der literarischen Sprache in Deutschland. In diesem Uebergang ist es eine bemerkenswerthe Erscheinung, daß die neuhochdeutsche Verschmelzung des Ober und Niederdeutschen zuerst eine Prosa hervorbrachte, die zugleich die dichterischen und prosaischen Elemente der Darstellung in einem verbundenen Guß aufzeigte.

Die einzelnen deutschen Stämme aber, wie sehr auch historische und intellectuelle Verschiedenheiten sie an diese Einzelung fesselten, gaben sich in ihrem Verhältniß zur Sprache der Literatur, die fortan als ein allgemeines Band alle umschlingen sollte, fast zu sehr mit ihrem ganzen Naturell auf, und traten sämmtlich, nur mit umgeschmolzenen Bestandtheilen, in diese allgemeine Schriftsprache über. Die charakterthümliche Trennung des deutschen Lebens bedurfte freilich immer dieser geistigen Vermittelung, um durch eine Sprache der Nationalliteratur die provinzielle

Existenz in einem Heimathsgefühl zu erhalten, aber es war für gewisse Gattungen des Stils und der Darstellung nicht vortheilhaft, daß alle literarische Anwendbarkeit der Dialekte mehr oder weniger damit verschwand. Anderen Sprachen, obwohl sie eine Hauptmundart gebildet haben, stehen noch die landschaftlichen Dialekte mit außerordentlichem Erfolg für die Production zu Gebot. Der beredte Lautwechsel der Mundarten in der Tragödie der alten Griechen gewinnt auch eine innerliche Bedeutsamkeit, und charakterisirt verschiedene Momente des Gefühls und der tragischen Erhebung. Eine ähnliche Vielgestaltigkeit des Ausdrucks läßt das indische Drama in seinen Nüancen des Sanscrit und Pracrit ertönen. Während die Helden und Hauptpersonen des Stückes das Sanscrit reden, ist für die Frauen der weichere und sanftere Dialect des Pracrit bestimmt, der so sehr für milde Empfindungen geeignet, daß zuweilen sogar die Klage der Helden in diese Mundart verfällt. In dem Lustspiel der Italiener reden ebenfalls die landschaftlichen Mundarten nicht selten durcheinander. Auch Shakspeare benutzt Dialekte und sprachliche Verschiedenheiten zu originellen Wirkungen.

Die deutschen Mundarten haben sich nur noch auf Volkstheatern oder in den Volksliedern, in be-

ſtimmter geographiſcher Vertheilung, lebendig erhalten, aber in der Mitte des neuhochdeutſchen Geſammtdialekts ſelbſt haben ſie keine individuelle Geltung erlangen können, in der Weiſe, daß ſie als wechſelnde Charakterformen des Stils nach Sinn und Gelegenheit einzuſtreuen wären. Und doch haben einige derſelben die beſtimmteſte Individualität, wie z. B. das Niederdeutſche, das für komiſche und witzige Darſtellungen in einem gewiſſen Genre äußerſt eigenthümliche Farben herzugeben vermag, in welchem Sinne es noch der Satiriker Laurenberg im ſiebzehnten Jahrhundert ſchlagend und in ächt volksthümlicher Art benutzte. Solche künſtliche Wiederbelebungen der Dialekte ſind ſpäter noch mehrmals mit Glück aufgetreten, wie in Hebel's allemanniſchen Gedichten, aber wie ſehr durch die Gewöhnung an eine literariſche Geſammtſprache die Deutſchen den Sinn verloren für die poetiſche Auffaſſung der Mundarten, für das Friſche, Blühende und Launige der landſchaftlichen Eigenthümlichkeit, geht daraus hervor, daß man neuerdings ſogar den Schwabenſtreich beging, dieſe allemanniſchen Gedichte wieder ins Neuhochdeutſche zu überſetzen. Ein durchgreifendes und gewaltſames Bemühen, die Einheit des neuhochdeutſchen Dialekts durch landſchaftliche Mannigfal-

tigkeit wieder zu unterbrechen, wie Einige den Plan gehabt, muß jedoch als widersinnig erscheinen, nachdem durch und seit Luther die neuhochdeutsche Combination der Mundarten die übrigbleibenden Bestandtheile der deutschen Dialekte gewissermaßen von dem mitlebenden Antheil an der Nationalcultur ausschloß, und sie in das Einzelleben der Gaue nach Willkür zerstieben ließ. —

An der Gränzscheide dieser Epoche, die durch Luther's Sprachschöpfung bezeichnet wird, ist auch noch das Unternehmen des Johannes Agricola, die Sprüchwörter der Deutschen zu sammeln, worin ihm Heinrich Bebel vorausgegangen war, für diese Betrachtung denkwürdig. Diese Sammlungen, deren erste im Jahre 1528, die zweite 1529 und die dritte 1548 erschienen, sind als ein aus der Mitte des Volkslebens herausgehobener Sprachschatz der deutschen Nation sehr wichtig. Man hat darin den in unmittelbarster Einheit mit der Sprache schaffenden Volksgeist vor sich. Agricola selbst handhabt in den Auslegungen dieser Sprüchwörter eine treffliche und körnige Prosa, und zeigt sich von Begeisterung für seine Absicht, ein Nationaldenkmal deutscher Sprache und Sitte hinzustellen, erfüllt. Seine Zueignung der ersten Sammlung, die er an den Kurfürsten Johann

Friedrich von Sachſen gerichtet hat, enthält für den damaligen Zuſtand der deutſchen Sprache einige intereſſante Aeußerungen. Es heißt unter Anderm: „Es bewegen mich (zur Bekanntmachung dieſer Sprüchwörter) fürnemlich zwo urſachen: die erſte, das, wer dieſe ſpruche haben wurde, der wurde die ganze deütſche Sprache haben, welche ſprach wir Deutſchen ſo gar für nichts achten, das ſie auch faſt gefallen iſt, vnd niemands, oder gar wenig leut ſind, die deütſch reden konnen. Alle Nation haben yhre zungen und ſprachen ynn regeln gefaſſet, auch ynn yhre Cronicken und Handelbücher verzeichnet, wo etwas ehrlichs und mandlichs handelt, oder etwas künſtlichs und etwas höfflichs iſt geredt worden von yhnen. Alleine wir Deütſchen ſind Deütſche, haben ſolchs vergeſſen, das unſer geringe geachtet, wie ehrlich es auch geweſen, und auff anderer Leütt und fremder Nation weſen ſitte und gebehrde gegaffet, gleich als hätten unſere alten nie nichts gehandelt geredt, geſezt und geordnet, das yhnen ehrlich, vnd ruhmlich nachzuſagen were, ſo doch, wie diſe Sprichworter aufweiſen, unſere Forfaren gar erbare, tapfere vnd weiſe Leütle geweſen ſind. — Die andere, ſyntemal gemeyniglich mit der Sprache auch die Sitten fallen, iſt zu beſorgen, der Dewtſchen

trewe vnd glauben, beſtand, wahrheit werden auch fallen: denn wir Deütſchen tragen nun forthin Welſche, Hiſpaniſch vnd Franzoſiſche Kleidung, haben Welſche Cardinal, Franzoſiſche und Spaniſche krankheiten, auch Welſche praktiken, derhalben hab ich gedacht, die weiſe Rede vnſer alten Deütſch an den tag zu geben, auff das doch etliche vnter vnſern Deutſchen gereizt werden, yhrer voreltern Fußſtapfen nachzuwandeln."

Agricola's Vorzüge als Proſaiſt ſind um ſo höher zu ſchätzen, da er zum Theil in einem Zeitpunkt ſchrieb, wo Luther noch nicht mit der höchſten Vollendung ſeiner Sprache vorleuchtete, ſondern erſt im Ringen danach begriffen war. Die Poeſie der luther'ſchen Schreibart, die begeiſterte Beherrſchung der Sprache erreichte freilich der didaktiſche Agricola nicht, aber ſeine Hinweiſung auf den volksthümlichen Kern der deutſchen Sprache und ſeine Anregung des Nationalſinnes für die Ausbildung derſelben waren verdienſtlich genug. Das Jahrhundert der Reformation war jedoch zu ſehr mit vielen gemiſchten Elementen verſetzt, die aufſtrebende Cultur war noch zu vorwaltend durch Philologie und gelehrten Schwereſtoff bedingt, als daß ſchon alle Ausſtrahlungen des intellectuellen Lebens eine

durchbildete nationale Ausdrucksform hätten finden können. Die gelehrten Sprachen behaupteten immer noch das größte Uebergewicht in allen Culturäußerungen der Deutschen. Agricola selbst, der Lobredner der deutschen Sprache, will sie am Ende keineswegs ausschließlich empfehlen, sondern sie soll Hand in Hand gehen mit dem Lateinischen, Griechischen, Hebräischen, damit die Erlernung der Muttersprachen und der fremden Sprachen sich gegenseitig erleichtern und fördern möchte. So sagt er in der zweiten Sammlung seiner Sprüchwörter: „Es ist ein großer erbermlicher Irrthum yetz und yn alle land kommen, also das man maint, man wölle andere Lewte kennen leren allain durch die Tewtschen sprach, vnd kompt layder darzu, das nyemand der Kunst achtet, dardurch man reden vnd leren lernt, Got hat zu dysen letzten Zeyten Tewtsch geredet und zuvor nie nicht. — Es ist die Bibel, das eddel Buch, auff dem plan vnd raine, Es sind darnebenn vil guter Bücher zu trösten vnd zu leren, von vilen Gotsfreünden geschryben, vnd ist also vil guts Lichts hie durch zu der heyligen Schrift kummen, das, wo Augustinus, der doch unter allen Lerern an Mittel der beste ist, yetzund aufstunde, so würde er sagen, Lieben Herren, wie habt yhr ein Licht, Ich will gern

weichen, vnd ewren Licht folgen, Got geb, daß wir seyn wol brauchen! Solches Licht sollt vns nun eine Raytzung sein, die sprachen deſter leichtlicher zu lernen, die die wiſſen müſſen, welche andere Leüte leren ſollen, denn das alte Teſtament iſt Hebräiſch geſchryben, vnd das neü Griechiſch, die Juden, die der sprachen verſtand haben, beckennen ſelbs, wie die Verdolmetſchung des alten Teſtaments auß dem Hebräiſchen, yhnen mehr helffe zu Moſes vnd anderer bücher verſtand, denn alle yhre Commentarii vnd gloſen, Warumch lernt man denn die ſprach nicht? Hebrea Lingua eſt Lingua Theologorum. Wer die ſchryfft handeln ſoll vnd leren, vnd kann ſich hie nicht behelfen, der trette ab, vnd befelch es dem ders beßer kann. Das newe Teſtament iſt alſo wol verdolmetſcht, daß es ye nicht beßer ſein künde, warumb lernet man denn griechiſch nicht? darzu eine ſolche brayte ban durch tewtſche Verdolmetſchung gemacht iſt." u. ſ. w.

## VI. Fernere Entwickelungen der neuhochdeutschen Sprache.

Während die Reformation das erbauliche, gemüthliche, wissenschaftliche und rednerische Element der deutschen Sprache in Bewegung setzte, blieb auch ihr speculativer Charakter nicht unberührt von dieser Zeit. Die merkwürdigen Schriften des Sebastian Franck, aus Donauwörth in Schwaben, (geboren 1500, gestorben 1545.) über dessen persönlichem Leben ein Dunkel liegt, bildeten die philosophische Diction aus und bereicherten sie mit Manchem, was ihr noch heut für die subtile Gedankenbezeichnung geblieben. Durch seine metaphysische Behandlung des Christenthums, mit dem er neuplatonische Ideen, besonders die Lehre von der Weltseele, zu verschmelzen suchte, verhielt er sich eigentlich in einem feindlichen Gegensatz zu den Reformatoren. Dies Bestreben brachte auch in seine Sprache eigenthümliche Combinationen, obwohl der Geist Tauler's, der unverkennbar auf ihn wirkte, auch darin seinen Einfluß auf ihn geübt hat.

Franck war ein gewandter und witziger Kopf, wie er in seinem sehr prägnant geschriebenen Commentar deutscher Sprüchwörter, die auch er gesammelt,

(Frankfurt a. M. 1541.) bewiesen, und sein feinsinniger Takt bemeisterte sich der deutschen Sprache besonders in der Auffindung neuer Wörter für abstracte Vorstellungen mit großem Glück. Wörter wie außdruck, gemainnützig, selbsständig, spizfindigkeit, aigenthumb, zeitlos, begirdlos, und viele ähnliche, wurden durch ihn zuerst in Umlauf gesetzt und seitdem durch keine treffenderen Bezeichnungen verdrängt. Auch durch geniale Wendungen des Stils zeichnet sich Sebastian Franck hin und wieder aus. Seine theologischen und philosophisch-mystischen Abhandlungen (Paradora oder zweyhundertachtzig Wunderreden aus heiliger Schrift. Ulm 1534. Daß Gott das einig Ein und höchstes Gut. 1543. u. a.) seine Uebersetzungen des Lobes der Narrheit von Erasmus von Rotterdam, der Eitelkeit menschlicher Künste von Corn. Agrippa, (das Theur und künstlich Buechlin Morie Encomion, ohne Jahr und Ort,) sind das Wichtigste, was für uns hieher gehört, doch hat auch seine Weltchronik oder Geschichtbibel, die von Anbeginn der Dinge bis zum Jahre 1591 fortgeführt ist, wie überhaupt seine wenn auch meist als Compilation zusammengetragenen Geschichtsbücher manche Verdienste der Darstellung, und der eigenthümlichen Betrachtung.

Lessing beschäftigte sich viel mit Franckens Schriften, auch ihres Inhalts wegen, und es wäre zu wünschen, daß neuerdings einige ausführlichere Auszüge in irgend einer Form von ihm gegeben würden. Hier können nur einige Proben seiner Diction Platz finden. In seiner Abhandlung „von dem Bam des Wissens Guotz und Böß," die als Anhang hinter seiner Uebersetzung des Erasmus steht, heißt es vom menschlichen Willen: „Hie erwig, was unser will kunst und wissen ist, damit wir so hoch daher fahren und brangen, ja für Gott zu kommen vermainen, so es doch nicht dann der laidig Todt ist, und ain frucht des verbotnen bawms. Wer ist itzt under allen Menschen, der diß wiß, der seinen willen, anmut*), und witz lerne verleugnen, außziehen, förchten, tödten, verkochen? Ja wol verkochen. Wir

*) Dies Wort ist an dieser Stelle in seiner ursprünglichen Bedeutung gebraucht, die es heut völlig abgeworfen hat. Anmuth heißt hier so viel wie Neigung, Alles, was Einem anmuthet, wozu man Muth und Lust verspürt, in welchem Sinne besonders das Adjectivum anmuthig früher allgemein gebraucht wurde. Vgl. Petersen, die Veränderungen und Epochen der deutschen Hauptsprache, S. 159, welcher bei dieser Gelegenheit die Abstammung des Wortes Anmuth von Muth gegen die widersinnige Behauptung Adelung's, Anmuth sei ungeschickt nach dem Lateinischen **amoenitas** gebildet, vertheidigt hat.

hayen und heben diß allein auff, wie sein goldt und das ewig leben, welches doch der ewig Tod ist."

Von der Verderbtheit der menschlichen Natur sagt Franck: „Nu aus diesem magstu leichtlich schliessen, was des natürlichen menschen witz, frumkait und kunst sei — freilich eittel todt, thorhait, sündt und gotsfeindschaft, weil alles flaisch im gegentail Gotes ligt und mit dem Teuffel laicht, ganz seiner art, wesens, willens und geburt, ja sein blut und flaisch, das sie nicht dann wie sein vatter Gotes feindt ist, nichts götlichs verstehen kan, alles sein wil on got, ja sein selbs got sein und alles sich annimpt, das gotes ist, wie Adam und Lucifer ir Vater. Diß sind eittel frücht des verbotnen baums. Der Christ aber ist aus Gott geboren, eitel gaist und leben, ganz götlicher art und nicht dann ein geschürr und außdruck gottes, ja nichts dann ein sichtbarer leiblicher gott, der mit gott veraint, aller ding seiner art ist, leibgirig, gemainnützig on alles annemen, wie got frei, stark, on aigenthumb" u. s. w.

An einem andern Orte entwickelt Franck den methaphysischen Begriff der Natur: „Die Natur ist nichts dann die eingepflanzt kraft aines jeden dings von Gott, beide zu wirken und zu leiden. Als die Natur des Feurs ist warm machen oder hitzen. Nun

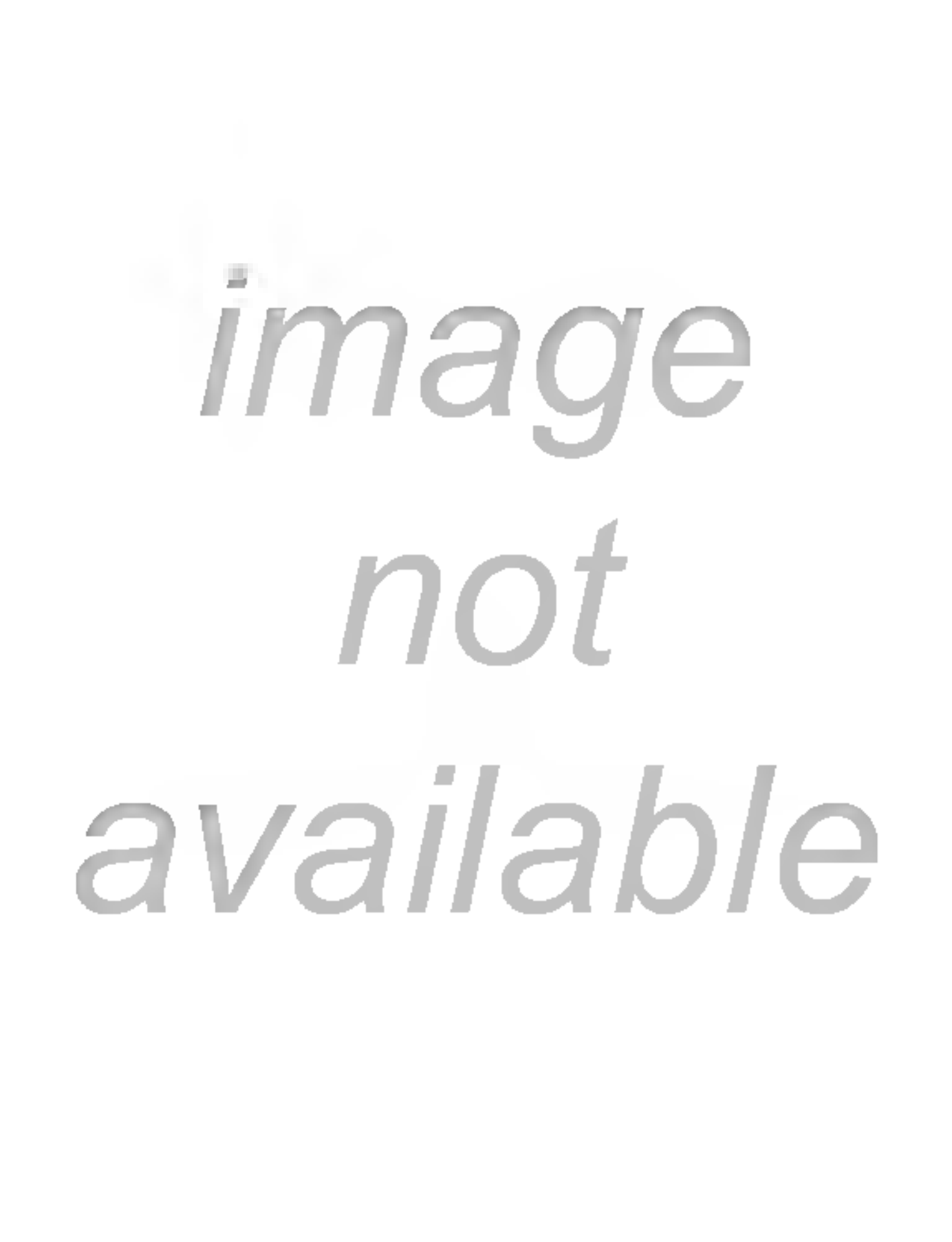


image
not
available

barbarischen Formen verhüllen sollte. So sind auch aus dieser Zeit die Bestrebungen Goswin Wasserleiter's merkwürdig, der sich bemühte, in seiner Logica oder Vernunftkunst, die im Jahr 1590 in Erfurt erschien, die Bezeichnung logischer und abstracter Begriffe durchgängig mit deutschen Wörtern zu geben. Schon früher hatte Albrecht Dürer in seinen mathematisch kunsttheoretischen Schriften strenge wissenschaftliche Vorstellungen in einem gediegenen, reinen und klaren Deutsch behandelt, und eine eigenthümliche Diction deutscher Künstlersprache geschaffen, für die auch die erste Uebersetzung des Vitruv von Styff nicht unerheblich mitwirkte. Dahin gehört auch die Weltbeschreibung („Cosmographia") des Sebastian Münster (1543. 1550.) die als ein sehr gelesenes Volksbuch wissenschaftliche Dinge in deutscher Rede geschickt verbreitete. Nicht minder sind der Schweizerischen Chronisten und Schriftsteller, Petermann Etterlin (Kronika von der löblichen Eydtgnoschaft. Basel 1507.) Aegidius Tschudi (sein Chronicon Helveticum und „die uralt warhaftig Alpisch Rhetia," Basel, 1538.) als bedeutende Versuche einer gebildeteren Geschichtschreibung hier zu nennen.

Eine sehr wichtige und originelle Sprachquelle

des sechszehnten Jahrhunderts ist aber noch zu erwähnen übrig. Dies ist jener echt deutsche Schimpf und Scherz, jene burleske Gemüthlichkeit und possenhafte Altklugheit, jener goldene Muthwillen einer sich Alles erlaubenden Laune, die in diesem Jahrhundert lebendig aus dem Herzen des deutschen Volkes sprudelten, und, bei sonstiger Sitte und Zucht eines strengeingefriedigten Familienlebens, arglos auch an die äußersten Einfälle in Rede und Schrift sich hingaben. Hier grub der Stachel des Humors erst das fruchtbarste und eigenste Erdreich der deutschen Sprache auf. Die ganze Stimmung der Reformationszeit, welche namentlich das Mönchswesen an die Satire auslieferte, mochte die geeignete Atmosphäre sein, um auch den buntscheckigsten Uebermuth der deutschen Diction entsprießen zu lassen. Einen patriarchalischen Cynismus könnte man die humoristische Richtung dieses Jahrhunderts am besten nennen, denn selbst die spielerischen Unflätigkeiten, welche die Sprache dabei ausgebrütet hat, bleiben immer noch durch ein gewisses anmuthiges Band an die altväterische Treuherzigkeit gefesselt. Der wahre Volkstribun und Repräsentant dieses altdeutschen Spaßes ist Johann Fischart, der Mentzer genannt, der unter verschiedenen Namen die zahlreichen Geschöpfe

seines zügellosen Genius in die Welt schickte.*) Die bunte Narrentracht, in welche er die deutsche Sprache steckte, war zugleich die sinnreichste Narrenweisheit, die jemals in ihren Tönen laut geworden. An Keckheit und productiver Laune, die selbst mit der Grammatik der Sprache groteske, aber bewundernswürdige Sprünge vornahm, giebt es keine ähnliche Erscheinung vor und nach Fischart in der deutschen Literatur. Bei aller gränzenlosen Ausgelassenheit seines Humors, der ihn mänadenhaft fortreißen konnte, scheint er doch ein feines und schöpferisches Bewußtsein gehabt zu haben über die Sprache, in der er seine burleske Laune ergoß. Seine Diction gleicht einer Redoute, auf der er seine Gedanken in zahllosen Wörtercostümen, in den verwegensten und frechsten Masken des Ausdrucks, in allen nur erdenklichen Bizarrerieen der Sprache, zum Tanze führt. Mit tobendem Geschrei schlingen und wirren sich diese Gruppen durcheinander, sie erschöpfen sich in kühnen Wendungen und Ausgeburten der wilden Phantasie, alle Instrumente werden aufgeboten zu

*) Vgl. Flögel, Geschichte der komischen Literatur, Bd. III. S. 330. fg. wo auch die ersten vollständigen Nachrichten über Fischart's Schriften und Zusammenstellungen über seine unsichern Lebensumstände gegeben werden.

einem unerhörten Lärmen, geſichterſchneidende Frazzen und Larven ſteigen geſpenſterhaft aus der Erde, Hexenflämmchen und Irrlichter leuchten höhnend auf. Aber der Meiſter dieſes tollen Faſchings ſcheint beſonnen geblieben, oder er erluſtigt ſich ſelbſt dabei wie ein Kind, das harmlos und unwiſſend mit den Nachtkobolden tändelt.

Fiſchart war ohne Zweifel ein großer Sprachkünſtler, der bedeutendſte und productivſte neben und nach Luther, der die deutſche Proſa, welche dieſer auf den reformirten Dialekten auferbaut hatte, in das tauſendfarbig erſchimmernde Gewand des Nationalhumors kleidete. Sein Reichthum an Wörtern und Wendungen, an geiſtreichen Zuſammenſetzungen und neugebildeten Bezeichnungen, an Ausdrücken, die er ſich nach der Phantaſie geſchaffen und aus dem Urquell einer originellen Anſchauung heraufgeſchöpft hat, wäre noch bei weitem höher und gewinnbringender anzuſchlagen, als der luther'ſche Sprachſchatz, wenn nicht meiſtentheils das Gepräge Fiſchart's zu ſubjectiv oder mit zu vielem Unflat des Zeitgeſchmakkes behangen erſchiene, um in den allgemeinen Umlauf der Diction überzugehen. Den höchſten Taumel ſeiner phantaſtiſchen, witzſprühenden, cyniſch muthwilligen, gemüthlich frohherzigen, in Harlekinaden

ophiloſphirenden, mit ſeiner Menſchenkenntniß ſpottenden, wie Trompetenjubel ſchmetternden Sprache, kann man in ſeiner Ueberſetzung oder vielmehr freien Nachphantaſirung des ihm wahlverwandten Rabelais belauſchen. Wir laſſen den Titel derſelben, der faſt auf allen Ausgaben verſchieden lautet, nach der vom Jahr 1617, die hier vor uns liegt und mit mehreren wunderlichen Holzſchnitten verziert iſt, folgen: „Affentheurliche Naupengeheurliche Geſchichtklitterung: von Thaten und Rahten der vor kurtzen, langen und jeweilen vollen, wol beſchreyten Helden und Herrn: Grandgoſchier, Gorgellantua und des Eyreldürſtlichen, Durchdurſtleuchtigen Fürſten Pantagruel von Durſtwelten, Königen in Utopien, jeder Welt Nullatenenten und Nienen Reich, Soldan der neuen Kannarien, Fäumlappen, Diopſoder, Durſtling und Oudißen Inſuln: auch Großfürſten im Finſterſtall und Nubel Niebel Nebelland: Erbvogt auf Nichilburg, und Niederherren zu Nullibingen, Nullenſtein und Nirgendheim. Etwan von M. Frantz Rabelais frantzöſiſch entworfen: Nun aber überſchröcklich luſtig in einen Teutſchen Model vergoßen, und ungefehrlich obenhin, wie man den Grindigen laußt, in unſer Mutterlallen über oder drunder geſetzt. Auch zu dieſen Truck wieder auf den Amboß gebracht,

und dermaßen mit Pantadurſtigen Mythologien oder Geheimnußdeutungen verpoßelt, verſchmidt und verdängelt, daß nichts ohn das Eiſen Niſi dran mangelt. Durch Huldrich Ellopoſcleron." Darunter: Si laxes, erepit: Si premas, erumpit. Zu Luck entkrichts: Eim Truck entziechts." Unter der Holzſchnitt-Vignette: „Im Fiſchen, gilt's Miſchen. Gedruckt zu Grenflug im Gänſereich. 1617."

Eine Stelle aus dieſem Buche hier auszuwählen, iſt eine eigenthümliche Verlegenheit, nicht für mich, ſondern für die heutigen Leſer. Ganz unverändert kann kaum eine Seite daraus an dieſem Ort wiederabgedruckt werden, weshalb nur eine möglichſt decente Blumenleſe aus dem fünften Capitel, das von Grandgoſchier's Verheirathung handelt, und von Fiſchart ſelbſtändig herrührt, die Diction dieſes deutſchen Ariſtophanes charakteriſiren mag: —" warum ſolt anders das holdſelig weibliche Geſchlecht alſo anmutig, zuthätig, kützlich, armfähig, bruſtlindig, anbiegig, ſanftliegig, mundſüßig, liebänglich, einſchwätzig, mild, nett, glat wie Marmelſtein, ſchön und zart erſchaffen ſein, wo nit wären, die ſich darinn erluſtigten? Was ſolt der Roſengeruch', wo nit wären, die ſie zur Quickung abbrechen? Was ſolt der gute Wein, wenn keine wären, die ihn zechten? Was

wär der Thurnierring, wenn nit die Hofleut darnach stechen? — Derhalben führe mein Grandgauch hiher ein Haußschwalm heim, die ihm eine Gesellin sei in der Noth, seines Herzens ein Seßel, seim Leib ein Küßen und Ellenbogensteuerin, seines Unmuths ein Geig, sein Ofenstütz, das ander Bein am Stul — die sein Sparhäflin sei, sein Feuer im Winter, das mit gesotens und gebratens umgeben ist, sein Schatten im Sommer, seine Mitzecherin — — Ist er grimmig, ist sie külsinnig, ist er ungestümmig, ist sie stillstimmig, ist er stillgrimmig, ist sie troststimmig, ist er wütig, so ist sie gütig: Er ist die Sonn, sie ist der Mon; sie ist die Nacht, er hat Tags Macht — wenn der Unwillen im Hafen zu viel will sieden, brüteln und grollen, so hebt sie den Deckel ab, schaft ihm Luft, giebt ihm ein lindes Erbsen-Brülein ein — Er wird ihr Abgott sein, das Bett ihr Altar, dabei man die Schuh stellt, darauf alle Versühnung geschicht. — Als wenn der lieben Ehgespiel etwan einmal ihr nachtspeisiger-Haußtrost, Haußsonn, Haußhahn, Ehegespan aus den Augen kommt, und über Feld ziehet, o wie sorgfältig geleitet ihn die Andromache für die Thür, als sollt ihr Hector mit dem Achille einen Kampf antreten. Kommt er alsdann wieder, da ist Freud in allen Gassen, da darf sie

sich wohl verköstigen, und wie die Nörnbergischen Weiber ein Creutzer zum Botenbrodt verschenken, und für einen Plappert Zwibelfisch kaufen zu dreien Trachten, da ruffet sie den Nachbauern, freuet euch mit mir, dann mein Groschen ist gefunden, meine Sau ist wiederkommen, da rüst man, da verdüst man, da streut man dem Palmesel Zweig under, da macht man die Thor weit, daß der Hauß König einreit, lauft ihm mit zugethanen Armen entgegen, die Töchterlin sitzen ihm auf dem Arm, wie die Meerkätzlin, die Söhnlin henken am Rock, wie die Aefflein, und ruffen alle Brodt, Brodt." — —

Dies war ein ächt nationaler Humor, dem Fischarts Genie Sprache gegeben. An solcher Satire erlustigten sich unsere Altvordern, so tändelten, lachten, scherzten und wortspielten sie. In der Fülle und sinnreichen Gefügigkeit der Wortspiele, wie sie bei Fischart sich finden, möchte keine andre Sprache mit der deutschen einen Wettstreit unternehmen können, wie abenteuerlich und kindisch auch oft Fischarts Laune mit seinen tausendfach durcheinandergehetzten Wörtern davonläuft. Nur gewisse humoristische Figuren Shakespear's haben einen ähnlichen Fluß unerschöpflicher Stichwörter im Munde, zu deren deutscher Wiedergebung man schon frühe in

Fiſcharts Diction eine Grundlage gehabt hätte. Wie abſichtlich aber Fiſchart für den Ruhm und die Fortbildung der deutſchen Sprache bemüht war, geht auch aus ſeinem Verſuch hervor, deutſche Herameter und Pentameter einzuführen, wie er deren in ſeinem Rabelais, zu Ende des zweiten Capitels, eingeſtreut hat, und zwar in gereimten Diſtichen. Wie er ſelbſt ſagt, ſo hat er deshalb dieſe Sylbenmaaße verſucht: „dieweil daraus die Künſtlichkeit der teutſchen Sprache in allerhand Carmina beſcheint: und wie ſie nun nach Anſtellung des Herametri, oder ſechsmäßiger Sylbenſtimmung, und ſiebenmäßigen Sechsſchlag, weder den Griechen noch Latinen (die das Muoß allein eſſen wollten) forthin weiche.“ „Wenn ſie ſchon nicht, fährt er fort, die Proſodie oder Stimmmäßigung alſo abergläubig wie bey ihnen halten, ſo iſt es erſt billig, denn wie ſie ihr Sprach nicht erſt von andern haben, alſo wollen ſie auch nit nach andern traben: eine jede Sprach hat ihre ſondere angeartete Tönung, und ſoll auch bleiben bey derſelben Angewöhnung.“ — Auch das „Rollwagenbüchlein von Georg Wickram, der in der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts Stadtſchreiber zu Burckhaim war, „ein neues, vor unerhörts Buechlin, darin vil guoter ſchwenck und Hiſtorien begriffen werden, ſo man in

ſchiffen und auf den rollwagen, desgleichen in ſcher-heuſern und badſtuben, zur langweiligen zeiten er-zellen mag" iſt als charakteriſtiſch für dieſe Zeit des deutſchen Spaßes anzuführen.

Die Sprache des Reformations-Zeitalters ſtellt die Entwickelung der deutſchen Proſa in Luther, Sebaſtian Franck und Fiſchart nach drei ver-ſchiedenen wichtigen Richtungen dar. Durch die Re-formation hatte die Sprache eine neue Beziehung zum Nationalleben gewonnen. Die Skepſis, welche das ganze Daſein umſpann, und alle Gegenſtände des Meinens und Glaubens in Frage ſtellte, mußte auch in Ausdruck und Darſtellung eine beſondere Subtilität und Feinheit der Nüancirung erwecken. Die Glaubensſtreitigkeiten, die theologiſche Polemik, die Gegenüberſtellung der verſchiedenen Lehrſätze ſchärf-ten die Fähigkeit, den Gedanken zu entwickeln und in der Sprache hinundherzuwenden. Auf den Aus-druck kam mehr als jemals an, und die möglichſt prägnante Feſtſtellung der Meinung bedurfte aller feinſinnigen Motive der proſaiſchen Satzbildung. Die Sprache zeigt ſich von zwei Seiten geſchäftig, dieſe leichte, beſtimmte und ſchlagende Bewegung der Proſa, eindringlich für das wirkliche Leben, hervorzubringen, einmal durch die Zuſammenſetzung und Wörterdop-

pelung, wodurch paraphraſirende Umſchreibungen durch ein einziges ſchöngebildetes Wort erſpart werden, z. B. großherzig, Halsherrſcher (für Tyrann), anäugeln, anſeufzen, erwuchern, erjagen, Springinsfeld, Streugütlein (für Verſchwender) u. dgl.; und dann durch Abſchleifung und Verſchmelzung aller rauhen und provinziellen Laute, um die gewonnene Einheit der Dialekte auch zur Schönheit werden zu laſſen. Das Bewußtſein über die Sprache, das erſt im Zeitalter der Proſa beginnt, zeigte ſich auch in ihrer grammatiſchen und lexicaliſchen Behandlung, die ihr in dieſem Jarhundert durch Valentin Ickelſamer, Laurentius Albertus, Albrecht Oelinger, Fabian Frangk, Georg Heniſch, Hans Fabricius und einige Andere zu Theil wurde. Die proſaiſche Tonart des Zeitalters, in der die deutſche Sprache ihre Wiedergeburt ausdrückte, haftete auch den Gebilden der Metrik an. Rudolf Weckherlin zählte nur die Sylben in ſeinen Alexandrinern, er gab den Verſe den geiſtigen Accent der Proſa, und bekümmerte ſich nicht um die Anforderungen der Quantität. —

## VII. Die Sprachbildung des siebzehnten Jahrhunderts.

Die Cultur hat in Deutschland immer die merkwürdigsten Schwankungen erlebt. Wenn sie sich bis zu einem gewissen Punkt entfaltet, von wo sie beglückend und vollkommen machend das ganze Volksleben durchdringen könnte, hält sie entweder inne, wie von jener augenblicklich hervorbrechenden Trägheit des Nationaltemperaments gebannt, oder sie bricht auf längere Zeit ab, und gerade in einem Moment, der die Ernte vorangegangener heißer Bestrebungen zu versprechen schien. Andere fremde Einflüsse treten verkümmernd und vernichtend zwischen das Ideal und die Erfüllung. Dieses periodische Auf- und Niedersteigen zwischen Erhebung und Verfall bezeichnet keines Volkes Geschichte so sehr, als die deutsche. Nach großen Grundsteinlegungen steht sie zaudernd halbe Jarhunderte still, und scheint ihre Entwürfe wieder verwittern, ihre Baustätten mit Unkraut überwuchern zu lassen. Dann aber, wo man ein anderes Volk längst als untergegangen in das Geschichtsbuch eingetragen hätte, streckt der Deutsche plötzlich wieder aus demoralisirten Zuständen eine lebendig gestaltende Hand heraus. Er ergreift

ſein Leben mit erneuter Kraft und Hoffnung, ſchüttelt die großen Keime der Vergangenheit durcheinander, arbeitet, combinirt und rechnet von neuem mit ſeinem Schickſal, und ſieht aus wie Einer, der entſchloſſen iſt zu ernten.

Das ſiebzehnte Jahrhundert trat den im vorigen angeſetzten Kern der deutſchen Bildung wieder zurück und verſchüttete namentlich in Sprache und Darſtellung die Spuren der großen Geiſter, die darin epochemachend vorangingen. Die unglücklichen Verhältniſſe und Ereigniſſe dieſes Zeitalters brachten eine barocke Miſchung von Lebenselementen hervor, die oft der Barbarei gleichkam und als ſolche verheerend wirkte. Das wüſte Völkergetümmel des dreißigjährigen Krieges überdeckte den deutſchen Boden mit einer babyloniſchen Verwirrung fremder Sprachen und Sitten, die den Nationalſinn der Deutſchen zu verwirren und auszuſaugen ſuchten. Die heimathliche Rede verſtummte wieder in den höher gebildeten Lebenskreiſen, und auch als Organ der Wiſſenſchaft und Speculation, die in einzelnen Köpfen weiterarbeitete, wurde ſie verſtoßen. Nur einige Lieblinge der deutſchen Muſe im grünen Schleſien pflanzten ſtillſingend den Heimathlaut weiter und trugen ihn in ihren Liedern zu beſſeren Zeiten hinüber.

Deutſchland im Ganzen aber war zerbrochen, entvölkert, an fremde Beſtandtheile preisgegeben, und darum mußte ihm auch die Einheit ſeines Nationalausdrucks wieder verloren gehen. „Im Jahrhundert der Reformation — ſagt Leibnitz in ſeinen Unvorgreifflichen Gedanken — redete man ziemlich rein Deutſch; außer weniger italieniſcher, zum Theil auch ſpaniſcher Worte, ſo vermittelſt des kaiſerlichen Hofes und einiger fremden Bedienten zuletzt eingeſchlichen. Allein wie der dreißigjährige Krieg überhand genohmen, da iſt Deutſchland von fremden und einheimiſchen Völkern wie mit einer Waſſerfluth überſchwemmt worden und nicht weniger unſere Sprache als unſer Gut in die Rappuſe gegangen; und ſieht man, wie die Reichsacta ſolcher Zeit mit Worten angefüllt ſind, deren ſich freilich unſere Vorfahren geſchämt haben würden. Nach dem Münſterſchen und Pyrenäiſchen Frieden hat ſowol die Franzöſiſche Macht als Sprache bey uns überhand genohmen. Man hat Frankreich gleichſam zum Muſter aller Zierlichkeit aufgeworffen, und unſere junge Leute, auch wohl junge Herren ſelbſt, ſo ihre eigene Heimat nicht gekennet, und deswegen alles bei den Franzoſen bewundert, haben ihr Vaterland nicht nur bei den Fremden in Verachtung geſetzet, ſondern auch

selbst verachten helffen, und einen Eckel der deutschen Sprach- und Sitten aus Ohnerfahrenheit angenommen, der auch an ihnen bei zuwachsenden Jahren und Verstand behenken blieben; und weil die meisten dieser jungen Leute hernach, wo nicht durch gute Gaben, so bei einigen nicht gefehlet, doch wegen ihrer Herkunft und Reichthums oder durch andere Gelegenheiten zu Ansehen und fürnehmen Aemtern gelangt, haben solch Franz-Gesinnte viele Jahre über Deutschland regieret und solches fast, wo nicht der französischen Herrschaft, doch der französischen Mode und Sprache unterwürfig gemacht."— „Anjezo scheinet es, daß bei uns übel ärger worden, und hat der Mischmasch abscheulich überhand genommen, also daß die Prediger auff der Canzel, der Sachwalter auff der Canzley, der Bürgersmann im Schreiben und Reden, mit erbärmlichem Frantzösischen sein Deutsches verderbt; mithin es fast das Ansehn gewinnen will, wann man so fortfahret und nichts dagegen thut, es werde Deutsch in Deutschland selbst nicht weniger verlohren gehen, als das Engelsächsische in Engeland." —

Ein solches Gemälde der Sprachverwirrung seiner Zeit entwarf Leibnitz, das größte Genie dieses Jahrhunderts. Er selbst stand freilich mitten in die-

ſen Einflüſſen, ohne ſie zu bezwingen, oder ſein Talent für die Behandlung der deutſchen Sprache, die er in ſeinen Unvorgreiflichen Gedanken und einigen andern deutſch geſchriebenen Abhandlungen, mit ſo bedeutender Kraft und Energie handhabte, in ſeinen eigenſten Geiſteswerken auszuüben. Denn ſeine Klagen, daß die deutſche Diction der metaphyſiſchen Bezeichnung entbehre, muß man für ungegründet halten, ſowohl der großen Beiſpiele wegen, die uns in den früheren Abſchnitten vorgekommen, als wegen der eigenen Gewandtheit, die Leibnitz in ſeiner Abhandlung über die Verbeſſerung der deutſchen Sprache an den Tag legte, philoſophiſche Kunſtausdrücke deutſch zu geben. Die Herausgabe der deutſchen Schriften Leibnitzens durch G. E. Guhrauer (Berlin, 1838, zwei Bände) hat den großen Philoſophen auch auf dieſem Gebiet reichhaltiger und vielſeitiger gezeigt, als man lange annehmen wollte, doch darf bei einigen der dort mitgetheilten philoſophiſchen Aufſätze in deutſcher Sprache die Autorſchaft Leibnitzens wohl noch bezweifelt werden, namentlich aber bei der Abhandlung „von der wahren Theologia mystica."

Die Urſachen, welche die Nationalität der Sprache untergruben, lagen in der Zeit, und nicht in der Sprache, und waren nöthigend genug, um ſelbſt die

Offenbarungen der Ideenwelt, die aus dem ächt deutschthümlichen Genius eines Leibnitz hervorgingen, in fremdes Gewand zu hüllen. Die schroffe Trennung der Stände ließ kein gemeinsames geistiges Band, auch nicht das der Sprache, in Deutschland mehr zu. Die Sprache wurde gewissermaßen etwas Zünftiges. Wie jeder Stand seine Vorrechte, seine Privilegien hatte, so schien er auch ein besonderes Organ des Ausdrucks für sich in Anspruch zu nehmen, das ihm vor den übrigen eigenthümlich war. Die Aristokratie sprach französisch, vornehmlich seit dem westphälischen Frieden, und das weltgebildete Idiom der Franzosen durchdrang, von den Höfen und Cabinetten kommend, immer ausschließender die höheren Klassen der deutschen Gesellschaft. Dagegen ertönte aus den Studirstuben und Werkstellen der Gelehrten die altklassische Latinität, deren die wissenschaftliche Grandezza zu ihrem vollständigen Costüm, und um ihre Würde zu bewahren, nicht mehr entbehren durfte. Das Latein war ebenso ein vornehmes und privilegirtes Organ für die Wissenschaft, als das Französische für die Gesellschaft. Selbst bei einigen deutschen Dichtern, wie Jacob Balde, verschwisterte sich die heimathliche Poesie mit der Sprache der Gelehrsamkeit zu einem wahren Seelenbunde,

und wenn man die Begeisterung und den Gedankenschwung sieht, womit dieser geniale Jesuit seine lateinischen Poesieen dichtete, so muß man erstaunen über die Nüchternheit und lächerliche Armseligkeit, der er sich in seinen deutschen Gedichten, z. B. in dem aus lateinischen und deutschen Versen gemischten de vanitate mundi, überlassen konnte.

Fragt man, in welchen Winkel des Nationallebens zu dieser Zeit das Deutsche zurückgedrängt war, so hört man es in dem ehrsamen Munde des Bürger- und Handwerkerstandes treuherzig weiterreden. In dieser praktischen Region blieb der Kern der deutschen Sprache einstweilen aufbewahrt, und bildete sich tüchtig für die Anschauung des bürgerlichen und gewerblichen Lebens, welche Eigenschaften ihr bekanntlich Leibnitz am meisten nachzurühmen wußte. So verharrten freilich die deutschen Stände auf drei unterschiedenen Bildungsstufen einander gegenüber, und schon durch das Mittel der Sprache war der eine verhindert, von dem andern zu gewinnen, oder mit dem Eigensten, was er auf seinem Boden erzeugte, in das Allgemeine einzulaufen. Diese isolirte Stellung brachte auf der andern Seite auch wieder bizarre Vermischungen hervor. Im Umgangsleben schlugen die verschiedenen

Sprachlaute eines und deſſelben Volkes oft höchſt abenteuerlich aneinander. Der ganz einlatiniſirte Gelehrte des ſiebzehnten Jahrhunderts, wenn er die Folianten auf ſeinem Pult verließ und in das gewöhnliche Leben hinaustrat, konnte nicht leicht drei Worte hintereinander reden, ohne ein lateiniſches darunterzumengen, und da er ſelten Weltmann genug war, um des Franzöſiſchen mächtig zu ſein, ſo brachte er in ſeinem Kreiſe ein verdorbenes latiniſirtes Deutſch in Umlauf, das ſelbſt die Frauen in den deutſchen Gelehrtenfamilien anſteckte, und ſo auch den geſelligen weiblichen Einfluß auf die Mutterſprache auf dieſer Seite verdarb. Dagegen war der Bürger, wenn er über ſeinen Stand hinaus gebildet und vornehm erſcheinen wollte, thöricht genug, ſich in ſeiner Umgangsſprache mit franzöſiſchen Brocken zu ſchmücken, die er ſich lappenweiſe, wie er ſie gerade erhaſcht hatte, anheftete. So kam von dieſer Seite ein franzöſirtes Deutſch in den Redeverkehr, das die Geſchmackloſigkeit des Zeitalters ebenſo widerwärtig abſpiegelte. Die Sprache des Adels gewann daher ſchon durch ihr einheitliches und beſtimmtes Element den Anſchein höherer Bildung und edleren Geſchmacks für ſich, und wie es in dieſem Stande der Fall iſt, daß die Befriedigung in

der Form das Interesse des Inhalts an Wichtigkeit überbietet, so that man sich mit der erborgten Gewandtheit und Eleganz des Ausdrucks ein Genüge, ohne die innere Nationalzersplitterung dabei zu empfinden.

Hervorragend und einzig ist die Mittelstellung Leibnitzens in den Verhältnissen dieses Jahrhunderts. Als Weltmann war er der Sprache der höheren Stände mächtig, als Gelehrter beherrschte er die klassischen Formen, als Patriot schrieb er für die heimatliche Pflege und Ausbildung der Muttersprache. Er gab der Wissenschaft zuerst eine Stellung zur großen Welt, zum Adel und zu den Höfen, indem er die Werke seiner Philosophie und Forschung nicht bloß lateinisch reden ließ, sondern auch durch die französische Sprache jenen Kreisen der Gesellschaft annäherte. So zeigt er sich, wie jedes Genie, beherrscht und beherrschend, befangen und vermittelnd zugleich in den Einflüssen seiner Zeit, und stellt eben dadurch die ganze Eigenheit ihrer Richtungen unter dem höchsten Gesichtspunkt an sich dar.

Die Sprachmengerei führte der deutschen Sprache zwar manche neue und prägnante Wortgebilde zu, deren sie noch heut sich nicht entschlagen kann, aber das Verderben, welches namentlich die Französirung unseres Idioms anrichtete, ist größer anzuschlagen,

als die Bereicherung, die ihm dabei widerfuhr. Die deutſchen Endungen, ſtatt kräftiger und gewichtiger um die Wurzel herum auszuſchlagen, ſchwemmten ſich unter dieſen Einflüſſen immer mehr ab, und verhallten in die ſtumme Auslautung der franzöſiſchen Sylben. Das deutſche Wort wurde erſtickt unter dem franzöſiſchen Schwall obligater Redensarten, und ſelbſt der Periodenbau ſtutzte ſich mit galliſcher Spitzzüngigkeit zu.

Wie aber dieſe Sprachmengerei ſelbſt die Noten zu einer myſtiſchen Speculation abgeben konnte, zeigt die philoſophiſche Proſa Jacob Böhme's, des wunderlichen philosophus teutonicus, der noch zum Theil in das ſechzehnte Jahrhundert fällt, aber auch die Kennzeichen des ſiebzehnten, in das er hineinlebte, an ſich trägt. Daß Jacob Böhme ein Schuſter war, erſcheint ebenſo einflußreich für ſeine Philoſophie und deren Sprache, als für Leibnitz, daß er ein Weltmann war. Als Schuſter ſchrieb Jacob Böhme Deutſch, die Sprache der Demokratie, aber er konnte ſich zugleich nicht enthalten, in ſeinen Gedankenoffenbarungen nach der Sprache der Gelehrten und Weltleute da draußen zu hören. Was ihm von ihren fremden Ausdrücken in die Ohren tönte, oder aus Büchern an ihm haften blieb, geſtaltete

ſich in ſeinem nach Form ringenden Geiſte zu einer eigenen Bedeutſamkeit. Fremdländiſche, beſonders lateiniſche Wörter, die er nicht verſtand oder ſich nicht zu zerlegen wußte, wurden ihm zu geheimnißvollen Symbolen, in die er die Wunder und Viſionen ſeiner Begriffe kleidete. Manche Ausdrücke bildete er ſich durch eine beſondere myſtiſche Etymologie, die nur in ſeinem Kopf Wirklichkeit hatte, zu einer einer eigenthümlichen Bezeichnung aus, oder er veränderte ſie für die Zwecke ſeiner Speculation durch irgend eine umgeſtellte oder angefügte Sylbe, worin er bloß den Eingebungen ſeines ſchauenden Geiſtes folgte. So wurde in der That die Sprachmiſchung und Sprachverdrehung, die in andern Schriften dieſer Zeit als Barbarei erſcheint, bei Jacob Böhme als Myſtik ausgebildet, und alle dieſe abenteuerlichen Zeichen und Wortgefüge ſetzten die Hieroglyphenſchrift einer abſonderlichen Speculation, die auch ihre eigene Grammatik haben mußte, zuſammen. Jacob Böhme's Sprache iſt, wenn auch oft wunderbare Geiſter und Engel ſich durch ihre verworrenen Accorde wühlen, und aus den offenſtehenden Himmeln liebliche Sphärenmuſik hereinklingt, doch zu ſehr eine individuelle Phantasmagorie, um anders denn als ein einzeln ſtehendes Meteor, das keine Geſetze mit andern Er-

ſcheinungen gemein hat, betrachtet zu werden; wenn auch für das Geiſtesleben ſein tiefinnerliches Wirken, das ſchon in dieſem Jahrhundert auf den abſoluten Grund aller Erſcheinungen und die Einheit der Erkenntniß zu dringen ſtrebte, keineswegs verloren gegangen. Einen entſchiedenen Gegenſatz zu ihm bildet ſein Zeitgenoſſe, der fromme Johann Arndt, der eine einfache harmoniſch wohlthuende Darſtellung, wie ſie ſeiner fein durchbildeten chriſtlichen Geſinnung entſpricht, auch in ſeiner Schreibart erſtrebte und in ſeinen vielgeleſenen Erbauungsſchriften, beſonders in ſeinen vier Büchern „vom wahren Chriſtenthum" und in ſeinem „Paradiesgärtlein" an den Tag gelegt hat.

Die erſte durchgreifende Rückbewegung, die deutſche Sprache wieder zum Organ der deutſchen Wiſſenſchaft zu erheben, machte Chriſtian Thomaſius, der große Bekämpfer des mittelalterlichen Aberglaubens. Es war ſchon etwas gewonnen, daß durch ihn die Sprache des Katheders wieder national zu werden anfing und die Bildung der Jugend dadurch wieder an ein heimathliches Band geknüpft wurde. Freilich war die deutſche Schreibart des Thomaſius, deren er ſich in ſeinen Schriften häufig bediente, der Uebel noch nicht ledig, welche einmal

die Sprache dieſes Jahrhunderts ſchwer belaſteten. Er ſprach und ſchrieb die buntlappige Miſchproſa, welche das deutſche Gewand mit allerlei franzöſiſchen und lateiniſchen Fetzen verbrämte. Aber die Gelehrſamkeit gewann doch wieder ein mehr volksthümliches Gepräge durch ſeine Ueberlieferung. Größere Einwirkung auf die Sprache ſelbſt hatte die wolfiſche Philoſophie, welche durch die klare und populaire Bündigkeit ihrer Begriffsunterſchiede der deutſchen Proſa Schärfe und Beſtimmtheit gab. Die philoſophiſchen Lehrbücher, die Wolf in deutſcher Sprache herausgab, ſetzten das durch Thomaſius begonnene Reinigungswerk der Univerſitäten, den Kampf gegen die ſcholaſtiſchen und fremdredenden Heren und Geſpenſter, erfolgreich fort. Die wolfiſche Philoſophie konnte die Nationalſprache wieder zum Bewußtſein und zu Verſtande bringen, und die faßliche und logiſche Behandlung der deutſchen Schreibart anregen, aber ſie war kein Boden, um Geiſt und Schönheit der heimathlichen Darſtellung neu emporzutreiben. Eine Philoſophie, welche den Schönheitsſinn in das niedere Seelenvermögen des Menſchen verlegte, und aus dieſer Annahme heraus das erſte Syſtem einer Aeſthetik aufbaute, konnte in der Darſtellung, in der ſie ſich verbreitete, nichts Anderes

als eine splitternackte Verstandesdemonstration bieten. Die deutsche Prosa zum Verstande zu bringen, war jedoch an dieser Philosophie so lange löblich und dienlich, als sie noch nicht in Gottsched einen Ritter von der traurigen Gestalt ausgesandt hatte, der mit Feuer und Schwert, oder vielmehr durch Wasser und Dürre Alles vertilgte, was sich in Poesie oder Prosa, seien es Beiwörter, Metaphern oder irgend ein Blüthenschauer der Sprache, der Herrschaft des Verstandes nicht fügte.

Sieht man sich nach der productiven Literatur dieses Zeitraums um, so ist sie in einigen einzelnen Erscheinungen bedeutender, als man nach der ganzen verworrenen Physiognomie des Jahrhunderts erwarten sollte, obwohl das Innere der Nation nicht davon durchdrungen und erwärmt wurde. Man kann sich wundern, woher die erste schlesische Dichterschule den Muth und Geist empfangen, mitten im Getöse des damaligen Deutschlands so hell und lieblich zu singen! Martin Opitz ist zwar mit Unrecht der Vater der neueren Dichtkunst genannt worden, aber er war ein feiner Geist, der die deutsche Literatur in die Schule nahm und ihr eine neue Erziehung widerfahren ließ. Die Correctheit, zu der er die deutsche Darstellung zügelte, ist eine anmuthige

Holländerei, eine Reinlichkeit und Sauberkeit in Worten und Gedanken, der ſich ſein Naturell offenbar durch ſeinen Aufenthalt in den Niederlanden zuerſt anbequemte. Zweierlei Richtungen machen die Geſtalt Opitzens bedeutſam für das neue Werden der Literatur. Einmal, daß er als Weltmann vielfältigen Menſchenverkehr genoſſen und auf Reiſen, an Höfen und inmitten der höheren Geſellſchaft ſich freie Lebens- und Ausdrucksformen zueigengemacht hatte. Dann, daß er auf die Quellen der deutſchen Sprache wieder zurückging, eifrige Nachgrabungen nach den verſunkenen Schätzen der früheren Zeit anſtellte und überhaupt mit klugem Blick Alles beherrſchte, was nur im Bereich des Studiums lag. So arbeitete er einen geſchmackvollen und tadelloſen Typus in ſich aus, der durch ſeine Sicherheit und Geſchmeidigkeit wohl eine formelle Grundlage für die neuere Dichterſprache abgeben konnte, aber keine eigentliche innere Macht des Genius ausübte. In der poetiſchen Begabung übertrafen vielmehr ſeine Nachfolger und Schüler, beſonders die naive Gemüthsherrlichkeit eines Flemming, den vernünftelnden, raiſonnirenden und abgemeſſenen Opitz weit. Aber ſchon das Anſehen, welches ſich dieſer, das Scepter der Correctheit in der Hand, über ſeine Zeit erwor-

ben hatte, war etwas werth, und war nicht nur durch seine Gedichte, sondern auch durch seine kritischen Abhandlungen und Gesetzgebungen begründet. Die Prosa, welche Martin Opitz schrieb, ist bemerkenswerth durch eine gewandte Handhabung des Periodenbau's, Verschlingung der Zwischensätze und eine elastische Gliederung der Satztheile, die in dieser Zeit der Sprödigkeit der deutschen Darstellung beim ersten Blick auffällt. Auch das Detail seiner Wortbildung ist sehr zu beachten: in Zusammensetzungen, wie Strafamt, Sturmwind, Lehngeld, Hauszucht, Kirchhof, Vogelsang, Nothwehr, Dichtart, Spielart, Bilderwerk, Spottrede (Ironie), Denkzeit, Denkzettel, Wortmeister (Criticus), Donnerwort, Flickwort, ist seine Diction ebenso kühn als neu. Andere neue Ableitungen, wie Schalkheit, Weltling, Zärtling, Neidling, Klügling, Fündling, Freßling, Armsal, Jammersal, Irrsal, Scheusal, Bleibniß (Wohnung), Anhängniß, Begebniß, Begegniß, Fahrniß, Baarschaft, Endschaft, Gespielschaft, Kindschaft, Sippschaft, Abstrafung, Begnadigung, und viele ähnliche finden sich bei ihm in überraschender Fülle und Wirkung*).

*) Vgl. ein Verzeichniß der in dieser Zeit neuaufgekomme-

Im Jahre 1618 schrieb Opitz in lateinischer Sprache seinen **Aristarchus sive de contemptu linguae teutonicae**, worin er für die Reinheit und Aechtheit des Deutschen nachdrücklich kämpfte, die Ausländerei und Sprachmengerei brandmarkte, und zugleich das Studium der alten classischen Literatur empfahl. Von dem Zustande der deutschen Sprache sagt er an einer Stelle: „Diese bisher so reine und von fremdem Schlamm befreite Sprache beginnt nun zu sinken und artet in die seltsamsten Redeformeln aus. Es entstehen Ungeheuer von Wörtern und Wortfügungen. Unsere Sprache gleicht einem ekelhaften Behältniß, wo gleichsam der Unrath aller andern zusammenfließt. Fast nirgends eine Periode ohne ausländisches Beiwerk. Und so glücklich ist doch das Genie unsrer Sprache, daß sie weder an Majestät der spanischen, noch an Anstand der italienischen, noch an Zierlichkeit der französischen weichen darf. Zum Beweis hievon dürfen wir uns nur auf den verdeutschten Amadis berufen." —

Der eigentliche Canon dieses neuen und geregelten Geschmacks, der die literarische Oberherrschaft Opitzens bezeichnete, ist seine berühmte Abhandlung

---

nen Wörter aus Schottel und Opitz in Heyse's deutscher Grammatik, fünfte Auflage, S. 68.

von der deutſchen Poeterey, ſpäter auch Prosodia germanica von ihm betitelt, die zuerſt 1624 herauskam und bis zum Jahre 1668 in zehn Auflagen durch Deutſchland vertrieben wurde. Im ſechſten Capitel macht Opitz über Reinheit und Schönheit der deutſchen Darſtellung folgende Bemerkungen: „Damit man reine reden möge, ſoll man ſich befleiſſen, Dem, welches wir hochdeutſch nennen, beſten Vermögens nachzukommen und nicht derer Oerter Sprache, wo falſch geredet wird, in unſere Schriften vermiſchen, als da ſind: Es geſchach, für, es geſchahe; er ſach, für, er ſahe; ſie han, für, ſie haben u. ſ. w. So ſteht es auch zum heftigſten unſauber, wenn allerlei lateiniſche, franzöſiſche, ſpaniſche und welſche Wörter in den Text unſerer Rede geflickt werden. Was die eigentlichen Namen betrift, dürfen wir nach Art der Lateiner und Griechen ihre Caſus nicht in Acht nehmen, ſondern ſollen ſie ſoviel möglich auf unſere Endung bringen. Neue Wörter, welches gemeiniglich Epitheta und von anderen Wörtern zuſammengeſetzt ſind, zu erdenken, iſt Poeten nicht allein erlaubt, ſondern macht auch den Gedichten, wenn es mäßig geſchieht, eine ſonderliche Anmuthigkeit. — Ein übel Ausſehen haben bei uns die Epitheta, wenn ſie hinter ihr Subſtantivum geſetzt werden. —

So bringen auch die Franzoſen neue Verba hervor, welche, wenn ſie mit Beſcheidenheit geſetzt werden, nicht unartig ſind. — Der Pleonasmus, da etwas übriges (d. i. überflüſſiges) geſagt wird, verſtellet auch die Rede zuweilen nicht wenig. Sowie Panſa ſagte, das Kind wäre von der Mutter zehn Monate im Leibe getragen worden, fragte Cicero: Ob andere Weiber die Kinder im Rocke trügen? Doch hilft bisweilen Das, was übrig hinzugeſetzt wird, auch zu Aufmuzung der Rede. — Die Anaſtrophe oder Verkehrung der Worte ſteht bei uns ſehr garſtig; ſie iſt eine gewiſſe Anzeigung, daß die Worte in den Vers gezwungen ſeyen. — Das Anſehn und die Dignität der poetiſchen Rede anlangend, beſteht dieſelbe in den tropis und schematibus. — Dieſe Figuren Abtheilung allhier zu beſchreiben, achte ich darum für unvonnöthen, weil wir im Deutſchen hiervon mehr nicht, als wie die Lateiner zu merken haben, und alſo genugſamen Unterricht hievon neben den Exempeln aus Scaliger's und anderer gelehrten Leute Büchern nehmen können. Deſſen will ich nur erinnern, daß vor allen Dingen nöthig ſei, höchſte Möglichkeit zu verſuchen, wie man die Epitheta, an denen bisher bei uns großer Mangel geweſen, ſonderlich von den Griechen und Lateinern abſehen und

uns zu Nutze machen möge. Lezlich haben wir in unserer Sprache auch dieses zu merken, daß wir nicht vier oder fünf Epitheta zu einem Worte sezen, wie die Italiener thun." — —

Die Sprachgesellschaften, welche in diesem Zeitraum zum Theil nach Vorbild der italienischen Akademieen entstanden, hatten fast gar keine nennenswerthen Erfolge für guten Geschmack und Darstellung, und verwirrten und verdarben eher daran, als daß sie reformirten. Sie bewiesen, wie wenig Sinn der Deutsche für gesellschaftliches Zusammenwirken hat oder daß immer etwas Anderes dabei herauskommt, als ursprünglich der Zweck der Association gewesen. Der deutsche Ernst, mit dem jeder Einzelne in seinem Hause seine Bestrebungen angreift, geht in unserm gesellschaftlichen Zusammenthun wieder auseinander und zerrinnt durch unsere Gemüthseligkeit, durch Anbequemung des Einen an den Andern und durch eine Menge von philisterhaften Sympathieen, die sich in der Gemeinsamkeit pflegen, in läppische Spielerei. Spielerei und gemüthliche Albernheiten wurden der Charakter der deutschen Gesellschaften des siebzehnten Jahrhunderts. Sie hätten für die Nationalliteratur denselben Mittelpunkt abgeben können, als die Universitäten für die wissen-

schaftliche Bildung, aber solche Concentrationen oder Vertretungen hat die deutsche Literatur jederzeit vergebens angestrebt. Die deutschen Gesellschaften waren in allen Schwächen ihres Zeitalters mitten befangen und verzierten dieselben noch mit allerhand phantastischem Aufputz und Gaukeleien, mit denen sie ihre Statuten behingen. Diejenigen, welche gegen die Verkehrtheiten des Geschmacks und namentlich gegen die Sprachmengerei des Jahrhunderts ankämpften, wie die „deutschgesinnte Genossenschaft" des Philipp von Zesen in Hamburg, geriethen wieder in das entgegengesetzte Extrem der Pedanterie, und legten den Grund zu jenem abenteuerlichen Purismus in Deutschland, der den ganzen Bildungsgang unserer Sprache verkennt und Gespenster sieht bei Wörtern, deren Verbot das Deutsche seiner eigenthümlichsten Aneignungsfähigkeit und Ausbreitung berauben würde.

Bedeutsamer in jeder Hinsicht war die „fruchtbringende Gesellschaft," die bei allen tändelnden Bizarrerieen, welche ihre Verhandlungen charakterisiren, in dem Bemühen für die Reinheit und Ausbildung der deutschen Sprache weniger ausschweifend zu Werke ging, obwohl sie in keinem Stück den Geschmack ihrer Zeit thatsächlich besiegte. Man höre,

was ein Zeitgenoſſe, der Satiriker Johann Balthaſer Schuppius, in ſeinem „deutſchen Lehrmeiſter, oder Discurs von Erlehrnung und Fortpflanzung der freyen Künſte und Wiſſenſchaften in teutſcher Schrache" über dieſe Beſtrebungen der deutſchen Geſellſchaften ſagt: „Die hochlöbliche fruchtbringende Geſellſchaft laße ich nach Standesgebühr ſalutiren, und ſagen, daß ich dafür halte, daß die Intention der hochlöblichen Stiftern dieſer Geſellſchaft gut geweſen ſei; allein ſie ſollen ſelbſt erwegen, ob die Mittel, die ſie bisher gebraucht haben, die deutſche Sprache zu befördern, allenthalben dienlich ſeyn. Der dapfere Kriegsheld, der von N., hat ſeinen Esprit genugſam an Tag gegeben in Verſezung des verfolgten David's und andern Schriften. Allein, daß er alle fremde Wörter, welche die Bauern nicht mehr für fremd halten, hat wollen deutſch geben, darüber hab' ich oftmals unter dem Leſen den Kopf geſchüttelt. Unter Anderm nennt er ſich an einem Orte Obergebietiger in Roſtock. Wenn ich damahls alle Bauern in Mechlenburg gefragt hätte: wer iſt Obergebietiger in Roſtock? ſo würde es mir ergangen ſein, wie jenem Superintendenten, der einen einfältigen Schulmeiſter fragte: wer der Kinder Noah Vater geweſen? — Ich verſichere meinen hochgeehr-

ten Herrn, daß darinn die Zierlichkeit der deutſchen Sprache nicht beſtehe, und wenn ſie auch ſchon darinn beſtünde, ſo frage ich die hochlöbliche fruchtbringende Geſellſchaft, was mit dieſen grammaticaliſchen Dingen, ſonderlich mit der deutſchen Orthographia, damit ſich etliche Leute wollen groß machen, dem römiſchen Reich und der deutſchen Nation gedient ſey? Ich frage, wie die alten Deutſchen geredet haben zu der Zeit, als Kayſer Carol der Große das Schwerdt in Händen geführet und die Sachſen bezwungen hat? Im Heſſenland iſt ein Procurator geweſen, genannt der dicke Lorenz, welcher ſich der Zierlichkeit im deutſchen Reden ſonderlich hat befleißigen wollen. Einsmals hatte er zu ſeinem Jungen ſagen wollen: Jung, hole mir mein Meſſer. Damit er nun kund mache, daß ein Unterſchied ſei zwiſchen ihm und einem gemeinen Heſſiſchen Bauren, hatte er geſagt: Page, bringe mir mein Brodſchneidendes Inſtrument. Einsmals hatte er zu ſeiner Frauen ſagen wollen: Frau, es hat neun geſchlagen, gehe zu Bethe, ich habe noch etwas zu thun. Damit nun die Frau wiße, daß er ein Heſſiſcher Cicero ſei, hatte er geſagt: Du Helffte meiner Seele, du mein ander Ich, meine Gehülfin, meine Augenluſt, das gegoßne Erz hat den neunten Ton von ſich gegeben, erhebe Dich

auf die Säulen Deines Cörpers und verfüge Dich in das mit Federn gefüllte Eingeweyde.“ Einzelne gute Köpfe, wie der gelehrte und gereiste Harsdörfer, welcher den Orden der Pegnitzschäfer in Nürnberg stiftete, hätten vielleicht ohne die phantastische Symbolik dieser Gesellschaftskreise für sich selbst einfacher und förderlicher gewirkt.

Sprache und Darstellung in diesem Zeitalter konnten am meisten durch eine Annäherung der Stände gewinnen, weil deren Trennung und Gegenübersetzung die Verworrenheit des deutschen Ausdrucks zuwegegebracht. Aber obwohl eine Vermischung des Adels mit den Gelehrten der Nation durch mehrere dieser Gesellschaften, durch die fruchtbringende namentlich, bewirkt wurde, so durchdrangen sich diese Elemente doch sehr wenig zum Gewinn für die Formen des Lebens, und am allerwenigsten wollte sich die verlorengegangene Einheit der Sprachformen daraus neugestalten. Die Aristokratie, oder was durch Bildung und Eleganz zu ihr gehören wollte, hatte einmal in ihrer Sprache die Mode über die Nationalität erhoben, und die Puristen dieses Jahrhunderts hatten schon deshalb ein schwieriges Werk, weil der reindeutsche Patriotismus mit seinen nack-

ten und abgeſchälten Wortſtränken einen zu demokratiſchen oder plebejiſchen Eindruck machen mußte.

Die Anregung, welche die literariſchen Ordensgeſellſchaften im Allgemeinen gaben, ſich mit der deutſchen Sprache und ihren Fähigkeiten und Verbeſſerungen zu beſchäftigen, iſt indeſſen nicht allzu gering anzuſchlagen. Das grammatiſche Bewußtſein über die Sprache erwachte nach mehreren Seiten, Sprachlehren und Wörterbücher wurden ausgearbeitet, und legten, zugleich mit den bedeutenden etymologiſchen Forſchungen und Sammlungen von Leibnitz, die erſte Grundlage zu einer neuen Wiſſenſchaft in Deutſchland. Eine höhere Behandlung der deutſchen Sprachwiſſenſchaft hatte ſchon Georg Henisch in ſeinem Thesaurus linguae et sapientiae Germanicae an den Tag gelegt. Als verdienſtlich und bemerkenswerth ſind aber beſonders die Arbeiten von J. G. Schottel und Kaspar Stieler zu nennen. Schottel hob in ſeiner ausführlichen Arbeit von der deutſchen Hauptſprache (Braunſchweig 1663.) vornehmlich die Bedeutſamkeit der deutſchen Doppelwörter heraus, und entdeckte die poetiſche Schönheit und philoſophiſche Bezeichnungsfähigkeit, welche in demſelben verborgen liegt, wie er überhaupt darin den ganzen deutſchen Sprach-

ſchatz in einem umfaſſenden Zuſammenhange darzuſtellen ſuchte. Sein Nachfolger Stieler, der unter dem Namen Spaten ſchrieb, gab im Jahre 1691 in ſeinem Werke: „der deutſchen Sprache Stammbaum und Fortwachs oder deutſcher Sprachſchatz" die Reſultate tiefſinniger Unterſuchungen auf lexicaliſchem und grammatiſchem Felde zugleich, und machte darin zuerſt auf die Einſylbigkeit der deutſchen Stammwörter aufmerkſam. Ueber Wortfügung, Zuſammenſetzung und Accent der Sprache ſtellt er treffliche Beobachtungen an. Was er in ſeiner Vorrede gegen die Ausländerei und Sprachmiſchung ſagt, liefert noch intereſſante Farben zu unſerm Sprachgemälde dieſes Jahrhunderts: „Man ſollte erſt den deutſchen Buſch wohl ausklopfen und die Brunnquellen prüfen, ehe man verſpielt giebt und vor fremden Thüren Brod ſucht. Und eben um der Urſachen willen hat man zuweilen in dieſem Buche etwas weit in das Alterthum greifen und die verlegenen Worte, als da ſind: Agh, Ee, Gay, Ild, Kam u. ſ. w., wieder hervorſuchen müſſen, damit man den Grund derer zwey- und mehrgliederichter Wörter anzeigen könne. Denn dieß iſt gewiß und unzweifelich zu glauben, daß kein zwey- oder mehrgliederich Wort eine deutſche Wurzel ſei, ſondern die

Stammwörter allzumal nur in einem einzigen Gliede beſtehn. — Und iſt hierum billig die deutſche Sprache vor die vornehmſte Hauptſprache zu beehren, als welche einfach, ſelbſteigen, lauter und rein iſt, und nicht allein Alles, was die Welt begreift, ohne Beyhülfe einer andern Sprache, deutlich nennen, ſondern auch denjenigen Dingen, ſo noch täglich anderer Orten erfunden, oder erdacht werden, ſolch einen bequemen Namen geben kann, der ſo bald von den geringſten Menſchen, Weibern und Kindern, wenn ſie denſelben nur einmal hören, verſtanden werden mag. Die Römer, ob ſie gleich den halben Theil ihrer Sprache denen Griechen, die andere Helfte aber uns Deutſchen zu dancken haben, hätten dennoch ſich eher in einen Finger gebißen, als in einer öffentlichen Kunſtrede oder bey anſehnlicher Verſammlung ein griechiſch Wort eingelappet, und, da die Griechen ſchon von den Römern bezwungen worden, haben ſie dennoch kein lateiniſches Wort unter ihre Schriften gemengt. Der Franzos nimmet wol deutſche Soldaten an, er nimmt aber keine deutſche Wörter mehr an, iſt auch denenſelben dergeſtalt feind, daß er die in ſeiner Sprache von Altersher gebrauchte deutſche und celtiſche Wörter immer nach und nach ausmuſtert. Man hat ſchon eine geraume Zeit hier

wider ſolche Neugierigkeit der Deutſchen geſungen und geſagt: Aber da hilft weder wahrnen noch weiſen, da muß employeren, engagiren, incaminiren, charge, parole u. ſ. w. mitunter partirt werden, es gerathe oder verderbe. Ja es hat das Anſehn, ob wolle ſogar noch das Uebele ärger werden, nachdem man bei fürſtlichen Höfen franzöſiſche Trachten, franzöſiſche Gebehrden, franzöſiſche Diener ſieht, und lieber franzöſiſch als deutſch reden hört. Wo es nur nicht ein Vorſpuck des franzöſiſchen Joches ſein möchte!" — Auch die Bemühungen des berühmten Polyhiſtors Daniel Morhof in ſeinem „Unterricht von der deutſchen Sprache" (Kiel, 1682), worin er beſonders die Bedeutung der deutſchen Wurzelwörter einzuſchärfen ſuchte, ſowie die Arbeiten einiger anderen Gelehrten dieſer Zeit, wie Bödiker, Steinbach, verdienen hier noch Erwähnung.

In dieſer Epoche der deutſchen Literatur ſtanden ſich Poeſie und Proſa am getrennteſten gegenüber. Die Poeſie hatte in der Metrik feſte Schranken angenommen, innerhalb deren ſie ſich tummelte, und was nicht dieſe turnierfähige Rüſtung trug, durfte nicht darauf rechnen, für Dichtkunſt gehalten zu werden. Die Proſa ihrerſeits, die in die Sprachverwirrung des Jahrhunderts tief vergra-

den lag, hatte keinen Anlaß in ihren Stoffen, ſich zu einem Wetteifer mit der Poeſie zu erheben, und ihre Durchdringung mit dichteriſchen Elementen, die ſie ſchon durch Luther erfahren, war ihr an das ſteife und hartgelenke Leben dieſes Jahrhundert verloren gegangen. Nur auf der Grundlage einer geebneten geſellſchaftlichen Bildung entſteht ein höheres Bedürfniß der Proſa. Die des ſiebzehnten Jahrhunderts war von geſchmackloſen und ſchwerfälligen Lebensformen abhängig, und der harte Unterſchied der Stände prägte ſich ab in dem ceremonievollen Canzleiſtil, welcher den Grundton der herrſchenden Proſa darſtellte. Die weitſchweifigen Kratzfüße der Unterwürfigkeit ſcharrten in den unendlich langgedehnten Perioden aufundnieder, und eine unüberſehbare Pedanterie von Wendungen erſchöpfte ſich indem pflichtſchuldigen Eifer ausführlichſter Auseinanderſetzung. Dieſe Proſa nimmt ſich aus, als ſtände ſie immer, mit dem Hut unter dem Arm, einem vornehmen Gönner in unabläſſiger Verbeugung gegenüber, und weil zu raſch und beſtimmt zu einem Schlußpunkt zu eilen, unhöflich erſcheinen könnte, häuft ſie in athemloſer Interpunction Komma auf Komma. Neben dieſem ſervilen Charakter der Proſa läuft in mehr gemüthlicher Färbung ein frommes und bibli-

ſches Element in dieſer Zeit her. Der Stil entlehnte auch von der Phraſeologie der Bibel ein hochzeitliches und feierliches Kleid, aber nicht den poetiſchen Geiſt. Dagegen konnte ſich die Poeſie mit Recht in ihre freieren und ſchöneren Regionen abſchließen, und für ihre Eingebungen eine beſtimmte Form ſich vorbehalten, wie einfach auch und ohne Kunſt gebildet dieſe in der damaligen Metrik vorhanden ſein mochte. Das Reich der Poeſie war ein geſchloſſenes auch für den Geiſt der Sprache, der nur in der dichteriſchen Diction ſich lebendig forterzeugte.

Die Poeſie der deutſchen Diction erreichte in dieſem Jahrhundert durch die zweite ſchleſiſche Dichterſchule ihren höchſten Gipfel und drang jetzt auch in die proſaiſche Darſtellung über. Hoffmannswaldau und Lohenſtein wurden die erſten Urheber der piquanten und hypergenialen Schreibart in Deutſchland, aber ſie hatten mehr wahres Talent und Verdienſte, als gewöhnlich in der Literaturgeſchichte namentlich von Bouterwek, anerkannt wird. Die üppig wuchernde Phantaſie dieſer Schule, die Alles, was ſie behandelte, in ihren blitzenden Bilderſtrom untertauchte, konnte auch die Trennung von Poeſie und Proſa, in welcher die wahre Philiſterhaftigkeit des Jahrhunderts ſich charakteriſirte, nicht

fortbestehen lassen. In Lohenstein's Prosa, die seinen Gedichten bei weitem vorzuziehen, zeigte sich zum ersten Mal wieder eine Vereinigung von rednerischen und dichterischen Mitteln auf eine effectvolle Weise. Sein großer Roman Arminius und Thusnelda, der zuerst im Jahre 1689 erschien, hat ausgezeichnete Seiten der Darstellung, die sich an mehreren Stellen zu einer großartigen Energie erhebt, oft gedankenvolle und kunstreiche Wendungen einschlägt, zuweilen sogar der einfachen Würde eines Geschichtsschreibers in den historischen Partieen nachstrebt. Die poetischen Farben dieser Prosa sind noch nicht fein genug verarbeitet, um eine klardurchbildete Malerei des Stils zu gewähren, sie liegen oft zu dick und unvermittelt obenauf, ohne gehörige Vertheilung von Licht und Schatten, aber doch ist bestimmter Charakter genug vorhanden, um die Darstellung kräftig zusammenzuhalten. Dieser Roman, zu seiner Zeit vom Lesepublikum verschlungen, für uns wegen seiner Weitbauschigkeit und des unerträglichen Stoffes halber ungenießbar, ist das werthvollste Document dieser zweiten schlesischen Schule, in der die Phantasie sich gänzlich aller Zügel der Sprache und Darstellung bemächtigte. Hoffmannswaldau selbst, ein Mann von großer, bewundernswürdiger, und doch

verdorbener Einbildungskraft, hatte durch seine schöpferischen und erentrischen Poesieen die erste Grundlage zu dieser Diction gelegt, die bald den Geschmack ihrer Zeit beherrschte, doch schmeichelte sich Lohenstein, namentlich durch seine Prosa, noch tiefer in die Sympathieen des Zeitalters ein.

Die ganzen Strebungen dieser Schule, die sich besonders in mehreren Romanen fortsetzten, wurden von den Gegnern vorzugsweise mit dem Parteinamen des „lohenstein'schen Schwulsts" belegt. Diese Schule verläugnete jedoch bei allen phantastischen Ausschweifungen der Diction keineswegs die Correctheit, die durch Opitz an die literarische Tagesordnung gekommen war, sie ließ sich in der Technik ihrer Erzeugnisse die Fortschritte nicht entgehn, die dieser ihr Vorgänger in der deutschen Poesie bewirkt hatte, und arbeitete außerdem erfolgreich der Sprachmengerei entgegen, eine Reinheit des deutschen Ausdrucks erzielend, die besonders den Roman des Lohenstein auszeichnet. Der bizarre Charakter dieser Schule hob sich jedoch bald noch stärker heraus durch den schreienden Gegensatz, in den sich die fortgehende Literatur selbst zu ihr stellte, die kurz darauf von der schwindelnden Höhe dieser Diction wieder auf den nüchternsten und plattesten Boden hinab-

ſtürzte. So bildet dieſe hoffmannswaldau-lohenſtein'ſche Diction ein merkwürdiges Intermezzo in der Geſchmacksgeſchichte der Deutſchen. Sie gleicht, umgeben von dürrer Proſa und ſeichter Correctheit der Zeit, auf den erſten Anblick einer prangenden Oaſe, die aus vollen Blüthenhainen ſtechende Gewürze ausduftet, aber den auf dieſen üppigen Moosen ſich Verweilenden umraucht bald eine ungeſunde Gluth, unter der bunten Vegetation der Bilder lauern Giftblumen, Pilze und Schlangen verſteckt, Geſchmackloſigkeit ruft in der höchſten Extaſe am Ende die Gemeinheit zur Hülfe, und mit Ermüdung und Ekel wendet man ſich von dem ab, was Schönheit war oder werden konnte. Aber die beſten Köpfe des Zeitalters ſtanden unter dem magiſchen Zauber dieſer Erſcheinung*).

Dieſer deutſche Gongorismus überbot ſich noch in den Nachahmern, unter denen Heinrich An-

*) Selbſt der einfache Canitz ſingt:

„Durch Opitz ſtillen Bach gehn wir mit trocknen Füßen,
Wo ſieht man Hofmanns Brunn und Lohnſteins Ströme fließen?
Und nehm' ich Beſſern aus, wem iſt wohl mehr vergönnt,
Daß er den wahren Quell der Hippokrene kennt?" —

selm von Ziegler und Kliphausen obenan stand. Seine Asiatische Banise oder blutiges und doch muthiges Pegu (1690.) veranlaßte zu seiner Zeit eine ganze Banisen-Literatur von Seiten- und Gegenstücken. Ziegler war ein phantasiereicher und feuriger Kopf, aber seine verwilderte Einbildungskraft ging mit ihm durch, und jagte sich in ungeheuern und beispiellosen Erfindungen umher. Seine phantastische Prosa, die noch einen Beigeschmack von Sentimentalität annahm, steht der Würde und Gemessenheit der lohenstein'schen weit nach, auch ermangelt er der Sprachreinheit seiner Schule. Nicht geradezu einen Nachahmer dieser Manier kann man den Herzog Anton Ulrich von Braunschweig nennen, der durch seine durchlauchtigste Syrerin Aramena und seine römische Octavia, das eine in fünf, das andere in sechs Bänden, das leselustige Publicum gewaltig electrisirte. Er hatte sich allerdings nach Hoffmannswaldau gebildet, aber die Sprache seiner Romane ist einfacher, naiver, gehaltener, seine Darstellung verirrt sich weniger weder in barocke Ausgeburten, noch in unsittliche Anspielungen. Natur und gesunde Wirklichkeit ist auch in seinen Erfindungen nicht zu suchen, doch haben die genannten Romane eine moralische Bedeutung für

ihre Zeit gehabt. Sie machten Mustertendenzen anschaulich, predigten Menschenkenntniß und Weltklugheit, und trugen zur Vermittelung der Gesellschaftskreise bei, indem sie Bilder des Hoflebens in die Interessen der deutschen Lesewelt brachten, wie auch dadurch, daß ihr Verfasser ein deutscher Fürst war, der sich eifrig mit den literarischen Dingen zu schaffen machte.

Die Romanenliteratur der damaligen Zeit ruhte in Erfindung und Behandlung vornehmlich auf dem französischen Geschmack von Scudéry und Calprenède. Der Geschichte der Romane muß es vorbehalten bleiben, die einzelnen hierhergehörigen Erscheinungen näher zu schildern. Gegen diese Productionen behaupten aber die Volksromane aus dem sechzehnten Jahrhundert, die Erzählungen vom Till Eulenspiegel, Faust, ewigen Juden, Schiltbürger, Finkenritter und andere, die auch in diesem Jahrhundert wieder mehrfach neu gedruckt wurden, einen weit höhern Werth, indem sie doch unmittelbar und ohne Verzerrung eine poetische Sphäre wiederspiegelten, die mit der innern Eigenthümlichkeit des ganzen deutschen Volkslebens zusammenhing. Bei jenen Romanen des siebzehnten Jahrhunderts war aber auch keine Wirkung auf den geselligen Ton und Lebensverkehr der Deut-

ſchen möglich, da hier die allzu fremdartige Verkünſtelung und Unnatur der Sprache entgegen ſtand, und es iſt intereſſant zu hören, was ein ſcharfkritiſirender Zeitgenoſſe, Gotthard Heidegger, in der Vorrede zu ſeiner **Mythoscopia romantica**, worin er von den Romanen handelte *), über die Schreibart dieſer Productionen bemerkt: „Wenn aber die vielfeltige Gottloſigkeit, ſo ſich in den wollüſtigen Romanen befindt,unſre heutige **Esprits Forts** nicht hindert, ſo nimmt mich nur Wunder, wie ſie es machen, daß ſie die ſchuleriſche, weibiſche Alamoderey der Worten und Styli, ſo durchgehends in den Romanen ziſchet und rauſchet, übertragen und verdawen können. Ob ſie ſo thöricht ſein können, daß ſie vermeinen, die Rede habe andre Zieraten als verſtändliche Flüßigkeit. Was könnte abſcheulicher lauten als theils deutſche Romanen, da z. E. „Einer unter den dichten Fichten die Ruhe lächzenden Glieder ausdehnt;“ item „da man die Kleider arm und die Bethe reich macht“ (wenn man ſchlafen geht); item „da die klare Darthuung zu Tag ſteht,“ (wenn eine Sache offenbar iſt); item, „da gar zu viel vorluſtige Bezeigung auf eine Fehlluſt hinauslauft,“ und

*) Zürich, 1698.

dergleichen halb zauberiſch lautende Redensarten mehr. Dahin gehören die abenteuerlichen neuen Wörter, damit ſie unſere Sprache bereichern. Mein Temperament iſt auf ſauber deutſch meine Mengart; das Fenſter ein Tagleuchter; ein Rival ein Sammthoffer; ein Steuerruder ein Schiffzaum; der Wein verfault Waſſer in Rebholz u. ſ. w." —

Der phantaſtiſchen Welt der Romane, in der die durchlauchtigſte Syrerin, das Fräulein Valiska, und Herkules und Herkuladisla von Andreas Heinrich Bucholtz, ſo wunderbar hauſten, ſtand die Wirklichkeit wie verlaſſen von der Poeſie gegenüber. Der eigentliche Reiz dieſer Romane war das Unmögliche, das gar nicht Exiſtirende, ſowohl in Geſtalten wie in Ereigniſſen, und die Deutſchen des ſiebzehnten Jahrhundert hatten ihr Vergnügen daran, dieſe Abenteuer eines in die blaue Luft hineinſegelnden Lebens mitzuträumen. Das Wirkliche in dieſem Jahrhundert war das Wüſte und Unbehagliche, ein Getümmel von feindlichen Bildern, dem man zu entfliehen ſuchte, und ſo ſetzte man ſich dieſe weſenloſen Geſtalten einer romanhaften Weltordnung zuſammen und bevölkerte magiſch die fernen Räume hinter den Bergen. Dies verworrene Jahrhundert war gänzlich ohne Ideale. Sein Zerfallenſein mit

der Wirklichkeit führte es nicht auf eine ideale Welt, ſondern auf eine phantaſtiſche hin, zu neuer Verwirrung der Lebensanſchauung. Statt der Ideale, welche doch wieder nur eine Wirklichkeit erzielen, geriethen die Deutſchen auf Phantasmagorieen, mit denen ſie ſich in bändereichen Romanen ihre Sehnſucht nach den beſſern Zuſtänden hintäuſchten. Dabei konnte ſich die Sprache der Wirklichkeit, die ſchöne Proſa der Gegenwart, nicht bilden, ſondern verzerren, und indem ſie Lebensbildern diente, die niemals vorhanden waren, wurde ſie ſelbſt zu einer gaukelnden Phantasmagorie. Unter ſolchen Umſtänden ſind einige Erſcheinungen höchſt merkwürdig, welche ſich an die heimathliche Wirklichkeit dieſes Jahrhunderts zu lehnen ſuchten. Der berühmte Roman vom Simpliciſſimus, den ein Musketier des dreißigjährigen Krieges, Samuel Greifenſohn von Hirſchberg, unter dem Namen Herrmann Schleifheim von Sulzfort, mit friſchem Soldatenſinn verfaßte (Mömpelgart, 1669), behauptet in dieſem Sinne ſeinen eigenthümlichſten Werth. Hier erhob ſich ein keckes Sittengemälde auf dem nächſten Grund und Boden der Gegenwart, und trat der erträumten und fremdartigen Romanenwelt mit einheimiſchen Elementen gegenüber. Die Phantaſie wurde in dieſem Roman

mitten in die Geſchichte des Tages verſetzt, der Held iſt ein Abenteurer, der nicht mit Luftgebilden, ſondern mit den Formen der Wirklichkeit ſich herumſchlägt, und wenn es auch bizarr und ſeltſam hergeht, ſo ſoll damit gerade das Leben und die Zeit, wie ſie ſind, geſchildert werden. Demgemäß näherte ſich auch die Sprache dieſes Simpliciſſimus dem wirklichen Leben an, und war, bei aller ihrer ſchalkhaften und poſſirlichen Färbung, unvergleichlich vernünftiger, als die Sprache der phantaſtiſchen Romane. Das kurzweilige Buch bürgerte ſich auf lange Zeit bei der deutſchen Leſewelt ein und pflanzte ſich in unzähligen Nachbildungen und Fortſetzungen fort. —

Auf einem andern Gebiete iſt der gelehrte und weltkundige Adam Olearius zu nennen, der in ſeiner orientaliſchen Reiſebeſchreibung die proſaiſche Darſtellung für die Anſchauung des Wirklichen bildete. Er ſchrieb die Geſchichte der bekannten Reiſe nach Perſien, die er mit der holſteiniſchen Geſandtſchaft unternahm, und der auch der Dichter Flemming folgte. Seine Darſtellung hält ſich auf eine merkwürdige Weiſe frei und rein von aller Manier ſeiner Zeit, ſie hat einen natürlichen Fluß, männlichen Ton und Beſtimmtheit, ohne weder der Genialthuerei auf der einen, noch der Pedanterie auf der

andern Seite zu verfallen. Später überſetzte er auch das Guliſtan des perſiſchen Dichters Saadi und Lokmans Fabeln, und verpflanzte dadurch zuerſt einige Blüthen der morgenländiſchen Diction in die deutſche Sprache. Jene Seite aber, das Intereſſe am Reiſeleben, das er durch ſeine damals vielverbreitete Darſtellung in der Zeit erregte, ſetzte ſich erſt zu Anfang des folgenden Jahrhunderts in den zahlloſen Robinſonaden fort, die ſeit Defoe's Robinſon Cruſoe auch Deutſchland in allen Geſtalten überſchwemmten, und worin ſich wieder abenteuerliche Wirklichkeit mit dem Phantaſtiſchen miſchte.

Die merkwürdigſte Miſchform des ganzen Jahrhunderts iſt Abraham a Sancta Clara, in dem ſich alle Elemente des Wirklichen und Phantaſtiſchen ſeiner Zeit zu einer originellen und halbwahnſinnigen Geſtalt verkörperten. Geiler von Kaiſersberg und Fiſchart ſchienen in dieſem wiener Hofprediger wieder auferſtanden. Seine Predigten und Poſſen ſind noch ſo wenig in Vergeſſenheit gerathen, daß man heut nur ſeinen Namen zu nennen braucht, um ein allbekanntes Charakterbild damit auszudrücken. Er kannte die Welt, die Verhältniſſe, das Volk, die Großen, und ſeine Darſtellung legt mit ihren tauſendfältigen Anſpielungen, Gleichniſſen und Beobach-

tungen das merkwürdigste Zeugniß davon ab, aber er kleidete Alles zu abenteuerlich in die Hanswurſttracht ein und ſetzte ihm die Schellenkappe auf, wodurch oft ſeine ſchönſten Gedanken wieder in eine burleske Phantasmagorie zerrinnen. Seine Sprache iſt der Tummelplatz aller Elemente dieſer Zeit, ein wirres Schneeflockengewühl von Wörtern und Bildern, ein tumultuariſches Lager mit wüſtem Soldatenlärm, romantiſchen Waldhornsklängen, Kapuzinerweisheit und Marketenderwitzen, und hinter allem durcheinanderſchmetternden Getöſe oft ein zartes und liebliches Gemüth verborgen. Der ſatiriſche Genius dieſes Jahrhunderts brauchte ſo ſtarkes Nießwurz, um das apathiſch gewordene Volks- und Familienleben gewaltſam aufzuſchütteln. Die Satire mußte in dieſer ganzen Zeit mehr einen fanatiſchen Beſſerungseifer als einen humoriſtiſchen Ton zeigen, weil die Stoffe, die ſich ihr aus dem Charakter des Tages entgegenboten, zu roh, unbändig und gemein waren, um durch ein feineres ſatiriſches Gift, mit Kunſt und Grazie, auf ſie wirken zu können.

So ſtimmte auch der träumende Spötter Moſcheroſch, in ſeinen wunderlichen und wahrhaften Geſichten Philander's von Sitte-

wald (Straßburg, 1650), die er nach den Sueños des Quevedo originell bearbeitete, mehr eine strafende und ernstgrollende Satire an, als daß er auf die Lachlust damit gewirkt hätte. Sein Buch ist für die Sittengeschichte in den Jahren des dreißigjährigen Krieges, für die Schilderung der Soldatengräuel des damaligen Deutschlands, in manchen Partieen von culturhistorischer Wichtigkeit. Sonst traf dieses Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft im Ganzen mehr den Ton der gebildeteren und eleganteren Lebenskreise, als der Pater Abraham, und zeichnete diese in ihren Thorheiten mit seiner scharfen Beobachtung und Menschenkenntniß ab. Seine Prosa ist reich an körnigen Ausdrücken und piquanten Antithesen, aber eigentliche Bildung und Charakter des Stils gebrechen ihm. Er verliert sich in gelehrte Witzeleien und Wortspiele, und Manches an seiner Schreibart würde man heutzutage für Pedanterie halten, wo er selbst der Pedanterie spottet.

Ihm verwandt ist der Satiriker Joh. Balthasar Schuppe, der in seinen sehr zahlreichen Schriften besonders manche magisterhafte Richtungen der Zeit und der damaligen Gelehrsamkeit lustig, und in einer zwar nachlässigen, aber doch frischgefärbten

Schreibart, verhöhnte*). Er selbst hatte ein vielfach angeregtes und erfahrungsreiches Leben geführt, und hatte auf Reisen und in bewegten Verhältnissen die Zustände seiner Zeit nach allen Seiten hin kennen gelernt. Er ist im Volk ebenso gut wie bei den höheren Ständen und bei Hofe zu Hause, und spiegelt in seinem offenen, natürlichen und witzigen Sinn alle Richtungen des damaligen Lebens auf das Anschaulichste wieder. Seine ernsthaften Schriften sind pedantisch genug, um seinem eigenen Spott anheimfallen zu können. —

---

*) S. Auszüge aus diesem wenig gekannten Schriftsteller in L. Meister's Beiträgen zur Geschichte der teutschen Sprache und Nationalliteratur, Thl. I. S. 344 fgd. vgl. Flögel's Geschichte der komischen Literatur, Thl. III. S. 419.

## VIII. Die Sprachbildung des achtzehnten Jahrhunderts.

Das achtzehnte Jahrhundert begann mit einer rationaliſtiſchen Aufklärungsperiode für den deutſchen Stil. Es war Frieden im Lande, die Geſpenſter des Kriegs- und Soldatenlebens waren von den deutſchen Fluren gewichen und man begann das erſchütterte Daſein einen Moment lang wieder einzurenken in regelrechte Formen. Die Verwilderung und Ordnungsloſigkeit aller Zuſtände des abgelaufenen Jahrhunderts ſuchte nun den Gegenſatz einer correcten und muſterhaften Exiſtenz in allen Dingen zu erreichen. Mit der Wohlhabenheit des Friedens erwachte wieder die Bequemlichkeit, der Genuß, und der Antheil an den Muſen, ſoweit derſelbe nicht etwa zu einem unbequem fallenden Pathos oder in die höheren Regionen führte. In dieſer Zeit kam das Sprüchwort in Deutſchland auf, daß Ruhe die erſte Bürgerpflicht ſei. Die Cabinette gruppirten ſich in den Conſtellationen des politiſchen Gleichgewichtsſyſtems, in der Kirche ſchwiegen einen Augenblick die katholiſchen und proteſtantiſchen Antipathieen, und die allgemeine Weltanſchauung war durch die wolfiſche Philoſophie nicht minder zu einer erſprießli-

chen Schwebe, zu einer gesunden Diät des menschlichen Geistes angeführt. Ordnung, System, Verstandesklarheit, wurden die höchsten Begriffe und Potenzen des Lebens. Alles was man fühlte und dachte mußte fortan Methode haben, und dann war man sicher vor den Gefahren und Abgründen, denen die regellose Willkür des Genies zutaumelt. Es schien, als hätte die Furcht vor dem Geist der Unordnung, dem das siebzehnte Jahrhundert erlegen war, um den Anfang des achtzehnten diese Epoche der Correctheit in den Gemüthern heraufgebracht.

In der Literatur war auf die kommende Erscheinung Gottsched's schon durch die Männer der sogenannten galanten und geistlosen Partei, die ihr Wesen vornehmlich in Hamburg und Niedersachsen trieben, wie prophetisch hingewiesen worden. August Bohse und Hunold, die unter dem Namen Talander und Menantes schrieben, der Licentiat Postel und einige Andere, waren die ersten seichten Aufklärer der deutschen Diction, indem sie rückgängige Bewegungen aus der Hoffmannswaldau-Lohensteinschen Manier in die nüchternste, aber galant sein sollende Correctheit unternahmen. Diese Schriftsteller, die eine Unzahl von Romanen, Gedichten und Theaterstücken zu Tage förderten, waren die ersten

Typen induſtriöſer Vielſchreiberei in Deutſchland. Sie kamen aus der Hoffmannswaldauſchen Schule her, bekannten ſich auch noch als Anhänger derſelben, und legten für ihren Meiſter, in dem lächerlichen Federkrieg mit dem Epigrammatiſten Wernike, eifrigſt ihre Lanze ein, aber ſie rühmten es ſich zugleich nach, die Ueppigkeiten des Hoffmannswaldau-Lohenſteinianismus auf das vernünftige Maaß der opitziſchen Correctheit wieder zurückgeführt zu haben. Im Grunde aber war es die abgeſtandene Neige dieſer Manier, die ſie auf ſorgfältig gepfropfte Flaſchen zogen und als unſchädlich gemachte Eſſenzen zur Blutreinigung feilboten.

Als der größte Reiniger erſchien aber bald nach ihnen der vielverſpottete Gottſched, mit ſeiner ebenſo correcten als tugendhaften Frau, Louiſe Adelgunde Victorie Gottſched. Dieſes literariſche Ehepaar und die deutſche Geſellſchaft in Leipzig bezeichneten eine neue Epoche des Geſchmacks, die nur durch die Gegenbewegungen, welche ſie erregte, bedeutend und folgereich wurde. Gottſched ließ ſich nicht erſt mit wohlmeinenden Verbeſſerungen des Gongorismus ſeiner Zeit ein, ſondern eröffnete ſich ſeine Bahn durch eine nachdrückliche Polemik gegen die hoffmannswaldauſche Manier, womit er in ſei-

nen Vorleſungen zu Leipzig debütirte. Die Pleiße-ſtadt wurde nun der Mittelpunct der correcten Literatur, mit der es Gottſcheden ein bitterer Ernſt war. Man kann ihm eine gewiſſe Größe der Perſönlichkeit nicht abläugnen, wenn man bedenkt, welche Ausdauer, Charakterfeſtigkeit, Conſequenz und Gelehrſamkeit er an die Aufgabe ſetzte, das ganze poetiſche Herz und Gemüth der Deutſchen zu einer fehlerfreien Rechenmaſchine abzurichten. Seiner Pedanterie, muß man ſagen, fehlte es nicht an Begeiſterung und Heroismus, um unerſchrocken, unter tauſend Anfechtungen des beleidigten Nationalgefühls, das vorgenommene Werk durchzuführen. Das Revolutionstribunal der Correctheit, das er in Leipzig aufgeſchlagen hatte, wirkte durch den Terrorismus der Richtigkeit gewaltig genug in die Nähe und Ferne. Unter Allen, die in ſeiner Manier geſchrieben haben, war er ſelbſt unſtreitig der Genialſte, und malte hübſchausgeſchnittene Froſtblumen an den Fenſtern des Kerkers, hinter dem er die deutſche Poeſie gefangen hielt. Mit Schaudern überblickt man die Verheerungen, welche hier der geſunde Menſchenverſtand anrichtete, indem er durch ſich allein zu ſchaffen wähnte. Gottſched war ein Wolfianer, und hatte aus dieſer Schule die katego-

rische Behandlung der Sprache, die besonders auf die reine, deutliche und logisch bestimmte Fassung der deutschen Prosa von Einfluß gewesen war, in die Literatur mitgemacht. Sein Irrthum bestand nur darin, daß er diese Prosa, in der eine formalistische Philosophie ihr abstractes und körperloses Leben abprägte, für das Ideal ansah, nach dem auch die Poesie Deutschlands geregelt werden müsse.

So gründete Gottsched gewissermaßen eine neue Einheit von Poesie und Prosa, indem er Alles prosaisch machte, was bisher in der deutschen Sprache poetisch gewesen war, und jede Eigenmächtigkeit der dichterischen Diction, der Wortstellung, Inversionen und Machtwörter mit Todesstrafe belegte. Alle Bäume und Gesträuche, oder was den ernsten Mann sonst durch Laubschatten, Blüthenduft und romantisches Gesäusel geniren konnte, hieb er nieder, und machte aus dem Dichterwald eine Landstraße, auf welcher der breitspurige Postwagen der gottschedischen Muse sicher einhertrabte, seine bestimmt abgemessenen Stationen einhielt, und zur richtigen Stunde an seinem Ziel anlangte.

Nachdem er dies undankbare Werk, Alles zu ebenen und richtig zu machen, vollendet, vergriff er sich aus Correctheit auch am Hanswurst, den er auf

dem deutschen Theater nicht länger leiden mochte, und die Truppe der Madame Neuber in Leipzig half damals seine Pläne verwirklichen, nur correcte und hanswurstlose Stücke, wie sie Gottsched und seine Gattin meistentheils nach dem Französischen in ehelicher Gemeinschaft verfertigten, aufzuführen. Es war wahrlich schade um Louise Adelgunde Victorie, daß sie an Gottsched gerathen war! In ihr schlummerte mehr Poesie, als Gottsched an seiner Seite vertragen konnte, wie ihre nach ihrem Tode erschienenen Briefe beweisen, welche ein liebenswürdiges, feines, kluges, wißbegieriges Gemüth abspiegeln, und als Briefton aus damaliger Zeit trefflich genannt zu werden verdienen*). Aber Gottsched, der sie in Danzig kennen gelernt hatte, als sie noch kaum sechszehn Jahre zählte, leitete sie früh zur Correctheit an, er nahm ihren für damalige weibliche Bildung ungewöhnlich regsamen Geist in seine Schule, und zog, nachdem er sie geheirathet, die erste Gottschedianerin aus ihr. Sie wetteiferten nun Beide in einer musterhaften aber unfruchtbaren Ehe mit einander in der Correctheit, wie sehr auch gerade die Correctheit sie hindern mochte, sich herzinnig zu lieben.

*) Dresden, 1771. 3 Thle. Herausgegeben von ihrer Freundin Dorothea Henriette von Runkel.

Aber auch Gottsched's Verdienste, namentlich die Reinheit seiner Diction, mit der er sich der Sprachmengerei gegenüberstellte, dürfen nicht übergangen bleiben. Herder, in den Fragmenten zur deutschen Literatur, nannte ihn in dieser Beziehung einen ruhmwürdigen Goldfinder (nach der Bedeutung dieses Wortes im Englischen), der den Stall des Augias mit herkulischer Hand durchwässert und gereinigt habe. Seine bedeutende Kenntniß der altdeutschen Literatur muß jedoch Gottscheden eher zur Schmach, als zum Ruhme gereichen, wenn man bedenkt, daß er, im Besitz dieser alten Schätze, wie ein blödsinniger Geizhals lieber Hunger dabei litt, als sie für den Gebrauch des Lebens nutzbar und flüssig zu machen. Hierin ließ er gerade seinen Gegnern, den verdienstvollen Schweizern Bodmer und Breitinger, eine Waffe in den Händen, mit der sie den Sieg über ihn davontrugen.

Diese Schweizer führten den Kampf gegen das gottschedische Geschmacksverderben mit ebenso viel Patriotismus, als geistiger Ueberlegenheit der Kriegführung. Von den ältern deutschen Sprachdenkmälern, von denen Gottsched nur Sammlungen, aber im gottschedischen Sinne veranstaltet, machten sie den wirksamsten Gebrauch gegen Gottsched selbst.

Bodmer studirte eifrig und mit Lust die alte, herrliche Sprache der Minnesänger, und stärkte das ermattete Nervenleben der deutschen Diction an diesen Urquellen des schwäbischen Zeitalters. Dazu fügte er die hochtönende Dichtersprache Miltons, und übersetzte das verlorene Paradies, um die Hülfstruppen der englischen Poesie gegen die französische und gottschedische Correctheit ins Feld zu stellen. Gottsched fragte freilich auch nach Milton nichts, und erklärte ihn von Leipzig aus in den Bann, sowie er sich auch über das Wunderbare in der Poesie, worüber Bodmer zur Rechtfertigung Miltons geschrieben, gravitätisch lustig machte. Er wollte auch die Teufel und Dämonen austreiben aus der deutschen Darstellung. In diesem Streite der beiden Parteien, der nun in helle Flammen ausbrach, glaubte Gottsched, auf seinen Professor Schwabe und seinen Doctor Triller gestützt, der ganzen Welt trotzen zu können. Aber Bodmer war ein heiterer und zugleich stahlgewappneter Mentor seiner Zeit, der sich, ungeachtet der Blößen, die seine eigenen Mängel darboten, nicht aus der Fassung bringen ließ, und mit klarem und scharfem Auge das nothwendige Erneuerungswerk der deutschen Poesie erkannt hatte. Er steht vor der Sonnenwende dieser neuen Periode,

wenn auch nicht als ein Kriegsgott, doch als eine anregsame polemische Gestalt da, die wetterleuchtend die neuzubetretende Bahn bezeichnete.

Ihn unterstützte sein Freund und Mitarbeiter Breitinger durch ästhetische und philosophische Untersuchungen, besonders in seiner kritischen Dichtkunst, auf eine bedeutende Weise. Breitinger war ein scharfsinniger, gelehrter und gemüthlicher Mann, der nicht die joviale Keckheit der Bodmerischen Polemik an den Tag legte, aber dafür gründliche und geläuterte Beobachtungen anstellte, in einer Sprache, die meistentheils reiner und gediegener ist, als die Prosa Bodmer's, der sich in seinem Eifer oft nicht Zeit ließ, gut zu schreiben. Breitinger machte in seiner Poetik treffliche Bemerkungen über Sprache und Stil, namentlich über den Gebrauch der Kraft- und Machtwörter, die durch die Pedanterie der Gottschedianer, mit Ausnahme etwa der für ihre Polemik brauchbaren Kraft- und Schimpfwörter, fast gänzlich aus der deutschen Diction vertrieben waren.

Die ersten Schwalbenvorboten der schönern Poesie ließen sich auch schon in Haller und Hagedorn vernehmen. Die charaktervolle Sprache des ernsthaften Haller tönte für sich allein, unbekümmert um die Manieren und Parteien ihrer Zeit, und er-

hob in ihrer harten aber gedankenkräftigen Weise die Gemüther zur Anschauung der moralischen Weltordnung, die sich freilich auch oft mit juvenalischer Bitterkeit bei ihm ausmalte. Seine eigenthümliche, energische Behandlung der deutschen Diction belebt auch die Prosa in seinen drei politischen Romanen, Ulfang, Alfred und Fabius und Cato, welche, wenn auch nicht Schönheit, doch Reinheit und feste, gediegene Haltung verräth. Was in Haller das gesunde und wohlthätige Element inmitten der Verschrobenheiten seines Zeitalters ausmacht, ist einmal die Naturanschauung, die, wenn auch mit moralischen und didaktischen Tinten versetzt, doch mit frischen Lebensfarben bei ihm heraustritt, und dann ein edler kernhafter Menschensinn, erhellt durch großartiges Wissen und Denken. Leichter bewegte sich der elegante Hagedorn, in seinen Liedern den Lebensgenuß singend. Er wirkte durch seine epikuräische Grazie verfeinernd auf den Geschmack, und erweckte den Sinn für Anmuth und Scherz, soweit es zu einer Zeit, die einen Gottsched hatte hervorbringen können, nur irgend möglich war.

Indeß nicht bloß diese zarten Vogelstimmen der Lyrik deuteten auf die kommende bessere Zeit, auch die Satire nahm ihr altes Recht wahr, die Pedan-

terie zu geißeln, und durch die Carikatur auf das Ideal hinzudeuten. Der übermüthige Poet Rost schien vom Schicksal dazu ausersehen, Gottscheden das Leben sauer zu machen, sowohl durch die Epistel des Teufels an Gottsched, die durch eine getroffene Veranstaltung dem Letztern auf einer Reise bei jeder Station, wo er verweilte, überreicht wurde, als durch die satirische Epopöe das Vorspiel, die zu dem Witzigsten gehört, was in dieser Gattung die deutsche Literatur hervorgebracht*).

Auch Liscov, der größte Satiriker des achtzehnten Jahrhunderts, der seinen ätzenden ironischen Genius in einer vortrefflichen Prosa leuchten ließ, kehrte seine gefährlichen Waffen gegen den schlechten Geschmack. Niemals hat Gott für elende Schriftsteller eine größere Plage geschaffen, als diesen unerbittlichen Geist, der sich seine Opfer nur in der Literatur suchte und so grausam war, einen „gründlichen Erweis der Nothwendigkeit und Vortrefflichkeit der elenden Scribenten" zu schreiben. Mit hohnlachendem Jubel schwingt er das Panier seines Spottes und saugt sich wie ein Vampyr an das

*) S. eine ausführlichere Notiz darüber in Flögel's Geschichte der komischen Literatur, Bd. 3. S. 512.

bloße Fleisch seiner Gegner an. Dann ruht er nicht eher, als bis er die Leiche vor sich liegen sieht, und verläßt sie mit einem unangenehmen Lächeln. Dabei schrieb er selbst so vortrefflich, in einem kurzen, correcten, nachdrücklichen Stil, daß ihm Niemand etwas anhaben, noch sich darin mit ihm messen konnte. Hätte er das ganze Feuer seines Witzes, das er gegen einen Magister Sievers und Professor Philippi abbrannte, concentrirt, um einem Gottsched, dieser seltenen Gestalt der Satire, eine ewige Beleuchtung für die Nachwelt zu geben, so würde er sich damit ein dauerndes Kunstverdienst erworben haben, statt daß seine pamphletartigen Schriften bald die Vergessenheit überdeckte. Doch zucken auch viele Anflüge feiner und ächter Ironie um seinen Mund, merkwürdig in einer Periode, wo Sulzer in seiner Theorie der schönen Wissenschaften für das Wort Ironie noch keine eigenthümliche Bezeichnung kannte, sondern bloß Spott dafür setzte. —

Alle diese durcheinanderflackernden Lichter und Streifen am Literaturhimmel waren Zeichen, aber sie konnten noch nichts erfüllen. Der productive Genius, der sich jetzt des günstigen Zeitpunkts bemächtigen mußte, um neue Nationaltypen für Sprache und Geschmack hinzustellen, erschien in Klop-

ſtock, welcher der eigentliche Eroberer und Schöpfer der modernen Dichterſprache in Deutſchland wurde, Eroberer, weil er die engen Gränzen erweiterte, welche ihm die Sprache ſeiner Zeit vorhielt. Was Opitz als verſtändiger Reformer begonnen hatte, vollendete Klopſtock als umwälzendes Genie, auf einer tiefern und umfaſſenderen Grundlage. Er iſt das Genie der Sprache in dieſem Jahrhundert, und wirkte nicht ſo ſehr durch das Innere ſeiner Poeſie, als durch die Formen derſelben, mit durchgreifender Schöpfermacht. Klopſtock tränkte ſeine Diction zuerſt an den altdeutſchen Quellen, beſonders auch an Luther, und vermittelte dann durch eine etwas mühſame, aber feinſinnige und geiſtvolle Combination die deutſchen Elemente mit den römiſchen und griechiſchen Sympathieen unſerer klaſſiſchen Bildung. Dieſe aus modernen und antiken Vortheilen und Schönheiten combinirte Diction brachte er in einen kunſtvoll berechneten Guß, und machte ſie flüſſig mit einer originellen Begeiſterung, der an Urſprünglichkeit des Lebens und der Anſchauung nichts fehlte. Aber wenn man das Wirken der andern Geiſter, die bald gleichmächtig neben ihm aufſtanden, mit dem ſeinigen vergleicht, ſo iſt es immer

nur die Sprache seiner Zeit, die Klopstock vorzugsweise beherrschte, während Andern die Aufgabe zufiel, die Gesinnung, die Weltbildung, die Humanität und das Urtheil ihres Jahrhunderts neuzugestalten. Klopstock hatte herrliche Gefühle, ein reiches Dichterherz für Liebe und Freunde, schöne große Gedanken über Natur und Gott, doch brachte er es mit Allem diesen nur zu einem musikalischen Effect, zu einem tönenden Meisterstück der Sprache. Die Thränen, welche Schmerz, Liebe und Andacht bei ihm ausströmen, erstarren ihm unter den Händen zu Crystallen und Perlen, aus denen sich funkelnde Kränze zusammensetzen, und mitten in der hingerissenen Bewegung fängt man an, mit diesen schönen Steinen seines Gefühls zu spielen, oder sie wie kostbare Schmucksachen zu behandeln.

Aber die Wirksamkeit dieser Sprache war gewaltig und beispiellos, und zeugte neues Leben in der ganzen Literatur. Die correcte Literatur hatte seit Opitz in der Trittmühle des Alexandriners am sichersten und regelrechtesten gearbeitet. Klopstock schlug durch seine polymetrische Behandlung der deutschen Sprache den Weg zu ihrer Umwandelung ein. Die Anwendbarkeit unserer Sprache auf den polymetrischen Numerus der griechischen und römischen keck

vorausſetzend, ließ er die deutſche Natur voll Begeiſterung in dieſen fremden Bewegungen walten. Zwar war er in der kunſtreichen Bildung des Hexameters, durch den er die Alexandriner verdrängte, nicht um Vieles glücklicher, als ſeine übrigen Zeitgenoſſen, die darin mit den Quantitätsfähigkeiten der deutſchen Sprache dilettirten, denn das antike Geſetz der Quantität ſpielte auch in Klopſtocks Hexametern eine ſchlechte Rolle. Aber das Neue waren hier weniger die Formen, als vielmehr die Diction, welche eigenthümlich an dieſen Formen entſtand, ſowohl unter der Bedingung des Hexameters, als durch die hochfliegenden Sylbenmaaße der Oden, deren er zum Theil eigen erfundene, aber im antiken Sinne ſchuf. Herder bekämpfte zwar in ſeinen Fragmenten zur deutſchen Literatur die Meinung, als eigene der polymetriſche Charakter jener alten Sprachen der Deutſchen natürlich, aber er erklärte ſich zugleich gegen die Literaturbriefe, welche mehrere ſelbſtgebildete Sylbenmaaße Klopſtock's nur für „künſtliche Proſa" gelten laſſen wollten. Herder verglich dieſe klopſtock'ſchen Erfindungen mit dem Numerus der Hebräer, und wollte ſie eher die „natürlichſte und urſprünglichſte Poeſie" genannt ſehen. Es mochten freilich im damaligen Publikum, eben

wie im jetzigen, die Leute zu zählen sein, welche ein Odeumaaß, wie:

Weht sanft, auf ihren Grüften, ihr Winde!
Und hat ein unwissender Arm
Der Patrioten Staub wo ausgegraben,
Verweht ihn nicht!

anders denn als Prosa zu lesen verständen, da mehrere der lang angenommenen Sylben ebenso gut kurz gebraucht werden könnten, und umgekehrt. Auch hatte Gottsched seinerseits den Unterschied des Hexameters von der Prosa nicht einsehen können, was denn von dem Patriarchen der leipziger Correctheit nicht zu verlangen war, der sich schon deshalb mit der Messiade nicht einlassen konnte, weil auch Klopstock zu den Füßen Bodmer's gesessen hatte. Unter Denen aber, welche für Klopstock Partei ergriffen, befanden sich auch die Wolfianer, und der bekannte wolfische Vielschreiber G. F. Meier in Halle schrieb eine Beurtheilung der Messiade, die er einzeln erscheinen ließ. Denn obwohl Gottsched an der wolfischen Philosophie seinen Geist und seine Absichten genährt, so hatte diese Schule sich doch keineswegs mit ihm verschworen, und selbst seine Gegner, wie Breitinger, standen ihm mit wolfischen Ideen, die

Kritik der Poesie darauf begründend, gegenüber. Gottsched konnte sich nicht mehr retten, noch half es ihm, seine Ohren zuzuhalten, denn rings um ihn her summte und brauste es bald allgemein von antiken Versmaaßen und hochpoetischen Redensarten. Junge Prediger und Candidaten der Theologie hielten hier und da ihre Predigten sogar in Hexametern ab, und brachten Klopstock's Pathos und Odenschwung mit auf die Kanzel. Es war eine Bewegung entstanden, die national genannt werden mußte. —

Klopstock's poetischer Stil ist eine kunstvolle Vereinigung aller sinnlichen und geistigen Elemente der Sprache. Sein großer Takt, Bild und Gedanke in ein gleichberechtigtes Verhältniß zu einander zu stellen, brachte die feinsten und originellsten Nüancen der Diction hervor, schuf Wörter und Zusammensetzungen, in denen die Grammatik nach der ideellen Anschauung sich merkwürdig formen mußte, und wirkte selbst im Kleinen und Einzelnen durch überraschende Handgriffe der Sprache, durch die Kunst der Uebergänge, durch Partikeln, namentlich aber durch die Vorsatzsylben, mit denen er seine Zeitwörter bildete. So werden durch Wörter, wie *niederdonnern, herunterhallen, zujauchzen* und unzählige andere, die mit antikem Anflug geformt sind,

ganze Begriffe plastisch vor die Anschauung geführt. Noch eigenthümlicher läßt er die Poesie in der Diction walten, indem er das Concrete für das Abstracte, und an andern Stellen auch wieder den abstracten Ausdruck für den concreten zu setzen versteht. Ferner ist seine Behandlung des ganzen Periodenbau's bedeutsam für die Sprache sowohl, wie für die Elasticität der deutschen Darstellung. Die Verschlungenheit seiner metrischen Strophen brachte ihn zu einer Verkettung der Redesätze, wie sie in dieser Freiheit und Kunstsinnigkeit bisher noch nicht geübt war, Zwischensätze, Participialconstructionen, Weglassung der Hülfszeitwörter und Pronomina, Abkürzungen und frappante Verbindungen wurden dabei ebenso kühn als wirksam benutzt, und auch die Wortstellung im Einzelnen gewann dadurch oft einen originellen Charakter. So sehr hier das Vorbild der antiken Sprachen mitwirkte, so wurde doch die Productionslust der deutschen Sprache dadurch in ihrem eigensten Grundwesen aufgeregt, und auch für ihre neue Befähigung zur Kunst der Prosa empfing sie durch diese keckpoetische Periodisirung bildende Eindrücke.

Es entstand eine allgemeine Sprachgährung, unter deren bedeutungsvollen Wehen sich ein Genie

nach dem andern zur Erfüllung der neuen Epoche erhob. Wieland, Leſſing, Herder, Winkelmann, Goethe traten auf verſchiedenen Bahnen die Miſſion ihres Genius an. Das Bewußtſein, in eine die ganze Nation durchdringende Bildungsepoche der Sprache mit der Productionskraft der Ideen einzutreten, erleichterte das individuelle Schaffen und deren Erfolge. Herder beſchäftigte ſich in ſeinen Fragmenten zur deutſchen Literatur, die 1767 erſchienen, vorzugsweiſe mit Bildung und Ideal der Sprache, und ruft im dritten Fragmente aus: „Unſere Sprache iſt in der Zeit der Bildung! und das Wort Bildung der Sprache iſt beinahe als ein Loſungswort anzuſehen, das heutzutage Jedem auf der Zunge iſt, Schriftſtellern, Kunſtrichtern, Ueberſetzern, Weltweiſen. Jeder will ſie auf ſeine Art bilden; und Einer iſt oft dem Andern im Wege!" Wieland ſchlug in ſeiner Abhandlung über die Frage: „Was iſt Hochdeutſch?" — (Werke, Supplementb. 6. S. 326.) vor: die älteren Dialekte als Gemeingut und Eigenthum der ächten deutſchen Sprache anzuſehn und als eine Art von Fundgrube, aus der man den Bedürfniſſen der allgemeinen Schriftſprache zu Hülfe kommen könnte.

Ein Gedränge von neuen ausdrucksvollen For-

men und Wendungen war allgemein zu sehen, selbst in den unbedeutenderen Schriften. Man mußte erstaunen über Alles, was die Sprache aus ihren innersten Eingeweiden nun plötzlich herauskehrte, und was ihr doch ganz natürlich und eigen war. So hebt Petersen in seiner Preisschrift eine Fähigkeit der deutschen Sprache hervor, die in dieser Zeit besonders an ihr gepflegt und bemerkt wurde, nämlich die Erreichung eines Zwecks oder die Wirkung einer Handlung durch das bloße Verbum mit einer Präposition so stark und kurz auszudrücken, wie es im ähnlichen Fall keine andere Sprache vermöchte, z. B. Caffarelli hat sich zum Herzog gesungen, wo man fast in jeder andern Sprache umschreiben müßte: Caffarelli hat sich durch sein Singen ein Herzogthum erworben; oder, der Höfling hat sich zum Minister getanzt; der Schalk hat sich aus dem Gefängniß gelogen u. a. Diese poetische und sinnliche Stärke des Verbums, die abstracter Umschreibungen überhebt, weist auf verborgene Kräfte und Mittel der deutschen Sprache hin, die ihr eine unendlich auszudehnende Gewalt der Darstellung sichern. Was unsere Sprache allein durch die Mannigfaltigkeit der Accentuation zu erreichen vermag, zeigen ganz triviale Sätze, wie sie in den Rhetoriken ge-

wöhnlich aufgeführt werden, z. B. den Ring hat er mir gegeben, u. ſ. w., wo der Ton, ſo oft er ein anderes dieſer ſechs Wörter trifft, jedesmal eine völlig veränderte Gedankenreihe und Vorſtellung bezeichnet.

Ueberblickt man dieſe Bewegungen des Jahrhunderts, ſo muß man mit einem ſeltſamen Gefühl auch Friedrichs des Großen gedenken, der noch im Jahre 1780, als er ſeine merkwürdige Abhandlung de la litérature allemande ſchrieb, ſich nur von einer halb barbariſchen Sprache umgeben ſehen wollte, und das ſprühende geiſtige Leben in derſelben nirgend gewahr wurde. Auf einer ſkeptiſchen Weltbildung fußend, für die der einheimiſche Zuſtand der Sprache und Literatur allerdings ungenügend und ohne Nahrung war, mühte ſich der große Monarch noch am Ende ſeiner Tage auf eine faſt rührende Weiſe ab, Verbeſſerungsvorſchläge für das Emporkommen ſeiner vaterländiſchen Literatur zu thun. Den erſten Anſtoß nahm er an der Sprache, ihrer Rauhigkeit, und ihrer Trennung in verſchiedene Mundarten, ſodaß, was man in Schwaben ſchreibe, unverſtändlich in Hamburg ſei u. dgl. Dabei konnte er jedoch den franzöſiſchen Maaßſtab keinen Augenblick fallen laſſen. Er wünſchte eine Art von akademi-

schem Dictionnaire, um in einer Sammlung von ausgewählten Wörtern und Redensarten etwas Allgemeingültiges für die deutsche Sprache festzustellen. Er wußte nicht, daß die productiven Umwälzungen, welche das Deutsche allein gestalten und zu einem nationalen Canon hinführen können, bereits tiefe Wurzel im Volke gefaßt hatten. Diese Selbsttäuschung des großen Königs wurde mehr mit Schweigen als mit Klagen hingenommen, aber F. A. Wolf, der eine vortreffliche Schrifft „über ein Wort Friedrichs des Großen von deutscher Verskunst" geschrieben, behauptet irrig, daß die Klagen über Friedrichs unpatriotische Sprachvernachlässigung erst dann lauter wurden, als man gelernt habe, in vernehmlicherem Deutsch zu klagen, und sich nicht mehr schämen durfte, über Verachtung einheimischer Barbarei in barbarischen Tönen zu murren. Schon viele Jahre vor Erscheinen der Schrift über die deutsche Literatur hatte auch Klopstock seine Ode: Kaiser Heinrich (1764) gesungen, und darin in seiner hochtönenden Weise fast zu hart beklagt, daß Friedrich nur

„um Galliens Pindus irrte."

Friedrich der Große schlug in seiner Abhandlung de la litérature allemande vor, die deutsche Rede

durch Ueberſetzungen der Alten gedrungener und energiſcher zu machen. Er tadelte mit Recht die weitſchweifige Schreibart der deutſchen Schriftſteller und ihre Sucht, durch Häufung von Einſchiebſeln die Sätze in die Länge zu ziehn; am Ende einer langen Seite finde man oft erſt das Verbum, auf dem der Sinn des ganzen Redeſatzes beruhe; ſie ſeien, anſtatt reichhaltig und mannigfach zu ſein, ſo gedehnt, daß man eher das Räthſel der Sphinx als ihre Gedanken errathen könne. Durch Ueberſetzung des Thucydides und Xenophon, des Demoſthenes, Marc-Aurel, Cäſar, Salluſt, Tacitus, und von den Franzoſen des Rochefoucault, der perſianiſchen Briefe, des Geiſtes der Geſetze, würde die Sprache genöthigt werden, alle müßigen Ausdrücke und unnützen Worte zu vermeiden; unſere Scribenten würden dann allen ihren Scharfſinn zur Zuſammendrängung der Gedanken aufwenden müſſen, um in der Ueberſetzung die an der Urſchrift bewunderte Kraft zu zeigen. Um aber die harten Laute in der Sprache ſelbſt zu ſänftigen und wohltönender zu machen, kam Friedrich auf ein gewaltſameres Auskunftsmittel, nämlich allen Zeitwörtern mit den unendlich monotonen Endungen auf — en ein A hinten anzuſetzen, Sagena für Sagen u. ſ. w., wodurch das Deutſche

allerdings zu italieniſchen Melodieen ſich heranſchmeicheln könnte*). Ihn wandelte freilich dabei ſogleich die richtige Beſorgniß an, daß, wenn auch der Kaiſer ſelbſt mit ſeinen acht Kurfürſten auf einem feierlichen Reichstag dieſe Ausſprache durch ein Geſetz einführen wolle, es doch aller Orten heißen möchte: **Caesar non est super Grammaticos**, und das Volk bei ſeiner hergebrachten Mundart verharren würde.

Bei ſolchen Vorurtheilen und ſolchen Conflicten, in denen ſein fremdgebildeter Geiſt zu der einheimiſchen Nationalſprache ſtand, muß man Friedrich des Großen Individualität darin erkennen, daß er nicht in deutſchen Lauten ſeine geiſtigen Bedürfniſſe befriedigte. Schleiermacher ſagt einmal ſehr treffend über die ſprachliche Bildung Friedrichs: „Unſerm großen König waren alle feineren und höheren

*) **Oeuvres de Frédéric II. publiées du vivant de l'auteur T. 2. p. 87. (de la litérature allemande): „Il sera plus difficile d'adoucir les sons durs dont la plupart des mots de notre langue abondent. Les voyelles plaisent aux oreilles; trop de consonnes rapprochées les choquent, parcequ'elles coûtent à prononcer, et n'ont rien de sonore: nous avons de plus quantité de verbes auxiliaires et actifs dont les dernières syllabes sont sourdes et désagréables, comme sagen, geben, nehmen: mettez un a au bout de ces terminaisons et faites — en sagena, gebena, nehmena, et ces sons flatteront l'oreille.“**

Gedanken durch eine fremde Sprache gekommen, und dieſe hatte er ſich für dieſes Gebiet auf das innigſte angeeignet. Was er franzöſiſch philoſophirte und dichtete, war er unfähig deutſch zu philoſophiren und zu dichten. Wir müſſen es bedauern, daß die große Vorliebe für England, die in einem Theil der Familie herrſchte, nicht die Richtung nehmen konnte, ihm von Kindheit an die engliſche Sprache, deren letztes goldenes Zeitalter damals blühte, und die der deutſchen um ſo Vieles näher iſt, anzueignen. Aber wir dürfen hoffen, daß, wenn er eine ſtreng gelehrte Erziehung genoſſen hätte, er lieber würde lateiniſch philoſophirt und gedichtet haben, als franzöſiſch.“*)

Das Urtheil, welches Friedrich in der Abhandlung **de la litérature allemande**, bei Gelegenheit des Götz von Berlichingen, über Shakeſpeare fällte, beweiſt freilich kaum die Möglichkeit einer wahlverwandten Hinneigung für das Engliſche. Dagegen gewährte Friedrich, wenn er auch in ſeinen Landen nichts für die Kunſt deutſch zu ſchreiben that, doch

*) S. Schleiermacher's Abhandlung über die verſchiedenen Methoden des Ueberſetzens (in den Abhandl. der berl. Akademie 1812—13.) S. 165.

Schreib- und Gedankenfreiheit, diese ersten Grundelemente alles guten Schreibens und Darstellens, und man kann sagen, daß er dadurch mehr und ruhmwürdiger für das Emporkommen der deutschen Literatur gewirkt, als wenn er selbst deutsch geschrieben oder seine Besserungsprojecte mit der **litérature allemande** in Ausführung gebracht hätte.

## IX. Verhältniß von Poesie und Prosa im achtzehnten Jahrhundert.

Die neue Dichtersprache, welche Klopstock gegründet, suchte sich noch entschieden von dem Sprachgebrauch der Prosa zu trennen. Klopstock wollte der Prosa, die er besonders in den Grammatischen Gesprächen so originell handhabte, keine eigentlich poetischen Freiheiten weder in der Diction, noch in der Wortstellung einräumen, und schrieb mit steinernem Griffel hartkantige, aber festausgebildete Sätze. Sein prosaischer Stil hat die rauhe Größe der Wahrheit, und sieht es auf den Effect der Ueberzeugung, nicht auf den Eindruck der Schönheit ab. Diese

treffliche Prosa erstarrt jedoch bald in Monotonie und Einseitigkeit, da sich der Schreibende kein subjectives Genüge, keine Befriedigung von Phantasie und Gemüth, nach Herzenslust darin verstattet. Es fehlt ihr Licht und Schatten, Luft und Wärme, und man sieht zuweilen die mühsamen Wendungen, mit denen der Stilist dem Dichter aus dem Wege geht. Inzwischen bildete sich die Prosa auf populairem Wege wenn auch kunstloser, doch zu natürlicher Leichtigkeit in dieser Zeit aus. Die literarischen Bedürfnisse waren im deutschen Publikum unerwartet rasch gestiegen, und ein gleichmäßigeres geistiges Interesse verbreitete sich mehr als jemals durch alle Klassen der Gesellschaft. Die Journalistik, die um diese Zeit ihre lehrreichen und kurzweiligen Wochenvisiten in Deutschland begann, trug Vieles zu einer harmonischen Vertheilung von Sprache und Bildung bei, wie pedantisch auch sonst noch der Zuschnitt sein mochte, in dem sie auftrat. Diese Wochen- und Monatsschriften, die bald als „Jünglinge," bald als „Greise," bald als „Aufseher" und „Zuschauer," „Freigeister" und „Aerzte" das Publikum fesselten, brachten eine gewisse Geschmeidigkeit in den Ausdruck des wirklichen Lebens und machten die Sprache der deutschen Prosa flüssig. Eines ei-

genen Genie's der Prosa aber bedurfte es, um in ihr einen höheren Charakter zu schaffen, der sie an innerer Berechtigung nicht mehr hinter der Poesie zurückstehen ließ. Ein solches zeigte sich in Lessing.

Dieser sonnenhelle Kopf gewann seinen eigenthümlichen Einfluß auf die deutsche Literatur besonders durch den Geist der Prosa, der ihn durchdrang und in Bewegung setzte. Das scharfgeschliffene und zersetzende Wesen seines Genius, diese stillangeglühte Begeisterung des Verstandes, dies heimliche Dichten der Combination, diese leuchtende klare Ruhe in immerbewegter Gedankendialektik, waren schon als ein höheres Element von Prosa charaktergemäß in ihm vorhanden. Eben als prosaisches Genie wurde er der nothwendige Einschlag in die Bewegungen des Geschmacks und der Geistesbildung seines Zeitalters. Diese Gleichmäßigkeit der poetischen und prosaischen Bedürfnisse seines Naturells stellt in ihm einen helldurchleuchteten Charakter der Prosa dar, in dessen gestählter und von innen her erwärmter Gesinnung alle Vorurtheile gegen das Prosaische verschmolzen. Lessing nahm alle diese Elemente seines Wesens in seine Darstellung auf, ohne die Prosa poetisch, oder die Poesie prosaisch zu machen, aber eine fein nüancirte Mittelgestaltung ging daraus bei ihm hervor,

die als Eigenthum einer besonderen Individualität zu betrachten ist. Als den poetischen Höhepunkt seiner Prosa kann man die Sprache der Dramen, namentlich der Emilia Galotti, bezeichnen. Bei allen dichterischen Anlässen der Situation, die ihn auf das hohe Meer des Pathos und der Leidenschaft hinausweisen, behält doch die Diction stets ein gewisses prosaisches Maß, und zügelt die Bewegungen der Phantasie durch kluge Berechnung. Dagegen ist das Poetische oft in die innere epigrammatische Gedankenwendung verlegt, und steigt hervor aus lakonischen Wortblitzen und tiefgedachten Antithesen. Kühne Inversionen erschüttern zuweilen den ebenen Strom dieser Diction, leise Andeutungen sind auf eine umfassende Wirkung berechnet. In den kritischen, polemischen und didaktischen Schriften Lessings kehrt sich mehr die ätzende Kraft, die scharfe perspectivische Gedankenbeleuchtung seiner Prosa, heraus, ohne selbst bei strengerer Wissenschaftlichkeit an der Genialität der Behandlung zu verlieren. In diesem Genre der Darstellung vertritt bei ihm das Witzige die Stelle des Poetischen, und die kurze und einfach pointirte Satzbildung bringt Effecte hervor, die das Gemüth stärker fesseln, als die blendendste dichterische Diction. Die Klugheit gilt oft statt der Schön-

heit, aber sie befängt und beherrscht uns ebenso anmuthig, wie diese. Ein gewisser Uebermuth spielt mit seinen eigenen Gedanken, sieht eine Zeitlang ruhig und kaltherzig ihren Verwickelungen zu, weidet sich sichtlich und mit bedeutsamem Lächeln an dem Schein der grausamsten Consequenzen, und faßt dann mit raschem Griff alle ausgeworfenen Fäden zu einer Totalwirkung zusammen.

Die Oekonomie und Lichtervertheilung in Lessings Stil ist ebenso bewundernswürdig, als die geistige Spannkraft in Worten und Wendungen, die Bestimmtheit bei aller Leichtigkeit, die ironische Grazie, welche die eigentliche Seele seiner Darstellung ist. Daß sich Lessing in manchen Stücken nach Diderot's Schreibart gebildet, hat Karl Rosenkranz in einem Aufsatz über Diderot nicht mit Unrecht hervorgehoben. Seine Diction stärkte und bereicherte Lessing aber besonders aus den Fundgruben unserer älteren Sprache, aus denen er viel Gold und Erz der deutschen Rede hervorzog und auf sinnreiche Weise in neuen Umlauf brachte. Auch in grammatischer Hinsicht wußte Lessing Rath, größeren Klang, Harmonie und Festigkeit in den deutschen Satz zu bringen, indem er besonders der oft unbequemen Hülfszeitwörter, namentlich in Zwischensätzen, sich zu entledigen

wußte. Die eigenthümliche Prägnanz seiner Satzbildung zeigte sich vorzugsweise tauglich in der dialogischen Behandlung der Sprache, die ihm meisterhaft gelang, und auch auf die gesellschaftliche Bildung zurückwirkte. —

Die mehr kritische Schönheit und Vollendung, welche die deutsche Prosa durch Lessing erhielt, erhöhte sich zu einer plastischen und poetisch durchhauchten in den Kunstdarstellungen Johann Winkelmanns. Seine Sprache empfing von den Gegenständen, mit denen sie sich beschäftigte, die schönsten Eindrücke, und verräth die an den Kunstwerken eines glücklichen Menschenalters genährte und erheiterte Anschauung. Winkelmann gestaltete den deutschen Stil zu einem beweglichen Lebensgebilde, das, vor uns hintretend, einen bestimmten Endzweck auf das Gemüth zu erreichen strebt. Was er geschaut und in seine trunkene Vorstellung aufgenommen, will er so hinstellen, daß es nicht bloß ideell beschrieben, sondern auch sinnlich heraustreten und empfunden werden soll. Seine Schilderungen der Statuen sind in diesem Sinne Meisterstücke deutscher Schreibart, einfach, naturvoll und doch erhaben, durchwärmt von Begeisterung und umschwebt von einer unnachahmlichen Heiterkeit. Winkelmann brachte

in die Prosa das Element der Phantasie, aber umgränzt von künstlerischer Hand, und gehütet im richtigen Ebenmaaß ihrer Bilder. Er schrieb, kann man sagen, seine Ideen für das Auge, und ein schönes, schauendes Auge blickt uns klar aus seinen Darstellungen an. Daß er in Italien, umgeben von ganz andern Einflüssen der Bildung und des Himmelstrichs, seine Geschichte der alten Kunst dennoch in vaterländischer Sprache geschrieben, verdient seinem patriotischen Sinn für die deutsche Literatur hochangerechnet zu werden, um so mehr, da er sich der deutschen Kunstsprache erst neuschaffend dazu bemächtigen mußte. Die Kürze und Bündigkeit seines Stils erinnert auch in grammatischer Hinsicht an antike Maaßhaltung, und meidet alles Ueberflüssige und Schnörkelhafte, worunter die Einheit des Bildes beeinträchtigt werden könnte, mit feiner Würde.*) —

Auf dieser Stufe künstlerischer Ausbildung war die deutsche Prosa zum ersten Mal fähig gemacht, der poetischen Anschauung mit aller Freiheit zu die-

*) Vgl. Goethe's Schrift: Winkelmann und sein Jahrhundert, S. 427 u. 464; doch gehört die letztere Stelle einem eingelegten Aufsatz an, der, wenn wir nicht irren, von F. A. Wolf herrührt.

nen. Der Unterſchied von Poeſie und Proſa, der ſich ſonſt im Inhalt ebenſo ſehr wie in der Form feſtgeſetzt hatte, wich der Macht des Inhalts, welcher jetzt in allen Formen der Literatur ſich gleichmäßig zu regen begann. Die deutſche Production arbeitete nunmehr auf die Einheit von Poeſie und Proſa hin, und erreichte ihre vollkommenſte harmoniſche Verſchmelzung zuerſt im Werther, dieſem urſprünglichſten Naturerguß der modernen ſkeptiſchen, Alles zerſetzenden und aſſimilirenden Gemüthsſtimmung. In dieſem Product erſcheinen zuerſt die Schranken zwiſchen Poeſie und Proſa völlig durchbrochen, und alles Pathos der Dichtung, alle Schmerzen und Herrlichkeiten der Gefühle, ſind in das Uferbett der Proſa übergeſtrömt. Zwar hatte ſchon Herder, ſelbſt in ſeinen wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen, eine gewiſſe poetiſche und poetiſirende Proſa geführt, die jedoch mehr in einer träumeriſchen und phantaſirenden Manier beſtand, mit der ſein unruhiger und unbefriedigter Geiſt überall Blüthen herauszuſchlagen ſuchte, ſogar aus gelehrter Forſchung. Aber Herder war kein Meiſter der proſaiſchen Darſtellung, und mit Ausnahme ſeiner vortrefflichen Schulreden und mehrerer Partieen in den Ideen zur Philoſophie der Geſchichte, ſchrieb er einen zerlaſſenen,

verſchwommenen, bald mit zu dicken, bald mit zu verwaſchenen Farben getünchten Stil.

Goethe bildete ſein Naturell frei und ungezwungen in die deutſche Darſtellung hinein, und gab ſeiner Sprache überall das productive Gepräge ſeiner Perſönlichkeit. Sein großer Welt- und Lebensſinn drückte ſich in ſeiner Schreibart ebenſo originell für die idealen Anſchauungen wie für die Bezüge des wirklichen Lebens aus, und ſelbſt im Werther iſt neben aller poetiſchen und ſpeculativen Extaſe auch der wohlgetroffene Ton deutſcher Familienhäuslichkeit und Alltäglichkeit zu hören. Im Götz von Berlichingen und Egmont ſind die volksthümlichen Laute und Kräfte der deutſchen Sprache mit genialer Freiheit aufgeboten, und der energiſche Stil erſcheint mit allen Kernausdrücken der Nation, bis auf jenen berüchtigten in der erſten Ausgabe des Götz gewaffnet. Der gewöhnlichen Wirklichkeit ferner ſtehend, auf idealen Sonnenhöhen, wandelt die ſanftgezügelte Sprache des Taſſo und der Iphigenia dahin, während feinausgebildet, mit allen Rückſichten der Geſellſchaft, die Wirklichkeit ihren angemeſſenen Stil im Wilhelm Meiſter und den Wahlverwandtſchaften ſich erſchafft. Der Roman iſt diejenige Kunſtform, in welcher die Einheit von Poeſie und

Prosa schon durch die Idee des Kunstwerkes selbst geboten wird, indem die realen und gegebenen Lebensverhältnisse sich darin mit den höheren und allgemeinen Anforderungen der Weltansicht durchdringen. Die dichterische Prosa des Werther setzte sich aber in den beiden andern Romanen Goethe's auf ein geklärteres und ruhigeres Maaß der Diction zurück und fesselte die poetischen Ausschweifungen durch den geselligen Ton und Anstand der Darstellung, der eine bedeutsame Heranbildung auch des deutschen Privatlebens bezeichnet. Das radicale Element im Werther, das auch im Stil allen frei umherschwärmenden Natur- und Frühlingstrieben der Subjectivität folgt, ordnet sich im Wilhelm Meister und den Wahlverwandtschaften mit Grazie den Bedingungen der Gesellschaft unter, die mit aristokratischen Einflüssen die feingeschliffene Schreibart behaucht. Doch nimmt die Prosa auch hier nach Maßgabe des Inhalts einen größeren oder geringeren Schwung, und versagt sich bei einer Erhebung ihres Gegenstandes keine Blüthen und Farben der Sprache, obwohl stets innerhalb einer leisen Nüancirung gehalten. Diese Nüance zu treffen, ist die eigentliche Kunst derjenigen Prosa, welche zur Form für das poetische Kunstwerk geworden ist, aber diese übrig

bleibende Gränze zwiſchen Poeſie und Proſa iſt nicht anders beſtimmbar, als nach den Geſetzen der Individualität und des von ihr behandelten Gegenſtandes, aus denen jedesmal der richtige Darſtellungston hervorgeht. Die höchſte Periode der Ausbildung für die Proſa beginnt aber dann erſt, wann, wie jetzt, die dynamiſche Verſchiedenheit der poetiſchen und proſaiſchen Formen ſich aufgehoben hat. Die Proſa dringt nun in alle Gattungen der productiven Literatur ein, und wird jedes Inhalts in eigenthümlicher Weiſe mächtig, indem ſie ſelbſt, nach dieſem Inhalt ſich mannigfach wandelnd, unter den verſchiedenſten Aufgaben den größten Reichthum in Wendungen, Sprachtönen und Harmonie der Darſtellung offenbart. Goethe aber belebte ſeine Proſa auch durch viele poetiſche Freiheiten der Grammatik, und die Kritiker jener früheren Periode klagten ihn namentlich wegen des zu häufigen Gebrauchs von affectirten Ellipſen an. —

# III.

# Die literariſchen Gattungen der Proſa.

## I. Die Prosa in der Poesie.

Wilhelm von Humboldt sagt in der Einleitung zu seiner Schrift über die Kawi-Sprache: „Die Poesie kann nur einzelnen Momenten des Lebens und einzelnen Stimmungen des Geistes angehören, die Prosa begleitet den Menschen beständig und in allen Aeußerungen seiner geistigen Thätigkeit. Sie schmiegt sich jedem Gedanken und jeder Empfindung an; und wenn sie sich in einer Sprache durch Bestimmtheit, helle Klarheit, geschmeidige Lebendigkeit, Wohllaut und Zusammmenklang zu der Fähigkeit, sich von jedem Punkte aus zu dem freiesten Streben aufzuschwingen, aber zugleich zu dem feinen Takt ausgebildet hat, wo und wie weit ihr diese Erhebung in jedem einzelnen Falle zusteht, so verräth und befördert sie einen ebenso freien, leichten, immer gleich behutsam fortstrebenden Gang des Geistes. Es ist dies der höchste Gipfel, den die Sprache in der Ausbildung ihres Charakters zu erreichen vermag, und der daher, von den ersten Keimen ihrer

äußeren Form an, der breiteſten und ſicherſten Grundlagen bedarf." —

Sobald wir in unſerer bisherigen Darſtellung die deutſche Sprache und Literatur auf dieſem Punkt haben anlangen ſehen, begegneten wir auch einer vorzugsweiſe dazu ausgebildeten Kunſtform der Proſa, welche dann vorwaltend auftritt, und in der die Aufnahmefähigkeit der proſaiſchen Sprache für das wirkliche und geſellſchaftliche Leben ſich als poetiſche Gattung geſtaltet.

Dies iſt der Roman, der eine ſo umfaſſende und elaſtiſche Formengebung hat, daß man zugleich die verſchiedenen Elemente der Poeſie, namentlich das Lyriſche und Dramatiſche, darin verſchmelzen ſieht. So erſtrebt er ein Totalbild der menſchlichen Richtungen in jeder Ausdehnung, und die Proſa erſcheint in ihm als das vereinende Geſammtorgan aller Zuſtände, ſie mögen poetiſch oder proſaiſch ſein. Die poetiſchen Elemente, welche den Roman hierhin und dorthin bewegen, muß die Darſtellung an eine Einheit der Form zu feſſeln ſuchen, die den eigentlich künſtleriſchen Charakter der Proſa ausmacht. Das Ideal in ſeiner mythiſchen Verhüllung iſt das Märchen, welches der Aufzeichnung durch die Proſa von Natur kaum angehört, und aus ſo poetiſcher

Anſchauung erwachſen iſt, daß man annehmen kann, die meiſten Märchen ſeien urſprünglich in metriſcher Form vorhanden geweſen, wenn ſie nicht etwa bei ihrer ſchriftlichen Ueberlieferung abſichtlich aus Poeſie in Proſa umgeſchrieben ſind. Den ſchillernden lyriſchen Farben des Märchenſtils gegenüber muß der Romanſtil ſeine ſtärkere reale Haltung zu behaupten ſuchen. Der Roman ſtößt in ſeiner Auseinanderlegung der Wirklichkeit auch auf das Ideal, bald tragiſch, bald ironiſch, aber er ſpielt nicht damit in lyriſcher Trunkenheit, wie das kindiſche Märchen, der Roman bezeichnet das Mannesalter, welches von Bewußtſein erfüllt und mit bedachten Fortſchritten auf das Höhere und Allgemeine, das vor ihm in der Ferne liegt, losgeht.

Es wurde früher erwähnt, wie in den Romanen zu Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts das Phantaſtiſche die Stelle des Idealen wunderlich genug vertrat. Gellert bezeichnete in ſeiner langweiligen „ſchwediſchen Gräfin" gewiſſermaßen die nüchterne Reſtauration dieſer phantaſtiſchen Romanenwelt, ohne zu einer idealen Behandlung gelangen zu können, da er nichts als das Muſter eines eleganten und correcten Romanenſtils darin aufſtellen wollte. Die Wirklichkeit des deutſchen Lebens behielt lange ihr ſteifes und ſprödes Zopfthum

an sich, ehe sie in Goethe's Romandarstellungen der freiere Geist der Geselligkeit durchdrang. Rabener, dieser Satiriker im altfränkischen Menuettschritt, giebt die galante Conversationssprache seiner Zeit noch in aller Breite wieder, obwohl sonst sein prosaischer Stil wegen Schönheit und Regelmäßigkeit damals sehr beliebt war und nur einige tadelhafte Einflüsse des gottschedischen Geschmacks an sich trug.

Welcher Abstand von dieser wohlgefälligen Sättigung in umständlichen Lebensformen zeigt sich aber plötzlich in den idealen Zerwürfnissen des Werther, dem alle bürgerliche Sprache und Einrichtung des Lebens zuwider ist! Der unklar begriffene Zwiespalt zwischen Ideal und Wirklichkeit malt sich hier in der höchsten poetischen Steigerung der Prosa ganz nach subjectivem Genüge aus. Der Werther hätte, ungeachtet seiner hohen poetischen Grundlage, nicht in Versen geschrieben werden können, das Element der Prosa, das seine Stellung zur bürgerlichen Wirklichkeit des Jahrhunderts festhält, ist ein nothwendiges in ihm. Die lyrischen Fluctuationen dieser Prosa bezeichnen aber eben so treffend den gebrochenen Zustand, in dem sich Individualität und Wirklichkeit damit gegen einander abzeichnen. Der Wilhelm Meister, dem Novalis mit Unrecht das Prosaische

als einen Mangel an Poeſie zum Vorwurf gereichen ließ, tritt aus der Mitte bürgerlicher Lebensproſa hervor, und die Darſtellung bewegt ſich darum in ruhiger Gleichmäßigkeit dieſes Elements vorwärts. Aber ein höheres ſoll zugleich in dieſem Roman erſtrebt werden, gewiſſermaßen eine ideale Proſa der Wirklichkeit, nämlich die ſchönſte Stufe menſchlicher und geſellſchaftlicher Bildung. Im Roman wird immer etwas geſucht, was noch nicht da iſt, Wilhelm Meiſter ſucht ſich ſelbſt ſogar erſt, d. h. er will ein Höchſtes ſeines Charakters hervorbringen. Er ſtrebt ſich von der Proſa ſeines Herkommens und ſeiner Umgebungen los, und daß auf der Seite der idealen Proſa, die dafür gewonnen werden ſoll, ein ariſtokratiſches Element mit ſeiner bevorzugten Lebensgrazie ſich hinſtellt, bezeichnet die Conſtellatioe nen des Jahrhunderts, dem der Roman angehört.

Dem Roman mit ſeiner Ausdehnung in die Breite und Ferne des Lebens ſteht die Novelle mikrokosmiſch gegenüber. Die Wahlverwandtſchaften mit ihren ſittlichen Conflicten, die ſich in die Gruppirung der Verhältniſſe verſtecken, tragen dem Stoffe nach mehr einen novelliſtiſchen Charakter an ſich, aber die epiſche Behandlung läßt das Gepräge des Romans hervortreten. Die Novelle, die weſentlich

aus den Verhältniſſen ſich erzeugt, wie der Roman aus dem Charakter des Individuums, iſt eine prismatiſche Zuſammendrängung der Wirklichkeit, mit Abſicht eines beſtimmten und ſchlagartig hervorzubringenden Effects. Die Lebensanſchauung der Novelle iſt nicht ſo univerſal und allſeitig, wie im Roman, der deshalb einer gemeſſenen und ausführlichen Auseinanderlegung ſeiner Formen bedarf; die Novelle fängt ihre Verhältniſſe in dem Brennſpiegel einer charakteriſtiſchen Abſicht, einer Zeittendenz, einer auf die Tagesbewegung berechneten Reflexion auf, und iſt nach ihren Gegenſtänden der verſchiedenartigſten Behandlung, der Vermiſchung des entgegengeſetzteſten Stils fähig. Dieſe Gattung kann alle Töne von Poeſie und Proſa mit genialer Willkür vereinigen, und iſt deshalb in neueſter Zeit der eigentliche Mittelpunkt für die productive Literatur der Proſa, oder für die Poeſie überhaupt, welche ſich mit der Proſa identiſch gemacht hat, geworden.

Die bürgerliche Lebensproſa des Romans hatte ſchon Jean Paul an der unaufhörlich wogenden Dichterbruſt ſeiner Subjectivität ſo voll mit Poeſie genährt und getränkt, daß Alles, ſobald er es darſtellte, ſchon durch ſeine Diction in einer poetiſchen Illumination der Wirklichkeit ſich zeigte. Die Ro-

mane von Jean Paul haben den neueren poetiſchen Novellenſtil in Deutſchland vorbereitet, der ſich von der jeanpaul'ſchen Diction nur durch eine piquantere Auslautung wirklicher Lebens- und Zeittöne unterſcheidet, und darum in vieler Hinſicht ſtraffer, materieller, und weniger in der Luft ſchwebend genannt werden kann. Tieck, der die romantiſche Diction ſeiner erſten Periode in die Novelle übertrug und mit rhetoriſcher Reflexion verſetzte, gab den Ausſchlag, die Novellengattung als eine Concentration aller poetiſchen Formen in der Proſa beſtimmt zu geſtalten. Das geſellſchaftliche Leben der Zeit wurde darin nach allen Seiten hin aufgegriffen, nicht ſowohl wie es war in ſeiner unmittelbaren und realen Erſcheinung, als vielmehr wie es ſchien, unter dem Reflex individueller Meinungen und Combinationen. Das Unbefriedigende der Tieck'ſchen Novelle beruht aber darin, daß ſeine Lebensanſchauung auf kein beſtimmtes Ziel hinweiſt, ſondern beſtändig in illuſoriſchen und ſophiſtiſchen Bewegungen ſchweben bleibt. Das Weſentliche in der Entſcheidung ſeiner Novellen liegt entweder in der Beleuchtung, die ein grelles, wunderliches Licht erzweckt, oder im Zufall, in deſſen Launen Tieck den eigenthümlichſten Abſchluß für die Novellendarſtellung ſieht.

Dieſe Grundanſicht, die Wirklichkeit in der Novelle zu behandeln, erſtreckt ſich bei Tieck bis auf die ſittlichen Verwickelungen, die er jedem poetiſchen Ungefähr preis giebt, und worin, ſeinem eigenen Geſtändniß zufolge, das beſonders Charakteriſtiſche der Novellenform beruht. In der Einleitung zum elften Bande ſeiner geſammelten Schriften hat ſich Tieck umſtändlicher über das Weſen der Novelle erklärt, und dabei beſonders Folgendes bemerkt: „Strebt die Tragödie durch Mitleid, Furcht, Leidenſchaft und Begeiſterung uns in himmliſcher Trunkenheit auf den Gipfel des Olimp zu heben, um von klarer Höhe das Treiben der Menſchen und den Irrgang ihres Schickſals mit erhabenem Mitleid zu ſehn und zu verſtehn: führt uns der Roman der Wahlverwandtſchaften in die Labyrinthe des Herzens, als Tragödie des Familienlebens und der neueſten Zeit; ſo kann die Novelle zuweilen auf ihrem Standpunkt die Widerſprüche des Lebens löſen, die Launen des Schickſals erklären, den Wahnſinn der Leidenſchaft verſpotten, und manche Räthſel des Herzens, der Menſchenthorheit in ihre künſtlichen Gewebe hineinbilden, daß der lichter gewordene Blick auch hier im Lachen oder in Wehmuth das Menſchliche und im Verwerflichen eine höhere ausgleichende Wahrheit erkennt. Darum iſt es die-

ser Form der Novelle auch vergönnt, über das gesetzliche Maaß hinweg zu schreiten, und Seltsamkeiten unparteiisch und ohne Bitterkeit darzustellen, die nicht mit dem moralischen Sinn, mit Convenienz oder Sitte unmittelbar in Harmonie stehn. Es läßt sich ohne Zweifel das Meiste und Beste im Boccaz nicht nur entschuldigen, sondern auch rechtfertigen, was Niemand wohl mit den spätern italienischen Novellisten versuchen möchte.*)" —

Dies Verhältniß der Novelle zur ethischen Weltordnung bleibt auf der einen Seite problematisch genug, um so mehr da Tieck selbst in seinen neuesten Erzeugnissen bewiesen hat, daß er Moralprobleme der Gegenwart keineswegs ohne Bitterkeit und Parteilichkeit in dem Novellenspiegel aufzufassen versteht; anderntheils legt die Novelle allerdings da, wo ihr diese Aufgabe zulässig ist, das Poetische ihrer Natur dadurch an den Tag.

---

*) In der Vorrede zu seiner Novelle: der junge Tischlermeister sagt Tieck ebenfalls: „er halte die Form der Novelle dazu geeignet, manches in conventioneller oder ächter Sitte und Moral Hergebrachte überschreiten zu dürfen, wodurch sie auch von dem Roman und dem Drama sich bestimmt unterscheide." — Vgl. über den Unterschied von Roman und Novelle auch Karl Rosenkranz, in seinen „poetischen und ästhetischen Mittheilungen" (Magdeburg, 1827.) S. 11 fg.

Tiecks Novellenstil ist im Einzelnen oft sehr vernachlässigt und ungleich, im Ganzen ist er poetisch durchhaucht, und besonders in den rednerischen und dialogischen Elementen eigenthümlich ausgearbeitet. Müllner machte sich den Spaß, ihm märkische Provinzialismen in seiner Schreibart vorzuwerfen. Die Phantasie erscheint in Tiecks Prosa durch Reflexion gezügelt, und reißt nicht in dem Maaße die Alleinherrschaft über das Prosaische an sich, wie bei Jean Paul, der die griechische Einfachheit der goethe'schen Romanprosa in eine festlich gekleidete, absichtsvoll sich bewegende und mit orientalischen Perlen behangene Schöne verwandelte. Jean Paul bildete freilich das Plastische und Musikalische des Stils mehr als irgend ein anderer deutscher Schriftsteller aus, aber seine stilistischen Intentionen erscheinen dabei oft zu gemacht. In Jean Paul's Geist und Gedankentracht, obwohl aus eigner Seelenquelle schöpfend, bewegt sich sein Wahlverwandter Leopold Schefer, der sonst, was seine hastig durcheinandertaumelnde Schreibart betrifft, zu denjenigen Schriftstellern gehört, die den Stil bloß für ein nothwendiges Uebel anzusehen scheinen, der da sein muß, um die Gedanken schreiben zu können. Gedanke und Form leben bei ihm in einer wilden Ehe, der

natürliche Band zwiſchen Inhalt und Darſtellung iſt nicht geſchloſſen. —

Findet die Proſa im Roman und in der Novelle ihren eigenſten poetiſchen Wirkungskreis, ſo ſchwankt dagegen das Drama in ihrer Anwendung, ſowohl auf dem Kothurn des Trauerſpiels, wie auf dem Soccus der Komödie. Das griechiſche Drama war gebunden an ſeine Rhythmen, es hatte an beſtimmten Stellen ſeine angewieſenen Formen, die den Inhalt ſyſtematiſch umſpannten, und die Sprache der Proſa nirgends einließen. Nur das jambiſche Sylbenmaaß des Dialogs hebt die vorgehende Handlung gewiſſermaßen aus den lyriſchen Grundbeſtandtheilen der Dichtung ſo heraus, daß eine Annäherung an die Proſa des wirklichen Lebens dadurch hervorgebracht wird*). Dieſen Eindruck der proſaiſchen Rede bewirkt der fünffüßige Jambus des modernen Dramas noch entſchiedener als der antike Trimeter. Die moderne dramatiſche Dichtkunſt hat überhaupt mehr oder weniger das Beſtreben gezeigt, die metriſche Gebundenheit zu durchbrechen. Shakſpeare wechſelte noch nach einer

*) Vgl. W. von Humboldt über die Kawi-Sprache, Einleitung, S. CCXLVIII.

sehr bestimmten Methode Prosa und Poesie seiner Darstellung, und hatte entschiedene Absichten bei dieser Trennung, indem, selbst im Lustspiel, das höhere ideale und poetische Element bei ihm des Verses bedarf. Für die deutsche Bühne ist die Frage, ob in der Recitation der prosaische oder der metrische Numerus vorwalten soll, nicht entschieden worden. In der Blüthenzeit der Schauspielkunst herrschte der prosaische Accent vor, nur ging Iffland darin vielleicht zu weit, daß er ohne alle Nüancirung die Verse völlig wie Prosa sprach. Engel sagte sogar damals (Mimik II. 112.): „In Deutschland hat man das versifizirte Trauerspiel längst begraben; wenn es noch hier und da, und gemeiniglich auf Befehl, gegeben wird, hat es nur wenig Zuschauer mehr: man ist Feind jener Declamationen und Tiraden, welche die Versification so natürlich mit sich führte, Feind jenes gespannten, stutzenden, übertriebenen Spiels, welches wiederum eine Folge von beiden, von Versification und redneriſcher Ausbildung war." —

Lessing's dramatische Prosa war freilich eine bessere Bildungsschule für die Schauspieler, als sie das abgekartete Tonmaaß des französischen Alexandriners gewähren konnnte. Diese Prosa war nicht auf die Declamation, sondern auf prägnante Cha-

rakterdarſtellung berechnet, und nahm, um mit allen Schlaglichtern ihrer raſchzuſammengedrängten Diction richtig wiedergegeben zu werden, das ächte Talent und die denkende Auffaſſung in Anſpruch. Der alte Gleim übte daher kein beſonders verdienſtliches Kunſtſtück aus, indem er ſich Leſſing's Philotas in Verſe brachte. Nur im Nathan, der ohne Zweifel weniger Poeſie hat, als die Emilia Galotti, fand ſich Leſſing ſelbſt zum Jambus veranlaßt, gewiß in dem Gefühl, das didaktiſche Element der Dichtung dadurch theils in eine mehr poetiſche Sphäre zu erheben, theils auch, es durch den Vers eindringlicher und feierlicher in ſeiner Haltung zu machen.

Iffland's Gemälde der bürgerlichen Wahrheit ruhten aber auf der Proſa als auf ihrem innerſten Lebensgrunde, und konnten dieſen daher auch in der Form nie verlaſſen.

Schiller ließ in der coloſſalen Kraftproſa ſeiner erſten Dramen, namentlich der Räuber, nicht bloß den ungeſtümen Naturtrieb des jugendlichen Genies ſich entfeſſeln, ſondern er bildete und bereicherte ſie auch aus den älteren Sprachquellen, beſonders aus Luther's Bibelüberſetzung, aus der er viele Kernausdrücke, auch von dem weniger decenten Gepräge, ſich aneignete. Später nahm er den jambiſchen Vers

mit dem Bewußtſein auf, daß er der proſaiſchen Rede am natürlichſten entſpreche und gleichkomme, doch verfiel er darin in das Rhetoriſche und Prunkredneriſche, das er zum Glück ſeiner Poeſie vermieden hätte, wenn er in der Proſaform ſeiner erſten Dramen, nur mit geläuterter Durchbildung und Ausſchmelzung, fortgefahren wäre. Schiller begründete auf dieſe Weiſe durch ſeine metriſchen Dramen wieder die declamatoriſche Unnatur der neueſten deutſchen Schaubühne, der Leſſing in der früheren Zeit durch ſeine dramatiſche Proſa kräftig zu wehren geſucht hatte. Und doch konnte die ganze Blüthenrhetorik der ſchiller'ſchen Diction ſelten bei der Bühnendarſtellung beſtritten werden; die Schauſpieler und Regiſſeurs ſahen ſich oft genöthigt, ſie auf ein gewiſſes proſaiſches Maaß zurückzuführen, um ſie mehr dem Raum der ſceniſchen Aufführung einzuordnen.

Tieck ſtreute in ſeine romantiſchen und mährchenhaften Dramen, die er zu Spielarten aller poetiſchen Formen und Maaße machte, nach Willkür auch die Proſa ein, doch traf er den Ton derſelben oft vortrefflich, namentlich in dem kunſtvoll durchgearbeiteten Blaubart.

Goethe ſchwankte bekanntlich bei mehreren ſeiner

Dramen, ob er ſie in Proſa dichten ſolle. Die Iphigenia arbeitete er, ihrem hochpoetiſchen idealen Ton gemäß, aus früherem proſaiſchen Entwurf in Verſe um, und ſtellte in ihr eine herrliche, gußfeſte Einheit der Form dar, während im Egmont in mehreren Partieen die poetiſchen und proſaiſchen Elemente völlig auseinanderfallen und durch die nicht gelungene Verarbeitung beider unangenehme Fluctuationen des Tons entſtanden ſind. Dagegen war die coupirte Proſa im Götz von Berlichingen von außerordentlicher Kraftwirkung, und bewegt ſich, ungeachtet ihres abgebrochenen und ſcheinbar nachläſſigen Tons, in einer feſten Charaktereinheit des Stils.

In dieſem dramatiſchen Schlagſtil war auch Lenz eigenthümlicher Meiſter, die Proſa ſeiner Schauſpiele iſt körnig und voll Energie, und überſtürzt ſich nur zuweilen in nachdrücklichen Effecten.

Gegenwärtig wäre der deutſchen Bühne wieder nichts mehr anzurathen, als die Proſa, die bei der Schwierigkeit, ſie gut zu ſprechen, die Schauſpieler zu einem Charakterſtudium nöthigen würde, deſſen die neuerdings noch ärger gewordene Verſchlammung durch Raupach's Declamationshelden überhebt. —

## II. Verhältniß der Prosa zur Weltbildung und den gesellschaftlichen Bedürfnissen.

Der Ineinsbildung von Poesie und Prosa in der productiven Literatur ist an Bedeutsamkeit gleichzusetzen das Verhältniß, welches die Prosa oder die Sprache des wirklichen Lebens zur Weltbildung und den gesellschaftlichen Bedürfnissen aufzeigt. Nur wenigen Schriftstellern verdankt die deutsche Darstellung eine höhere Entwickelung des Welttons, eine weltmännische Freiheit und Feinheit der Bewegung, die schon deshalb eine seltene oder künstlich hervorgebrachte Erscheinung unter uns ist, weil nur Schriftsteller literarisch, aber keine andern Einflüsse darauf zu wirken vermögen. Die gesellschaftlichen Mittel, unsere Sprache zu bilden und geschickt zu machen, sind bei uns gering anzuschlagen. Unsere Frauen haben nie einen Einfluß auf die deutsche Sprache gehabt, was sehr zu beklagen ist, wenn man sich denkt, was aus den Unterhaltungen mit einer Aspasia gebildete Griechen ihrer Zeit für Vortheile auch in dieser Hinsicht gezogen. Die höher gebildeten deutschen Frauen zeichnen sich meistentheils mehr in der Fertigkeit aus, irgend eine fremde Sprache zu erlernen und geläufig zu sprechen, als die deutsche

Sprache auch nur richtig zu handhaben, vielweniger das weibliche Naturell in ihr abzuprägen. Die Schriftsteller hingegen gerathen da, wo sie eine gesellschaftliche Leichtigkeit und Ungezwungenheit der Darstellung erstreben, bei weitem eher in ein burschikoses Element hinein, und zeigen einen garçonartigen Charakter der Schreibart, einen ungebundenen Junggesellenstil mit offenem Hals und herausflatterndem Hemdkragen. —

Der Einfluß Wieland's und Thümmel's auf einen gewissen weltmännischen Atticismus der deutschen Darstellung ist in unserer Literatur zuerst zu nennen. Das französische Element, das sonst nur immer eine Trennung unserer Sprache und Culturzustände bewirkt hatte, erhielt seine erste productive Verarbeitung in der deutschen Bildung durch Wieland, der, nachdem er eine ziemlich schwerfällige und moralisch correcte Jugendperiode seiner Schriftstellerei überstanden, plötzlich den Weg der Grazien und der freieren spielenden Weltweisheit betrat. Wieland schrieb freilich meistens eine schlechte, weitschweifige und schwerverdauliche Prosa, die nicht einmal rein von französischen Wörtern war, aber sein stilistisches Verdienst ist hier nicht sowohl gemeint, als vielmehr der freibeweglichere Charakter und Schwung,

den die deutsche Darstellung überhaupt durch ihn gewann. Viel höher und origineller in der Schreibart steht Thümmel da, dies wahrhafte Lebensgenie, dessen farbenstrotzender Pinsel sinnliche Lebendigkeit, gesellige Anmuth und einen feindurchbildeten Weltton in die Darstellung brachte. Thümmels Prosa hat meisterhafte Züge, voll poetischer Leidenschaft behält die Diction doch ihr harmonisches Maaß, und die Sprache schafft oft die treffendsten Bezeichnungen und Wendungen für neue Verhältnisse. Natur- und Reiseanschauungen fließen mit frischen Farben in seinen Stil über. Durch diese beiden Schriftsteller lernte die deutsche Sprache Vieles sagen, was ihr sonst fremd gewesen war, auch das Leichtfertige und Frivole, nicht in Fischart's Manier, sondern mit dem feinen, lächelnden Anstand des Weltmanns.

Diese Art des gebildeten Cynismus, wie sie in Thümmel sich äußerte, trat zum erstenmal in deutscher Sprache auf, in einem modernen Gewande sind wir ihm neuerdings wieder in der Gestalt des Verfassers der Briefe eines Verstorbenen begegnet. Fürst Pückler läßt sich in vieler Hinsicht mit Thümmel vergleichen, obwohl der Verstorbene ein höher entwickelter Typus des Reisenden im mittäglichen Frankreich ist, sowohl was die breitere Grundlage der

Zeitbeziehungen als der Gesellschaftsverhältnisse betrifft. Der vornehme Cynismus des Verstorbenen redet die Sprache einer bestimmten sociellen Sphäre, die sich darin abdrückt, die Sprache der exclusiven Gesellschaft, wie sie in ihrer bevorzugten Nonchalance sorglos und doch mit einer gewissen gemessenen Haltung sich gebärdet. Als Prosaist ist Thümmel vorzuziehen, er hat eine gewähltere Sprache, poetische Kraft der Schilderungen, feine Motive und Melodie des Stils, aber Pückler zeigt eine größere Individualität in seiner im Einzelnen vernachlässigteren Schreibart. An Unschuld und Durchtriebenheit, Ironie und Zartgefühl hält sich der Genius beider Schriftsteller vielleicht die Wagschaale, aber Pückler stellt charakteristischer und an bestimmten Gesellschaftszuständen dar, was Thümmel allgemeiner in den Regionen der Phantasie schweben läßt. Der Weltmann in Thümmel ist mehr Dichter als in Pückler, der Roué in Pückler ist auf geistvolleres Raisonnement gegründet als in Thümmel.

Zwischen beiden Charakteren liegt die gesellschaftliche Bildung und Gesinnung, welche Goethe's Schreibart nach dieser Seite hin repräsentirt, mitteninne auf einer leise bewachten Gränzlinie. Thümmel und Pückler bewahren den Anstand in ihren Aus-

drucksformen oder corrigiren seine innere Verletzung durch die äußere Grazie. Goethe behandelt das Zweideutige, wenigstens in seinen Romanen, lieber in Andeutungen mit unnachahmlicher Geschicklichkeit, als daß er seine Phantasie in Einzelausführungen glänzen ließe. Thümmel will oft glänzen, Pückler durch stimulirende Mittel reizen, Goethe will gefallen. Jene möchten die gesellschaftlichen Rücksichten ebenso gern durchbrechen im nämlichen Moment, wo sie ihnen schmeicheln, Goethe sucht sich immer in einen lösenden Einklang damit zu setzen und das Widerstrebende an den Normen seiner Individualität auszugleichen. Das Normale in Goethe's Stil und Gesinnung giebt ihm eine größere Gleichförmigkeit, und haucht seiner Prosa zuweilen etwas von seiner Canzlei über, wo die andern regelloser mit ihren Sätzen umherschweifen. Goethe's Naturell kehrt in der Geselligkeit am meisten das Behagliche und Behäbige heraus, und schafft sich auf diesem Grunde auch manche charakteristische Sprachformen, die ihm eigenthümlich sind. Das Wort behäbig selbst, die häufige Verbindung der Adjectiva mit gar, Formen wie hüben und drüben und viele ähnliche, die eine bequeme Beschaulichkeit ausdrücken, sind durch ihn beliebt geworden. Auch fremde Wörter verschmäht Goethe in sei-

ner Diction nicht, wo sie ihm in das gesellschaftliche Behagen des leichten Redeflusses hineinpassen. Die gesellschaftliche Schreibart der Deutschen leidet überall an Sprachmengerei, und wird, aller absichtlichen Mühe ungeachtet, viele ihr nöthigen Bezeichnungen sobald nicht darüber hinausbringen. Thümmel hat es in der Reinheit des geselligen Stils am weitesten gebracht, und wo er französische Ausdrücke einstreut, thut er es weniger aus Angewohnheit und Bequemlichkeit als im Fluge des Uebermuths, der nach den piquantesten Bezeichnungen hascht. Pückler dagegen überläßt sich in aller Naivetät dem Extrem einer Sprachmischung, die zuweilen barbarisch aussieht, doch verräth er auch oft einen feinen Takt dabei, daß er gerade die zweideutigen Partieen vorzugsweise mit französischen Wörtern färbt, und dadurch gefälliger und anständiger über das Anstößige weggleitet, wobei Einem mitunter eine Bemerkung von Leibnitz einfällt, der in seinen „Unvorgreifflichen Gedanken" (§. 71.) sagt: — „ich habe es zu Zeiten unsrer ansehnlichen Hauptsprache zum Lobe angezogen, daß sie nichts als rechtschaffene Dinge sage, und ungegründete Grillen nicht einmal nenne (inepta ignorat.) Daher ich bei denen Italiänern und Frantzosen zu rühmen gepflegt: Wir Teutschen hätten einen

ſonderbaren Probierſtein der Gedanken, der andern unbekannt; und wann ſie denn begierig geweſen etwas davon zu wiſſen, ſo habe ich ihnen bedeutet, daß es unſre Sprache ſelbſt ſey, denn was ſich darinn ohne entlehnte und ungebräuchliche Worte vernehmlich ſagen laſſe, das ſey wirklich was Rechtſchaffenes." — In der franzöſiſchen Sprache iſt es jedoch vornehmlich die Fähigkeit, die Dinge leicht zu bemänteln, welche ſie zur Sprache der Frivolität und Zweideutigkeit geſchickter macht als die deutſche; an ſich ſelbſt kann man gewiß nicht behaupten, daß die deutſche Sprache keuſcher ſei und weniger aufgelegt zum Cynismus, als die der übrigen neueren Völker. Die derbe Schmiede deutſcher Ausdrücke in dieſer Sphäre macht vielmehr die Vermittelung des franzöſiſchen Leichtſinns, der nur zu ſpielen ſcheint, wo das deutſche Wort ſchreckenerregend iſt, wünſchenswerth, und Leibnitz ſelbſt bemerkt zu ſeiner Zeit, in der von ihm angeführten Schrift (§. 112.): — „daß einige Sinn-reiche Teutſche Scribenten, und unter ihnen der ſonſt Lob-würdige Herr Weiſe ſelbſt, dieſen merklichen Fehler noch nicht abgeſchafft (den auch etliche Italiener behalten), daß ſie etwas ſchmutzig zu reden kein Bedenken tragen, in welchem Punct ich hingegen die Frantzoſen höchlich

loben muß,' daß sie in öffentlichen Schriften nicht nur solche Wort und Reden, sondern auch solchen Verstand vermeiden, und daher auch in den Lust- und Possenspielen selbst nicht leicht etwas zweideutiges leiden, so man anders, als sich gebühret, gemeynet zu sein vermercken könne. Welchem löblichen Exempel billich mehr als bisher geschehen, zu folgen, und zumahl heßliche Worte, ohne sonderbare Nothdurfft, nicht zu dulden. Es ist freilich in der Sitten-Lehre mit Sauberkeit der Worte nichts ausgerichtet, es ist doch aber auch solche kein geringes." —

Unter den Schriftstellern des achtzehnten Jahrhunderts, welche Weltbildung und feinen Gesellschaftston in ihren Werken ausprägten, ragte auch Justus Möser hervor, der Verfasser der osnabrückischen Geschichte und der patriotischen Phantasieen. Möser war zugleich Staats- und Geschäftsmann, und übertrug zuerst die Eindrücke eines ausgebreiteten Welt- und Menschenverkehrs, politischer und bürgerlicher Berührungen, in die deutsche Darstellung. Mit populairer Treuherzigkeit verbindet er die feinsinnigsten Motive, phantasiereiche Ausführung, witzige Beleuchtung, und ironische Ueberlegenheit, die sich einen sorglosen Anstrich zu geben weiß. Der

gelegenheitliche Charakter seiner Schriften, die er meistentheils bei städtischen und amtlichen Anlässen verfaßte, macht sie um so anziehender, indem sie dadurch dem Leben und den geselligen Verhältnissen näher stehen. Möser war ein heller und umfassender Kopf, mit scharfer Beobachtung durchdringt er die vaterländischen Zustände, wie die geheimen Winkel der menschlichen Herzen, und stellt seine lichtvollen Einsichten in einem sehr gehaltenen und graziös bewegten Stil dar. Seine Schreibart ist ebenso gebildet und besonnen wie seine Auffassung, rein und correct in ihren Formen, es ist die Schreibart ächt weltmännischer Bonhommie, die erste Verklärung des officiellen und diplomatischen deutschen Stils. In dieser Reihe kann auch Zimmermann, der über den Nationalstolz, über die Einsamkeit und über Friedrich den Großen geschrieben, genannt werden, obwohl der vornehme Weltton, dem er in seinen Schriften nachstrebte, mehr in einer krankhaften Ausartung bei ihm erscheint. Zimmermann steht als ein Opfer der Eitelkeit auch in seinem Stil da. Es giebt Schriftsteller, welche ihre Subjectivität auch in der Schreibart mit einer prickelnden und äffischen Selbstgefälligkeit und Selbstbespiegelung zur Schau tragen, und Zimmermann's krankes Gemüth, das

ſich vor eigener Ueberſchätzung nicht zu laſſen wußte, zeigt den ausgebildetſten Typus einer ſolchen Erſcheinung.

Bedeutſamer in jeder Hinſicht für die hier angeknüpfte Betrachtung iſt Peter Helfrich Sturz, der zu ſeiner Zeit einen großen Ruhm der eleganten und feinen Schreibart beſeſſen, und dieſen noch heut in einem eigenthümlichen Grade behaupten kann. Sturz war ein Mann der guten Geſellſchaft, der in der großen Welt und auf Reiſen ſich vielfältig gebildet hatte, wie beſonders ſeine Briefe aus Frankreich und England, die er im Jahre 1768 geſchrieben, beweiſen. Seiner ſehr abſichtsvollen Schreibart merkt man die fremde und namentlich in franzöſiſchen Einflüſſen gewiegte Bildung an, durch die er ſich ſeinen deutſchen Geſichtskreis erweitert hatte, in glänzenden Antitheſen reihen ſich ſeine Gedanken aneinander, Effecte, ein piquantes Colorit, hinreißende Wendungen, auffallender Ausdruck der Meinungen, werden erſtrebt, aber alle dieſe Elemente ſind mit außerordentlichem Takt und harmoniſcher Abrundung ineinandergearbeitet. Ein ſicherer Weltblick, mit Wärme des Herzens und erregbarer Phantaſie verbunden, ſchaut klug und umſichtig aus ſeinen Darſtellungen hervor, am glücklichſten aber baute

er in seiner Biographie des Grafen von Bernstorf ein bis dahin noch kaum betretenes Gebiet der Darstellung an. Man muß sich wundern, daß Friedrich der Große diesem Schriftsteller, dessen freigebildete Weltmanier ihm zusagen mußte, bei seiner Revüe der deutschen Literatur gar keine Aufmerksamkeit schenkte, was er jedoch, wenn er ihn gekannt, ohne Zweifel gethan haben würde*).

In der hier verfolgten Richtung tritt Varnhagen von Ense mit höherer und bewußterer Kunstvollendung ein, getragen von den reicheren Elementen, welche die moderne Anschauung und Zeitbildung einem solchen Alles verarbeitenden Geist zuführen mußte. Varnhagen schreibt nicht nur schön, seine Conception und Anschauung ist zugleich immer ein Meisterstück der Berechnung und ordnet als der innere Werkmeister die Sätze wie zu einer taktischen Demonstration. Möser und Sturz sind in dieser Sphäre einer verklärten officiellen Darstellung die

*) Vgl. indeß einen interessanten Brief über Sturz, im deutschen Museum, St. X. 1781. den der Staatsminister von Hertzberg auf Veranlassung einer Anfrage, warum Sturz in der Schrift **sur la litérature allemande** gar nicht erwähnt worden, geschrieben; wieder abgedruckt bei L. Meister, Friedrichs des Großen wohlthätige Rücksichten auch auf Verbesserung teutscher Sprache und Literatur (Zürich 1787. S. 85. fg.)

wahlverwandten Vorgänger Varnhagen von Enſe's, aber er übertrifft ſie an künſtleriſcher Einfalt der Behandlung und an univerſeller Weltanſicht. Den Einflüſſen des Staats- und Weltmanns auf die Darſtellung hat ſich bei ihm ein goethe'ſches Element zugeſellt, das, auf dem Grunde ſeines eigenen Naturells charakteriſtiſch durchbildet, ſeinen Stil in der Mitte erhält zwiſchen poetiſcher und diplomatiſcher Wirkung. Dieſe Miſchung iſt ſo originell und fügt ſich ſo ſehr zu einer entſchiedenen Individualität zuſammen, daß man Varnhagen's Stil nur mit Unrecht unter die Nachahmungen des goethe'ſchen reihen kann, obwohl ihm das öfters geſchieht. Auch im Einzelnen iſt mancher Unterſchied in der Schreibart, wie viele Vortheile auch Varnhagen darin Goethen abgeſehen, doch folgt Varnhagen in der reinlichen Sculpturarbeit ſeines Stils bis auf leiſe Wortſchnitzereien ſeinen eigenen Motiven, die er nach dem Gegenſtande und der damit beabſichtigten Wirkung abmißt.

Die Goethe'ſche Stilſchule, die fremde Perſönlichkeiten in goethe'ſchen Formen oft ſehr vortheilhaft aufzeigt, hat beſonders den verdienten Kanzler F. von Müller und den trefflichen Eckermann zu nennen, der ſeine reichhaltigen Mittheilungen aus goethe'-

schem Lebens- und Geistesverkehr noch nicht beschlossen hat.

Unter den Erscheinungen der neuesten Zeit, welche hieher gehören, ist auch die gesellschaftliche Virtuosität in mehreren Darstellungen von Eduard Gans, namentlich in seinen „Rückblicken auf Personen und Zustände," hier zu nennen. Gans hat in diesen Skizzen einen ächten humanen Salonton getroffen, der mit anziehender Leichtigkeit Menschen und Verhältnisse behandelt, übersichtlich und fertig Alles gruppirt, was sich der Beobachtung darbietet und in treffender Kürze, ohne nach der einen Seite zu tief, oder nach der andern zu weit zu gehen, die Gestalten zusammenfaßt und abfertigt. Die Einfachheit und Unbefangenheit seiner Schreibart ist kunstvoller, als sie in ihrem leichten Hinwurf für den ersten Augenblick erscheint. Der Charakter der ganzen Mittheilung hält sich in der Tonart des Gesprächs, man sieht den sprechenden, nicht den schreibenden Autor. Mit mehr koketten Manieren erstrebt Rumohr in seiner Darstellung den Saloncharakter, aber er erreicht die vielseitige Beweglichkeit und Harmlosigkeit von Gans nicht. Rumohr hat den vornehmen Stil einseitig cultivirt, und das goethe'-

ſche Behagen, das er dazu genommen, ſitzt ihm etwas ſteif und iſt nicht recht verarbeitet. —

Eine geſellige Seite des deutſchen Lebens, die ſich in der Literatur am reichſten erſchloſſen hat, ſtellt ſich in den Briefen dar, in deren vielfältigen Sammlungen in der letzten Zeit ein wahrer Nationalſchatz zu Tage gefördert worden. Seitdem Gellert als Reformator des deutſchen Briefſtils aufgetreten und ihn durch die Annäherung an das wirkliche und geſellige Leben von der Pedanterie des Ceremoniells möglichſt zu emancipiren geſucht, begann die deutſche Subjectivität ſich freier an dieſer Form zu entfalten. Durch die Muſterbeiſpiele, die Gellert aufſtellte, würde freilich die Briefſchreibekunſt nie eine höhere Grundlage gewonnen haben, wenn es nicht in der nationellen Natur gelegen, mit mehr Ausführlichkeit und Behagen ihr Innerſtes und Perſönliches in Briefen zu ergießen, als es ihr im mündlichen Geſpräch und Verkehr bequem iſt. Die einzelne Gehaltloſigkeit vieler Briefſammlungen, deren Hervortreten unſerer Zeit aufbehalten geweſen, kann im Allgemeinen die große Bedeutung nicht ſchmälern, welche dieſe Literatur der Briefe als Ueberlieferungen zu unſerer Culturgeſchichte, als Familiennachrichten aus dem innern Hausweſen unſerer

Nationalliteratur, zu behaupten berechtigt ist. Man hat mit Recht bemerkt, daß die Briefe der Deutschen die Stelle der Memoiren bei ihnen vertreten, doch wird, bei immer mehr entwickeltem Sinn für öffentliches Bewegen, auch die Form, in der wir über uns selbst zu sprechen fähig sind, sich erweitern und plastischer ausbilden. Denn soviel ist gewiß, daß unsere Nakommen wenigstens von der heutigen Generation keine solche Briefsammlungen überliefert erhalten werden, in der sich alle unsere Lebensbezüge und jeder kleine Winkel unserer Stuben- und Herzensverhältnisse ebenso abschilderten, als in jenen zumeist aus dem vorigen Jahrhundert datirenden Briefen mit so behäbiger Ausführlichkeit und Redseligkeit der Mittheilungen geschieht. Die Sitten ändern sich hierin, und es scheint, daß wir heutzutage weder Zeit noch Laune und Stimmung mehr dazu haben, so viele und lange Briefe über uns und das Unsrige zu schreiben, als man sonst in Deutschland gethan. Die einsame Stille der Briefsituation im gesprächlichen Ergehen mit einem abwesenden Gegenstande sagte aber der ganzen Anschauungsweise des vorigen Jahrhunderts zu. Der unmittelbare und lebendige Dialog konnte dagegen nie eine recht eigenthümliche, natürliche Form gewinnen, am allerwenigsten, wo er

mit künstlicher Nachbildung Plato's zum Relief wissenschaftlicher Untersuchungen dienen sollte. Solger hat in seinem Erwin ebensowohl wie in den philosophischen Gesprächen, was die Form anlangt, nur todtes Maschinenwerk geliefert. —

Eine andere Herausbildung des individuellen Nationallebens in der Darstellung geschieht durch die Beredtsamkeit, welche Wilhelm von Humboldt*) sehr treffend eine Verknüpfung der Prosa mit dem Volksleben nennt. Doch steht das moderne Leben nach dieser Seite abgeschnitten da, wo im Alterthum große Zusammenhänge stattfanden. Die antike Beredtsamkeit war allerdings mit dem Nationalleben so eng durchdrungen, daß man, wie in der Volkspoesie, gewissermaßen eine mythische Periode derselben annehmen kann, wo es keine literarische Verbreitung der Redekunst gab, sondern dieselbe rein inmitten der Bedürfnisse der Gesellschaft verbraucht und entwickelt wurde.

Unter den modernen deutschen Zuständen ist es fast nur die Kanzel, welche dies Talent weiterträgt und mit dem Volksleben in einer bestimmten Verbindung erhält. Die Beredtsamkeit der deutschen

*) Ueber die Kawi-Sprache, Einleitung CCLXI.

Kanzel ist aber für die Bildung der Sprache und Darstellung selten von gutem Einfluß gewesen, und hat oft dazu beigetragen, den deutschen Stil zu verderben, namentlich durch eine unnatürliche und unabsehbare Periodenverwickelung. Schon Herder eiferte in seinen Fragmenten zur deutschen Literatur (dritte Sammlung S. 359 fg.) gegen die ciceronianische Affectation der deutschen Kanzelredner. „Wo — ruft er aus — schleppt sich die Sprache mehr als auf den Kanzeln? Hier, wo man das Verständliche des Vortrags so oft darein setzt, mit einem Schwall von Worten nichts zu sagen, den Perioden in seine fürchterlichen Glieder zu ordnen, um einen panischen Schauder einzujagen. Wie oft hört man einen Gedanken nach diesem Zuschnitt: „„Wenn wir uns umherschauen — wenn wir — wenn wir weil es — so werden wir gewahr, daß die Menschen Sünder sind;"" — dies ist die gewöhnliche homiletische Schlachtordnung, die Bindewörter und Beiwörter und Hülfswörter und Synonymen und periodische Theile in Ueberfluß hat, um den Mangel an Gedanken zu verbergen; die das Ohr übertäubt, um nicht die Leere des Verstandes zu zeigen; dies ist der fließende Vortrag, der vor dem Essen heilsamen Appetit und nach dem Essen einen sanften Schlaf

machet. Aber nicht bloß bei diesen seichten Homileten, sondern selbst bei glücklichen Rednern muß man es oft beklagen, daß ihr Stil gleich von seiner zarten Jugend an sich nach dem Latein gebildet, daß der periodische Ceremonienzwang, der in Schulen von lateinischen zu deutschen Chrien steiget, noch manchmal bei den besten Gedanken durchblickt." —

Die Geschichte der deutschen Kanzelberedsamkeit ist eine sehr reichhaltige von dem ältesten Zeitalter der Sprache her, und hat die verschiedensten Leistungen und Ausartungen von jeher aufzuweisen gehabt. Die Ausbildung ihres höheren und gediegenen Typus ist auf den würdigen Johann Lorenz von Mosheim zurückzuführen, der im achtzehnten Jahrhundert die Sprache der deutschen Kanzel zur vollendeten Form einer kernhaften religiösen Gesinnung erhob. Fern von allem handwerksmäßigen Schematismus und zünftiger Pedanterie erscheint die Predigt bei Mosheim auf den eigenthümlichen Schwung eines inhaltsvollen und wahrhaft begeisterten Gemüths gegründet, und sucht sich zugleich eine künstlerische Vollendung und Schönheit zu geben, wie denn Mosheim überhaupt ein allgemeines für deutsche Literatur und Wissenschaft ersprießliches Streben an den Tag legte. Seine „heiligen Reden"

erſchienen zuerſt in Hamburg 1725, in ſechs Bänden. Auch ſeine „chriſtliche Sittenlehre" (Helmſtädt, 1735, 9 Bände,) iſt hier als einflußreich auf die Denkart ihrer Zeit und auf die lichtvolle gebildete Darſtellung ſolchen Inhalts zu erwähnen. Unter den Nachfolgern Mosheims auf der deutſchen Kanzel ſind in neuerer Zeit Schleiermacher, Ammon, Tzſchirner, Bretſchneider, Eylert, Marheineke, Dräſeke, und manche andere zu nennen, die nach ihren verſchiedenartigen Individualitäten zu charakteriſiren hier nicht am Orte ſcheint.

### III. Verhältniß der Proſa zur Wiſſenſchaft.

Das Verhältniß der Proſa zur Wiſſenſchaft iſt noch zu bezeichnen übrig. Die Form der Wiſſenſchaft ſteht ebenfalls in einem tiefen und eigenthümlichen Zuſammenhang mit dem Geiſt der Sprache, und wenn ſie ſich demſelben entfremdet und an zünftige Formeln und gelehrte Abſtractionen verfällt, ſo iſt es ihre Schuld. Der wiſſenſchaftliche Geiſt

ist auf seinem Gebiete einer ebenso hohen und ursprünglichen Diction fähig, als der poetische auf dem seinigen, nur gemäßigt nach den verschiedenen Elementen, auf denen beide ruhen. Plato und Aristoteles können die Begründer der wissenschaftlichen Diction genannt werden, obwohl sie Beide auf entgegengesetzten Polen die zwei Gipfel derselben bezeichnen*). Das poetische Gestalten der Erkenntniß und Forschung bei Plato tritt zu entschieden als Leistung des Talents und der Individualität auf, um als eine Norm wissenschaftlicher Behandlung im Allgemeinen zu wirken, doch ist das dialektische Wesen der Untersuchung in den platonischen Dialogen bestimmt ausgebildet worden und hat die Darstellung der Wissenschaft seitdem beständig bewegt. Aristoteles dagegen stempelt in seiner strengen Aneinanderreihung des Thatsächlichen und Gedankenmäßigen die eigentlich wissenschaftliche Epoche, in welche die Schönheit des griechischen Lebens auslief, und worin selbst die Grazien der frei umherwandelnden Speculation, die sonst in Griechenland in Gärten und Hainen ihren Gedanken nachgehangen, methodisch

*) S. W. v. Humboldt, über die Kawi-Sprache. Einleitung S. CCL.

gefangen und in einen begriffsmäßigen Zusammenhang eingeordnet wurden. In Aristoteles begründete sich die strenge Sprache der Wissenschaft, die in deren Fortentwickelung als wesentliches und leitendes Element überging, und den Einfluß der aristotelischen Philosophie durch alle Jahrhunderte hindurch bis in die Formen der modernen Geistesbildung verbreitete. Die Reinheit und Ursprünglichkeit dieser wissenschaftlichen Diction des Aristoteles, die in spröder Gemessenheit ihrem Gegenstande anliegt, ist aber in der Geschichte der modernen Wissenschaft, namentlich der deutschen, selten getroffen worden. Bestandtheile aller Art haben sich der wissenschaftlichen Darstellung angehängt, und oft gleichsam einen Abzugscanal aller schlechten Formen und Stoffe der Sprache oder auch einen Tummelplatz mystischer und phantastischer Ausschweifungen aus ihr gemacht. Die Prosa der deutschen Gelehrsamkeit, obwohl schon in Lichtenberg's klarer, körniger und lichtvoller Schreibart auf eine bemerkenswerthe Art für die Behandlung naturwissenschaftlicher Gegenstände sich gebildet zeigend, hat oft Extreme der Geistverlassenheit dargeboten, die man unter einer gebildeten Nation nicht für möglich halten sollte. Auf der andern Seite hat die höher sich gestaltende Wissenschaft, von der Bahn

der gegenständlichen Einfachheit abirrend, ſich ganz in Poeſie zurückgeſtürzt und den Kreis der auf ſich beruhenden Forſchung ſchwärmeriſch durchbrochen. So könnte zu der wiſſenſchaftlichen Abgränzung der ariſtoteliſchen Diction kein größerer Gegenſatz in moderner Darſtellung gefunden werden, als die Proſa von Görres, in der die Wiſſenſchaft wie in eine brennende Zauberwüſte voll magiſcher Lichter und Schatten verſetzt ſteht. Die Erkenntniß malt ſich hier in einer Fata Morgana von Erſcheinungen aus, die durch ein wunderbares, wenn auch auf dem Kopf ſtehendes Luftbild hinreißt, wo ſie nicht überzeugen kann. Dieſe trunkene Miſchung der Poeſie mit der Wiſſenſchaft iſt verwirrend für dieſelbe, weil ſie nicht, wie in Plato, zu einer plaſtiſchen Geſtaltung und Durchdringung kommt, ſondern gewiſſermaßen auf der Stufe ſubjectiver Verzückung bleibt. Einen modernen Ableger der platoniſchen Dialektik ſtellt dagegen die Sprache Schleiermacher's dar, in ihren rein wiſſenſchaftlichen Darſtellungen häufig peinlich und ohne den idealen Schmelz, den Plato's höhere poetiſche Natur ſelten verliert, aber in der Weihnachtsfeier, den Monologen und vielen Predigten, beſonders den frühern, oft meiſterlich und voll innerer Springkraft. Unabhängiger von beſtimmten an-

tiken Einflüſſen, aber von dem Geiſt des Alterthums und dem erhabenen Sinn ſeiner Darſtellungskunſt durchdrungen, iſt die Proſa Wilhelm von Humboldts, vielleicht die gediegenſte und großartigſte, zu der es die deutſche wiſſenſchaftliche Diction bisher hat bringen können, und die ſelbſt auf dem trockenen Felde grammatiſcher Unterſuchungen eine immer rege Geiſtesbewegung verbreitet. Die Schreibart dieſes tiefſinnigen Forſchers iſt ebenſo würdevoll als natürlich und einfach, und weiß mit Leichtigkeit das Einzelnſte in die höhere Verbindung mit dem Allgemeinen zu rücken. Als eigenthümlicher Meiſter, mit noch mehr poetiſchen und modernen Stoffen der Darſtellung gefärbt, iſt neben ihm ſein Bruder Alexander von Humboldt zu nennen, der zugleich die Gewandtheit und den Faltenwurf des Weltmanns mit wiſſenſchaftlicher Behandlungsart verbindet. Sein Stil beſitzt viel originelle Grazie, doch hat er auch manche franzöſiſche Einflüſſe in ſich aufgenommen. Eine wahrhaft poetiſche Bedeutung aber erreicht er in ſeinen Naturſchilderungen, die oft wie mit neuen Sprachorganen reden. —

Die ächte Sprache der Wiſſenſchaft wird ſich nicht leicht unabhängig von der philoſophiſchen Speculation eines Volkes zu etwas Großem bilden kön-

nen. Der Sprache der deutſchen Philoſophie fehlte aber meiſtentheils das nationelle Gepräge, ſie ſteht als eine künſtliche Maſchine da, deren Bewegungen nur der im Beſitz des Geheimniſſes Befindliche verſtehen mag. Unſere Speculation hat den Krebsſchaden der ſcholaſtiſchen Terminologie, der ſich in ihr innerſtes Leben eingefreſſen, niemals ganz verwinden können. Leibnitz*) bemerkte, daß bei den Engländern und Franzoſen die ſcholaſtiſche Methode zu philoſophiren darum abgekommen ſei, weil dieſe Nationen ſchon früh in ihrer eigenen Mutterſprache philoſophirt hätten, wodurch dem Volke und ſogar den Frauen Zugang zu ſolchen Dingen eröffnet worden ſei. Die ſtrengere wiſſenſchaftliche Speculation in Deutſchland hat freilich die Stufe der freien Darſtellungskunſt, zu der ſie Leibnitz hinüberführen wollte, nur in wenigen Ausnahmen erreichen können. Wilhelm von Humboldt ſagt in ſeiner Einleitung zur Kawi-Sprache über die philoſophiſche Diction: „Die wahrhaft tiefe und abgezogene Philoſophie hat auch ihre eigenen Wege, zu einem Gipfel großer Diction zu gelangen. Die Gediegenheit und

*) in ſeiner Abhandlung de stilo philosophico Nizolii (Opera, ed. Dutens, Tom. IV. p. 48.)

ſelbſt die Abgeſchloſſenheit der Begriffe giebt, wo die Lehre aus ächt ſchöpferiſchem Geiſte hervorgeht, auch der Sprache eine mit der inneren Tiefe zuſammenpaſſende Erhabenheit. Eine Geſtaltung des philoſophiſchen Stils von ganz eigenthümlicher Schönheit findet ſich auch bei uns in der Verfolgung abgezogener Begriffe in Fichte's und Schelling's Schriften, und, wenn auch nur einzeln, aber dann wahrhaft ergreifend, in Kant. Die Reſultate factiſch wiſſenſchaftlicher Unterſuchungen ſind vorzugsweiſe nicht allein einer ausgearbeiteten und ſich aus tiefer und allgemeiner Anſicht des Ganzen der Natur von ſelbſt hervorbildenden großartigen Proſa fähig, ſondern eine ſolche befördert die wiſſenſchaftliche Unterſuchung ſelbſt, indem ſie den Geiſt entzündet, der allein in ihr zu großen Entdeckungen führen kann." Dieſe Durchdringung des allgemeinen productiven Geiſtes mit dem philoſophiſchen und wiſſenſchaftlichen Stil kann allerdings als der Gipfelpunkt deſſelben bezeichnet werden. Aber wo in der Geſchichte der modernen Philoſophie der Gipfel der philoſophiſchen Methode erſcheint, bei Hegel, ſind die ſcholaſtiſchen Beſtandtheile der Diction, wenn auch neu und originell verſchmolzen, wieder vorherrſchend. Wenn der redneriſche Fichte als der Rhetoriker, und Schelling

mit seiner genialen Schreibart als der Dichter unter den Philosophen erscheint, so sucht der aristotelische Hegel dagegen die strengste philosophisch gelehrte Behandlung auch im Stil zu behaupten. Dennoch erreicht er in seiner eigenthümlichen Manier auch eine großartige und erhabene Darstellung, namentlich in der Phänomenologie, und in der Logik, wo die festgeschlossene und geharnischte Sprache in markigen Gebilden auftritt. Andere Partieen seiner Philosophie sind schlotterichter ausgearbeitet, und am allerwenigsten gelingt es ihm, wo er versucht, populaire Anschaulichkeit für die Vorstellung zu geben, wie an vielen Stellen seiner Vorlesungen. Unter seinen Nachfolgern, welche sich die Mission haben angelegen sein lassen, seine Philosophie zu verarbeiten, hat Karl Rosenkranz ein bedeutendes Talent für wissenschaftliche Popularität gezeigt und trägt in seinen encyclopädisch umsichtigen Schriften und Aufsätzen viel dazu bei, die Interessen der Wissenschaft und der Idee mit den fortlaufenden Zeitinteressen im Niveau zu erhalten.

Inwieweit die philosophische Darstellungskunst zu einer populairen Form für den Inhalt der Philosophie ausgebildet werden kann, stellt sich als die wichtigste Frage bei der Schreibart der Speculation

bar. Die bedeutsamsten philosophischen Ideen sind am Ende geläufige Thatsachen des Bewußtseins geworden und haben sich in die currente Anschauungsweise unwillkürlich umgesetzt. Der Begriff durchbricht die Formeln des Systems, und verbreitet sich, auf die Fortbewegungslinie der Geschichte tretend, in die Vorstellungen des Lebens. Die ächte Popularität wird in der productiven Flüssigmachung des philosophischen Inhalts bestehen und auf diese Weise dürften wohl die abgezogensten Begriffe im Genius eines großen Philosophen eine populaire Form gewinnen können. Schelling war durch seine poetische Natur dieser philosophischen Popularität am nächsten gekommen, aber seine sinnlich lebensvollen Auseinanderlegungen der Begriffe umflorten sich oft wieder auf der andern Seite mit Nebelschleiern der Phantasie, die auch den Gedanken selbst überschatteten. Die dunkelflammenden poetischen Blitze, mit denen Schiller in seinen philosophischen Abhandlungen die Sandsteppen der kantischen Kategorieen durchschoß, boten zwar oft ein prachtvolles, wenn auch schwer zu übersehendes Schauspiel, aber es war nicht die richtige Begegnung des productiven Geistes mit der Philosophie, um dieser die höchstvollendete Darstellung zu erringen. F. H. Jacobi war

auf dem Wege, der Philoſophie eine treffliche, ächt deutſche Proſa zu gewinnen, und in ſeinen klaren Gedankenentwickelungen bebten leiſe die geheimen Saiten ſeines poetiſchen Herzens durch, aber was ihm fehlte, war die wiſſenſchaftliche Großartigkeit, deren der philoſophiſche Stil nicht ermangeln darf, für die aber Jacobi ein zu weibliches Naturell hatte. Eine merkwürdige Miſchung poetiſcher und philoſophiſcher Natur ſtellt der ſibylliniſche Hamann dar, der alle Geheimniſſe und Zauberkünſte der deutſchen Sprache kennt, aber ſie mit allerlei fremdartigen und magiſchen Zuthaten behängen muß, um ſeinen wahrſageriſchen Gedankenſpielen ein Genüge zu thun. In Hamann erſcheint die philoſophiſche Sprache auf der Stufe der Prophetie, und hat die Extaſe ſowohl wie die ſpielende Dunkelheit derſelben an ſich, und nur ſein Witz erleuchtet zuweilen mit räthſelhaftem Kometenfeuer die Nacht ſeiner Darſtellung. Hamann iſt der auf tieferer wiſſenſchaftlicher Grundlage ruhende Jacob Böhme auch hinſichtlich der Schreibart, mit Ausnahme des Humors, von dem der philoſophiſche Schuſter noch keinen Anflug hatte. Auf einem Gebiet, das mehr der Poeſie als der Philoſophie angehört, zeigt Hippel den Widerſtreit eines zu gleicher Zeit poetiſchen und philoſophiſchen Natu-

rells, welcher ſich in beſtändiger Fluctuation nach dieſen zwei Seiten hin durch ſeine Darſtellungen bewegt. Seine poetiſchen Schilderungen gerathen ihm oft zu philoſophiſch, der Gedanke hängt ſeiner Phantaſie einen Schwereſtoff an, und ſeine philoſophiſchen Betrachtungen ſchlagen gern in die Region der Träume über; ein Conflict, der auch Herder's wiſſenſchaftliche Sprache ſo ſchwankend machte. —

Die am Eigentlichſten populaire Form der Speculation iſt die Geſchichte, in der das Ideelle als Thatſächliches erſcheint. Die Darſtellung der reinen Ideen wird immer mit formaliſtiſchen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, ehe ſie zu einem productiven Guß und zu einer Einheit ſich verſchmilzt. Die Darſtellung der gegebenen Thatſachen aber ſteht von vorn herein in einer freieren und heitern Sphäre und läßt dem individuellen Talent der Behandlung einen größeren Spielraum. Die hiſtoriſche Proſa hat ſich in Deutſchland nur ſelten der höchſten Vollendung angenähert, und es fehlt ihr der ſichere nationelle Takt der antiken Geſchichtſchreibung, der nur aus einem großen und in ſich beſchloſſenen Volksbewußtſein hervorgeht. Dieſer charakteriſtiſche hiſtoriſche Ton durchzieht bei den Alten ſelbſt ihre Compendien der Geſchichte mit Lebensbedeutung. Für

die Deutschen ist es schwer, überhaupt einen eigenthümlichen Ton in der Geschichtschreibung zu treffen, und wenn sie der strengpragmatischen Langenweile oder der politisch kannegießernden Manier aus dem Wege gegangen sind, haben sie sich mit unnützem Raisonnements das historische Feld verrückt, oder zur Nachahmung der alten Historiker ihre Zuflucht genommen. Unsere Literatur hat kaum eine bedeutende Geschichtsdarstellung aufzuweisen, die ganz ohne Vorbild und Anflug des Alterthums entstanden wäre, besonders haben Tacitus, Thucydides und auch Xenophon einen großen Einfluß fast überall geübt. Eine kritisch zusammengelesene Mosaik von Darstellungstönen offenbart sich bei den meisten unserer Geschichtschreiber, namentlich bei Johannes von Müller, der in der historischen Behandlung für Viele den Ton angegeben. Müller bildete seine Schreibart mit außerordentlichem Studium und sehr genauem Bewußtsein, und man kann sie ein Mischproduct der Alten und der Engländer nennen, zu einer originellen Manier verbunden durch seine hinzutretende geistige Eigenthümlichkeit, doch hat auch die französische Sprache, in der er erzogen worden, einen wichtigen Einfluß auf seinen Stil gehabt, vorzüglich in der Satzbildung. Welche Mühe sich Johannes von

Müller in der Bildung seiner Darstellung gegeben, ist interessant aus seinen Briefen, wo er sich mehrfach darüber äußert, zu ersehn. An seinem Schweizerischen Geschichtswerk arbeitend, schrieb er (unter dem 10. Juni 1777.) an seine Eltern: „Ich muß euch sagen, daß ich meinem Werke seit meinem letzten Briefe noch eine andere Vollkommenheit zu geben gesucht habe. Die deutsche Sprache, die in den meisten Schriftstellern etwas schwerklingend ist, hab' ich durch geschickte Wahl und Stellung der Worte so melodisch und sanft zu machen gesucht, als die italienische Sprache; und soweit ist meine Sorgfalt gegangen, daß ich an den meisten Orten den übelklingenden Zusammenstoß solcher Consonanten, welche einander verschlucken, der v und f, der d und t, der ch und ck, vermieden habe." —

Den Stil des Johannes von Müller lediglich auf den Tacitus zurückzuführen, ist ein ziemlich verbreiteter Irrthum, dessen er sich selbst häufig zu erwehren gesucht hat. Im Jahre 1781 schrieb er über seinen Stil Folgendes an seinen Bruder: „Seit mehr als fünf Jahren hab' ich Tacitum nicht gelesen; gleichwohl hat einer neulich gesagt, ich wäre Tacito Tacitior. Ich halte dafür, daß die Kürze meiner Schreibart von der Gewohnheit herkommt,

Alles in Auszüge zu bringen, und von der Begierde, viel zuſammenzudrängen, um keine Langeweile zu erregen." — Merkwürdig iſt auch folgende Aeußerung in ſeinem Aufſatz über Studium und Ueberſetzungen des Tacitus*), in dem er Cäſar und Machiavell für die größten Muſter der Geſchichtſchreibung erklärt: „Die großen Muſter der alten Geſchichtſchreibung deutſch zu liefern, iſt ein wahrlich ungemeines Verdienſt, eine Erneuerung deſſen, welches ſich Luther durch die Bibelüberſetzung um die Sprache erwarb. Erſt dann wird man erkennen, wie viel in ihr liegt, was ſie auch hierin vermag. Nur würde ich vielleicht nicht mit Tacitus anfangen; er iſt aus den Zeiten des von der erſten Einfalt ſchon ins Gekünſtelte ſinkenden Geſchmacks. Ich fürchte, wir würden uns bald zu viel zieren, oder vielmehr Concetti in Bande preſſen, bei denen dem Leſer nie ganz wohl iſt. Beginnen wir lieber mit Julius Cäſar's majeſtätiſcher Eleganz, mit Xenophon's goldreinem Honig, mit Herodot's Grazie; ja Thucydides in der Erzählung iſt höchſt würdig und kraftvoll klar; in Reden unvergleichlich vor an-

*) Johannes von Müller's ſämmtliche Werke, 8. Thl. S. 412.

dern, und Salluſt ihm der nächſte. Nicht, bewahre Gott, als mißkennte ich die ſtoiſche Größe der Seele des Tacitus, oder ſeinen Reichthum, ſeine Gluth, aber es kommt viel darauf an, daß die erſten Muſter die vollkommenſten, und von den herrſchenden Fehlern die entfernteſten ſeien.“ —

Indeß ſcheint Johannes von Müller doch, unbewußt oder gefliſſentlich, überſehen zu haben, was er dem Tacitus verdankt und worin deſſen eigentliche Größe und ewige Bedeutung für die Geſchichtſchreibung beruht. Wenn es auch bei Müller nicht jene Anwandlung von Eiferſucht war, in der man wohl öfter die Copie gegen ihr Original ſich auflehnen ſieht, ſo konnte ihn doch der Aerger über häufige und unverſtändige Vorwürfe der Nachahmung leicht bewegen, ſich der tacitiſchen Schreibart gegenüber für eigenthümlicher zu halten als er war. Thomas Abbt hatte in ſeinem Fragment der portugieſiſchen Geſchichte und einigen andern Aufſätzen dem Tacitus am genialſten nachgeahmt, und mit einer größern Wahlverwandtſchaft des Naturells, als ſie dem Johannes Müller zuſtand. In neueſter Zeit hat Ranke in demſelben Genre vortreffliche Töne angeſchlagen, jenen coupirten Stil eigenthümlich und geiſtvoll handhabend, ohne im höheren Grade originell

zu ſein. Seine raſche pointirte Sprache iſt für die hiſtoriſche Portraitmalerei geſchickt, zu ſpröde aber für den Fluß und Zuſammenhang der Begebenheiten. Mit genialem Raiſonnement durchdringt und verbindet Leo die Thatſachen und ſtellt ſie unter eine ſcharfe, aus dem Gedanken hervorgehende Beleuchtung, ohne ſich im Einzelnen des Stils Mühe mit ſeiner Darſtellung zu machen. Seine Schreibart hat zuweilen etwas Burſchikoſes und überläßt ſich einem geiſtreichen Cynismus, dem man freilich oft die allertreffendſten Bezeichnungen nicht abläugnen kann, doch finden ſich auch, namentlich in ſeiner italieniſchen Geſchichte, objective Darſtellungen von wahrhaft hiſtoriſcher Kraft und Würde. Zur Einfachheit und Ruhe der Alten, an Xenophon erinnernd, iſt Varnhagen von Enſe in ſeinen Biographieen und hiſtoriſchen Skizzen zurückgekehrt, dem Gegenſtändlichen ſich anſchmiegend, ohne in ſauberer Ausmalung des Einzelnen und Individuellen den allgemeinen Geſchichtsſinn zu verläugnen. —

Die politiſche Proſa konnte in Deutſchland noch bei weitem weniger dahin zielen, ſich einen Nationaltypus zu erſchaffen, als die hiſtoriſche, denn was in dieſer noch durch wiſſenſchaftliches Beſtreben erreicht und nachgeahmt zu werden vermag,

muß für jene aus dem unmittelbaren Leben entſpringen, wenn es überhaupt wirkſam und charakteriſtiſch ſein ſoll. Die römiſche Proſa bildete ſich am meiſten zum Ausdruck eines politiſchen Volkscharakters. Die politiſche Proſa der Alten hat ihren nationellen Hintergrund an der öffentlichen Beredtſamkeit, die moderne müßte dagegen durch die Debatte gepflegt werden. Für die moderne Politik fehlt ein Volksbuch, wie ſie für die Religion in der Bibel gegeben iſt, wo ſie zugleich in der modernen Sprachſchöpfung, die ſich durch Luther an ſie knüpfte, die bedeutſamſten Ausdrücke des Nationallebens gründete. Friedrich der Große beabſichtigte auch im preußiſchen Landrecht ein politiſches Volksbuch, das nach dieſer Seite eine nationale Grundlage gewähren ſollte. Eine immer höhere Ausbildung dieſes Gedankens führt in der Abfaſſung der Geſetze zu einem wahrhaft volksthümlichen Stil. Die Verdienſte Hardenberg's um eine ſchöne, klare und deutliche Geſetzabfaſſung wären bei einer umfaſſenderen Berührung dieſes Gegenſtandes vorzüglich herauszuheben. Die Klippen, an denen die Sprache der Geſetze noch immer ſcheitert, ſind aber der Canzleiſtil, der ſo viel zähe Traditionen in ſich hat, daß es ihm ſchwer wird,

ſich vernünftig reformiren zu laſſen*). Was jedoch die deutſchen publiziſtiſchen Schriftſteller anlangt, ſo ſind ihre Reihen dünn und ihre Geſtalten meiſtens dürftig, und ich weiß, was die Darſtellungskunſt anbetrifft, keinen zweiten zu nennen, der ſo wie Friedrich von Gentz hervorragte, durch welchen die Proſa der Kabinette eine künſtleriſche und ideale Höhe erſtieg. In Gentz's Schriften offenbart ſich ein ſeltener, merkwürdiger Stil, der mit aller Keckheit und Freimüthigkeit der Bezeichnung zugleich eine ſpeculative Entwickelung verbindet, in der er ſich ebenſo natürlich bewegt. Man leſe, was Varnhagen von Enſe (in der Gallerie von Bildniſſen aus Rahels Umgang I. 194.) über Gentzens Schreibart bemerkt, und was Gentz ſelbſt in ſpäterer Zeit, wo ihm eines ſeiner früheren Bücher wieder vor Augen gekommen, im Bewußtſein ſeines Talents (I. 248.) an Rahel darüber ſchreibt. —

Den Einfluß der klaſſiſchen Philologie auf die Bildung der deutſchen Schreibart und Diction

*) Leſenswerth iſt eine kleine, ſehr gut geſchriebene Schrift, die hier vor mir liegt, unter dem Titel: „Woher kommt es, daß der alte, dem Fürſten und Volke gleich ſchädliche Kanzleiſtil, welchen Friedrich der Einzige verwünſchte, und Joſeph der Einzige verbot, noch an vielen Orten herrſcht, und wie iſt er auszurotten? Von F. C. Chr. Link. (Nürnb. 1794.)

haben wir ſchon bei der Bezeichnung der Periode Klopſtock's angedeutet, wo die antiken Bildungsſtoffe eine neue Gährung in die deutſche Sprache geworfen hatten und dieſe ſich danach in ihrem eigenſten Gliederbau lebendig ausdehnte und eigenthümliche Formen annahm. Die auf dieſer Bahn weiterſchreitenden Ueberſetzungen der griechiſchen und römiſchen Autoren, in denen Johann Heinrich Voß zugleich als productiver Sprachbildner ſich bewies, haben theilweiſe eine ſchöne und nachhaltige Wirkſamkeit ausgeübt, indem ſie die innere Schaffensfähigkeit der deutſchen Sprache in allen ihren Formen neu hervorlockten. Die Proſa konnte aber davon nur wenig ſich aneignen, weil dieſe Formen, die oft nur ein ſchwindelndes Experiment waren, und auf der äußerſten Spitze der Sprachbildung ſchwebten, für den natürlichen Fluß ihrer Mittheilung ſchon zu unbequem fallen mußten. —

Die Sprache der Kritik und äſthetiſchen Betrachtung wurde durch die romantiſche Schule gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in eigenthümlichen Tönen ausgebildet, welche den Geſchmack und die Denkungsweiſe ihrer Zeit nach dieſer Seite hin weſentlich beſtimmten. Die kritiſche Darſtellungsweiſe A. W. von Schlegels, die ſo viel Licht und Wärme

entwickelte, wirkte eine Zeitlang bildend und erwekkend, doch wurde der gleißende äſthetiſche Firniß, der oft das Weſen ſeiner Betrachtungen ausmacht, bald unwirkſam für die praktiſcher gewordenen Bewegungen der Kritik, die ſich mit den bloßen Formen weniger zu thun machen. Inhaltvoller und kernhafter in ſeiner Schreibart iſt Friedrich von Schlegel, der oft erhabene Großbauten des Periodenſtils unternimmt und die ſeltene Länge und Fülle ſeiner Satzbildung doch zur Harmonie zu meiſtern verſteht. In der äſthetiſirenden Manier der Schlegel'ſchen Schule fuhr Franz Horn fort, ein ſentimental-humoriſtiſches Naturell und jean-paul'ſche Anflüge hinzufügend, auch in ſeinem Stil, der oft eine vortreffliche Durchbildung hat, mehr einem Frauenpublikum der Kritik ſich zuneigend. —

Die verſchiedenartigen Stilcharaktere der neueſten Zeit, die unter den Einflüſſen der allgemeinen Zeitverhältniſſe mehr oder weniger eigenthümlich ſich gebildet, werden erſt ſpäter in dem, was von ihnen nachhaltig und dauernd geblieben, richtig bezeichnet werden können. Die Schreibart Heine's und Börne's, die nach mehreren Seiten hin das Weſen der neueren literariſchen Bewegungen charakteriſiren hilft, wollen wir jedoch hier noch in einigen Zügen an-

ſchaulich zu machen ſuchen. Wie ſehr Heine Meiſter in der muſikaliſchen Behandlung der Periode iſt, wird ihm jeder dafür Empfängliche zugeſtehen. Aber dieſer feine muſikaliſche Sinn für Hebung und Senkung, für Satz und Gegenſatz, verlockte ihn auch in das Inwendige des Inhalts beſtändig ſolche muſikaliſch wirkende Gegenſätze zu verlegen, und wo keiner da war, ſtellte er eine geheime Windharmonika auf, in die ſein Witz ein Schelmenſtück hineinblaſen mußte. So führt er mit ſeinem Stil immer allerhand blendende Scheinmanoeuvres auf, um nur Contraſte herauszubringen, die einen piquanten Klang geben. Dadurch hat er ſich gewöhnt, nichts ſo zu ſagen, wie es eigentlich iſt, ſondern wie es einer Tonart ſeiner Stimmung ſich fügt, welche ihm gerade in den Ohren ſummt. Die Muſik ſeines Witzes, und der Witz ſeiner Muſik, haben ihm das Bedürfniß auferlegt, zu der Hebung überall auch die Senkung, zu dem Satz ſich den Gegenſatz zu ſuchen, und ſo läßt er nichts in ſeiner Darſtellung beſtehen, was er nicht auch wieder umwerfen müßte. Darum wird der Ernſt ſofort zum Scherz, und der Scherz, der ſich am Ende über ſich ſelbſt luſtig macht, häufig zur Grimaſſe.

Auch Börne hatte ſich durch den bloßen Witz ſeines Stils häufig genug zu polemiſchen Experimenten

verleiten laſſen. Indeß hatte doch auf Börne's Stil die Geſinnung ohne Zweifel einen mächtigern Einfluß als der Witz, und überhaupt ſcheint der börne'ſche Stil, beſonders in ſeinen frühern Schriften, als maaßvolle und künſtleriſche Ausarbeitung der Gedanken der heiniſchen Schreibart vorzuziehen. Wenigſtens iſt Heine's Urtheil über Börne's Stil*) durchaus ungerecht, und die Anſpielung auf „reichſtädtiſches Spießbürgerthum" und auf die „Aengſtlichkeiten" ſeines frühern Polizeiamtes, wovon Börne in ſeinem Stil immer etwas beibehalten habe, ſind eben ſo willkührlich als boshaft. Es iſt wahr, Heine verſtand in ſeinem Stil, die Gegenſätze, die er oft ſo poſſierlich zuſammenwürfelte, oft zu wahren Meiſterſtücken des Humors herauszuputzen und zu verkleiden, und da er ein Virtuoſe des Drolligen iſt, worin er mit Voltaire verglichen werden kann, ſo benutzt und erſinnt er allerhand luſtige Geſchichten, welche er als Blumenteppich zur Einwickelung ſeiner Schlangen braucht, und wodurch ſeine Darſtellung beſtändig etwas fein Durchhauchtes gewinnt. Börne fiel dagegen in ſeinen letzten Schriften oft genug mit

*) In dem Buch: Heinrich Heine über Ludwig Börne, S. 163—64.

der Thür ins Haus, und dann kränkelte ihm auch der Gram der Zeit, dem er ſich geopfert, jenen bleichen und furchtbaren Ernſt an, der auch ſeine Darſtellung als ein ſchlotterndes Geſpenſt erſcheinen ließ. Heine's Stil konnte ohne Zweifel auf den ganzen Charakter der Literatur eine gefährliche Einwirkung haben, indem er dazu verführen mochte, nichts mehr einfach um ſeiner ſelbſt willen zu ſagen, ſondern gleichſam aus Ueberdruß an dem Inhalt ſelbſt, durch künſtlich aufgeſetzte Lichter einen ſo fremdartigen Reiz in denſelben hineinzubringen. Indeß ſpiegeln ſich in der Eigenthümlichkeit dieſes heine'ſchen Stils viele Einflüſſe der heutigen Zeit- und Lebensanſchauung wieder, denen ſich Niemand entziehen kann, und welche die ganze heutige Darſtellungsweiſe mehr oder weniger färben. Auch kann Heine noch das beſondere Verdienſt in Anſpruch nehmen, daß er das Plaſtiſche der Schreibart, das Schreiben für die ſinnliche Anſchauung, auf meiſterhafte Weiſe gefördert hat. Aber ſelbſt dieſe poſitiven Eigenſchaften ſeines Stils erſcheinen bei ihm ſo häufig nur als Gaukeleien des Gedankens, daß das, was die Hauptſache alles Stils bleiben muß, der Inhalt, faſt nie vorurtheilsfrei und unvermiſcht darin zur Erſcheinung kommt. Dieſem ſubjectiv befangenen heineſchen Stil

gegenüber erſcheint der Stil des reinen Inhalts, welcher ſeine höchſten Geſetze nur von dem darzuſtellenden Gedanken empfängt, und mit demſelben niemals willkührlich zu ſchalten wagt, als die richtigere und einzig nothwendige Schreibart, und wie ſich die deutſche Literatur überhaupt in dem Grundweſen ihrer Darſtellung wieder der Einfachheit zuzuneigen angefangen, ſo wird auch der Stil des reinen Inhalts, der Stil des Gedankens, in derſelben immer mehr wieder zu einem herrſchenden Typus ſich erheben.

# Namen-Register.


A.

Abbt (Thomas) 368
Abelung 108
Agricola 219 u. folgd.
Albertus (Laurentius) 239
Ammon 354
Ariſtoteles 106, 355

B.

Balde (Jakob) 245
Bebel (Heinrich) 219
Behaim (Mathias v.) 167
Blair (Hugo) 103
Bödiker 267
Boccaccio 53
Bodmer 289
Boeckh 35
Böhme (Jacob) 249
Börne 374
Bohſe (Auguſt) 284
Brand (Sebaſtian) 179
Braunſchweig (Herzog v.) 273
Breitinger 289
Büffon 112
Bucholtz (Andreas Heinr.) 276
Bürger 103, 104

C.

Calprenède 274
Campbell (Georg) 122
Cantimpratenſis (Thomas) 166
Cäſar 56
Cicero 51 u. flgd.
— 56
— 116
Contractus (Hermannus) 161

D.

Dalberg (Hans v.) 182
Dräſeke 354
Dürer (Albrecht) 229

E.

Ebnerin (Maria) 163
Eckermann 347
Engel 133 332
Etterlyn (Petermann) 171
— — 229
Eybe (Albrecht v.) 172, 182
Eylert 354

F.

Fabricius 239
Fichte 360
Fiſchart (Johann) 230 u. flgd.
— — 238
Flemming (Paul) 81
Frangk (Fabian) 239
Franck (Sebaſtian) 224 u. flgd.
— — 238
Freyſingen (Otto v.) 161
Friedrich (der Große) 303

G.

Gans (Eduard) 348
Garve 133
Gellert 323
— 349
Gheysmar (Thomas) 171
Gensbein (Johann) 168
Gentz 371
Goethe 92
— 130
— 136
— 301 u. flgd.
— 316
— 334
— 339
Gottſched 284
Louiſe Adel. Gottſched 285 und flgd.

Graff 21
Görres 357
Grimm (Jacob) 18
— — 35
— — 43
— — 116
— — 188
Günther 82
— 86

H.

Hagedorn 291
Haller 291
Hamann 123
— 362
Hardenberg 370
Hebel 218
Heidegger (Gotthard) 275
Heine 373 u. flgd.
Henisch (Georg) 264
Hegel 360
Herder 39
— 66
— 130
— 289
— 296
— 352
— 363
Herodot 367
Hirschberg (Greisenſohn v.) 277
Hippel 46
— 53
— 363
Hoffmannswaldau 269 u. flgd.
Home 103
Homer 115
Horn (Franz) 373
Hugo (Victor) 95
Humboldt (Alex. v.) 358
Humboldt (Wilh. v.) 9
— — 16
— — 60
— — 117
Humboldt (Wilh. v.) 321
Hunold 284

J.

Jacobi (F. H.) 362
Iffland 332
— 333
Ikelſamer (Valentin) 239

K.

v. Kaiſersberg (J. Geiler) 178
— — 203
Kant 360
Kero 144
Klopſtock 30
— 31
— 135
— 295 u. flgd.
— 308
Knebel 133

L.

Lamennais 95
Laurenberg 218
Leibnitz 1
— 13
— 21
— 30
— 23
— 27 u. flgd.
— 37
— 90
— 242
— 248
— 264
— 341
Leo 369
Leroux 95
Leſſing 226
— 301
— 310 u. flgd.
— 332
Lichtenberg 356
Lirar (Thomas) 171
Liskov 293

Lohenstein 269 u. flgd.
Luther 37
— 167
— 183
— 185
— 187
— 190 u. flgd.
— 238
— 367

M.

Marheineke 354
Marner 147
Matheſius 192
v. Megenberg (Conrad) 166
Meier (G. F.) 298
Melanchthon 167
Metternich 26
Morhof (Daniel) 267
Möſer (Juſtus) 343
Moſcheroſch 280
Mosheim (Joh. Lorenz v.) 353
Muhamed 26
Müller (F. v.) 347
Müller (Johannes v.) 365 u. flg.
Münſter (Sebaſtian) 229

N.

Necker 119
Nördlingen (Heinr. v.) 163
Notker 145
Novalis 324

O.

Oelinger 239
Olearius (Adam) 278
Opitz 253 u. flgd.
— 296
Otfried 144
Other (Jacob) 180
Otmar 190

P.

Paſſau (Otto v.) 164
Paul (Jean) 113
— — 130
— — 326
Peterſen 302
Philippi 294
Pirkheimer 182
Plato 355
v. Plenningen (Ditrich) 182
Pückler (Fürſt) 75
— — 338

Q.

Quinctilian 122

R.

Rahener 324
Radlof 99
— 103
— 186
Rahel 76
Ranke 368
Reichenthaler 171
v. Repgow (Eicke) 150
Riedeſel (Johann) 168
Rinkenberg 147
Rolewiek 171
Roſenkranz 368
Roſt 293
Rothe (Johann) 168
Rouſſeau 119
Rumohr 348

S.

Sachs (Hans) 103
Salluſt 368
Sancta Clara (Abrah. a.) 279
Sand (George) 95
Schelling 360, 362
Schottel 264
Schodel 171
Schefer (Leopold) 330
Schiller 333 u. flgd.

Schilling (Diebold) 171
Schlabrendorf 42
Schlegel (A. W.) 372
Schlegel (Friedrich) 373
Schleiermacher 306
— 354
— 357
Schuppius (Joh. Balth.) 261
— — — 281
Shakſpeare 217
— 236
— 307
— 331
Seudery 274
Sievers 294
Steinbach 267
Steinhövel 171
Stieler (Kaspar) 264
Sturz (Helfrich) 345
Süßmilch 6

T.

Tacitus 51
— 54 u. flgd.
— 367
Tauler (Johann) 155
— — 157 u. flgd.
Thomaſius (Chriſtian) 251
Thucydides 367
Thümmel 337 u. flgd.
Thurmayer 170
Tieck 327 u. flgd.
— 334
Tſchudi (Aegidius) 229
Twinger (Jacob) 168
Tzſchirner 354

U.

Ulfila 139
— 149

V.

Varnhagen (v. Enſe) 346. 369
Vigny (Alfred v.) 95
Vogelweide (Walther v. d.) 147
Voß (Joh. Heinrich) 372

W.

Waſſerleiter (Goswin) 229
Wenzel (König) 148
Weſſel 61
Weckherlin (Rudolf) 239
Wickram (Georg) 237
Wieland 32
— 301
— 337
Winkelmann 301
— 313
Wyle (Nic. v.) 183
Wolf 252
— 304
Würzburg (Conrad v.) 156

X.

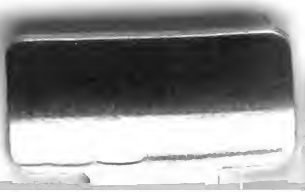
Xenephon 367

Z.

Zeeſen (Philipp v.) 260
Zeiller (Martin) 82
Ziegler (Heinr. Anſelm v.) 273
Zimmermann 344
Zweeter (Reimar v.) 147

Druck von Gebr. Schlesinger.

Druck von Gebr. Schlesinger.

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01485 5798

A 733,235 DUPL